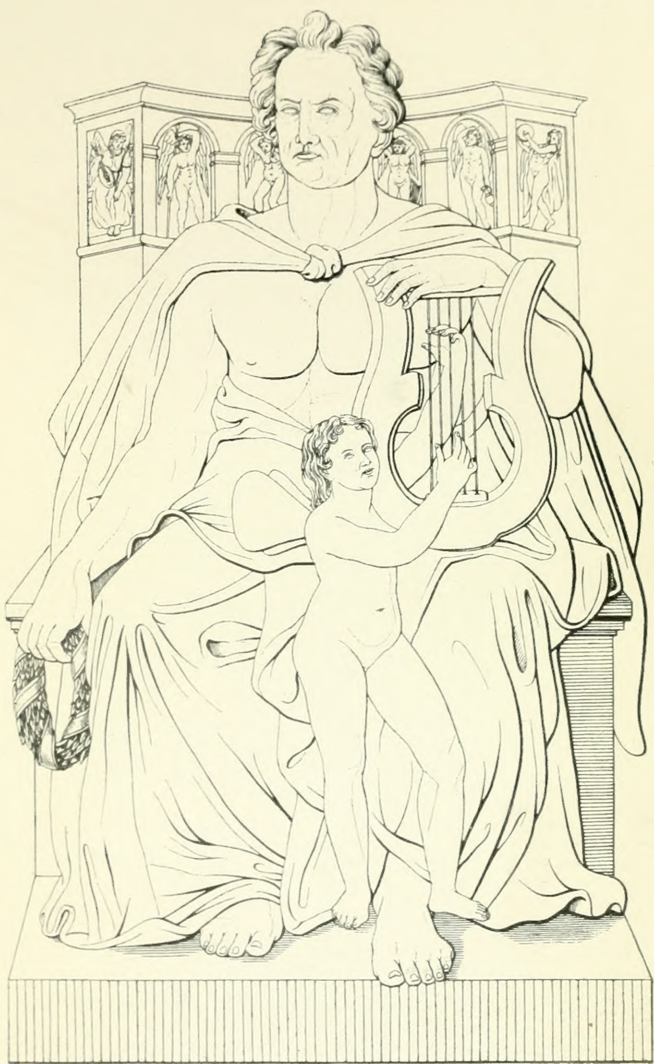






Bettina von Arnim:

Entwurf zu einem Goethedenkmal (1825)

JAHRBUCH
DER SAMMLUNG
KIPPENBERG

*

ZWEITER BAND

1922

*

MIT SIEBEN BILDERTAFELN

ERSCHIENEN IM INSEL-VERLAG
ZU LEIPZIG

NEUE GOETHEBRIEFE

*

Aufgefunden und herausgegeben von

Conrad Höfer

Die nachfolgenden Briefe des Dichters stammen neben einer Reihe anderer bedeutungsvoller Schreiben[1]) aus dem ehemaligen Besitz eines deutschrussischen Edelmanns, der Beziehungen zum Kanzler von Müller unterhalten haben muß. Ein freundlicher Zufall hat es dem Herausgeber ermöglicht, sie mit ihren Gefährten vor dem Vergessenwerden, vielleicht vor dem Untergang, zu bewahren und der Sammlung Kippenberg zuzuführen.

---

1) Darunter endlich das langgesuchte Original des Briefes der „Melpomenischen zum Wallensteinischen Unwesen gnädigst verordneten Commission G et K" an Schiller vom 27. Dezember 1798, der bisher nur nach dem ersten Abdruck in „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840.", Weimar o. J., S. 141 wiedergegeben werden konnte, des weiteren eine bisher unbekannte Abschrift des französischen Briefes Goethes an die Herzogin von Montebello vom 22. Februar 1812 (von Riemers Hand), die nicht abgesandte Fassung des in der Weimarer Ausgabe nach dem Druck in einer Zeitung wiedergegebenen Briefes an Wilhelm von Humboldt vom 20. Juni 1823, der in der Weimarer Ausgabe nach dem Konzept gedruckte Brief an Heinrich Meyer vom 20. Juli 1831 u. a. m. Nach den obigen Mitteilungen über die Herkunft der Briefe erscheint die Schlußfolgerung naheliegend, der Verfasser des anonymen Aufsatzes in „Weimars Album" über die erste Aufführung der Piccolomini sei der Kanzler Friedrich von Müller.

Über den Empfänger der vier ersten Briefe, den Baukondukteur und Wegebauinspektor Johann Georg Paul Goetze, sind wir durch Adolf Doebbers sorgfältige Arbeit „Lauchstädt und Weimar. Eine theatergeschichtliche Studie." Berlin 1908, genauer unterrichtet. In Zeitlers Goethehandbuch hat Doebber die wesentlichen Ergebnisse seiner Forschungen wiederholt.

Darnach ist Goetze am 2. März 1759 in Weimar als Sohn eines Musikers geboren. Spätestens im Jahre 1777 hat Goethe den helläugigen und aufgeweckten Burschen als „kleinen Diener" zur Unterstützung Philipp Seidels zu sich genommen und bald Gelegenheit gefunden, den praktischen Verstand, die Arbeitslust und die Zuverlässigkeit des neuen Hausgenossen zu erkennen, der ihm in dankbarer Gesinnung anhing und sich eifrig bemühte, die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen, für deren Beträchtlichkeit u. a. die greuliche Rechtschreibung zeugt, die Goetze in seinen Niederschriften nach des Dichters Diktat vollführt hat.

Es ist schließlich kein Wunder, daß Goethe, besonders nach der Rückkehr aus Italien, den anstelligen und frischen Mann, dessen Mutter überdies in des Dichters Hauswirtschaft tätig war, gern um sich hatte und daß er ihn auch auf seinen Reisen nicht entbehren mochte. So wurde Goetze seines Herrn Reisemarschall u. a. auf der unerquicklichen Fahrt nach Venedig im Frühjahr 1790, über deren Verlauf und Kosten er genaue Aufzeichnungen gemacht hat.[1])

[1]) Vgl. auch den Brief Goethes an Caroline Herder vom 4. Mai 1790, wo behauptet wird, Goetze habe durch den Scherz mit dem Tierschädel auf dem Judenfriedhof zu Venedig ungewollt des Dichters naturwissenschaftliche Erkenntnisse erweitern helfen.

Wie er sich in Goethes ganze Art einzuleben wußte, dafür zeugen einerseits die Zeichnungen Goetzes, die eine gewisse ursprüngliche Begabung verraten und deren Technik, wie Doebber schon betont hat, mit der seines Herrn verwandt ist. Dafür zeugt aber ferner ein Stammbuchblatt, das sich wie der Nachhall einer Äußerung des Dichters über italienischen Schmutz und venezianische Unordnung und über die symptomatische Bedeutung beider anhört und das sozusagen Goethische Weisheit in homöopathischer Verdünnung darstellt. Das Blatt, das Anton Kippenberg im vergangenen Jahre einem kleinen Kreis von Freunden in einem scherzhaften Faksimiledruck zugänglich gemacht hat, ist einem Studenten Bernhard Saal aus Pfiffelbach bei Weimar gewidmet, der Goetzes Freund war, und lautet:

Freund bemercke besonders den Geist der Ordnung und Unordnung, der Reinlichkeit und Unreinlichkeit, der in den Häusern und Arbeitzimmern herrscht — Du wirst sehen, wo nicht, wie's im Kopfe, oder Herzen, doch wie's im Geschmacke und der Einbildungskraft aussieht.

Weimar den ersten Tag den 12. Monat 1790.
bey Durchlesung dieser Blätter dencke auch zuweilen an Deinen Freund. Joh. Georg Paul Goetze.

Während der Campagne in Frankreich betreute Goetze seinen Herrn mit aufopfernder Sorgfalt, wofür er noch bei dem alten Dichter, der ein Menschenalter später seine Erinnerungen an jene schlimmen Monate niederschreibt, dankbare Anerkennung fand. Es bereitet Goethe offensichtliches Vergnügen, das werktätige Interesse seines Dieners für die schönen Französinnen zu betonen, die sich

in ihrer Ratlosigkeit nicht zu helfen wissen, oder von dem gefährlich aussehenden Stockdegen zu erzählen, mit dem sich Goetze in Verdun für alle Fälle bewaffnet, oder auch von dem Regenwasser, das der Fürsorgliche vom Schutzleder der „werten böhmischen Halbchaise“ schöpft, um dem hungernden Dichter und Kriegsbummler eine Schokolade zu bereiten. Er rühmt das Geschick, mit dem der Getreue den Reisewagen mit seinem kostbaren Inhalt an Wertsachen und Manuskripten durch die Gefahren des traurigen Rückzugs hindurchbugsiert, und betont, wie stark ihm bewußt gewesen sei, daß ihm durch die Tätigkeit des wackeren Mannes alles Anvertraute bestimmt und sicher erhalten werde. Man kann Goethes beglückten Ausruf nach längerer Trennung: „Paul, Teufelsjunge, bist du's?“ schon nachfühlen und fast noch mehr, wie die sorgende Mutter Aja dem „getreuen Schildknappen“ dankt, der ihr den Hätschelhans so sorgfältig behütet. Der Dichter aber nützte die Erinnerungen seines ehemaligen Dieners an die der Campagne sich anschließende Kahnfahrt auf Mosel und Rhein für seine schriftstellerischen Absichten, indem er den alten Reisegefährten dreißig Jahre darnach bat, sie ihm doch aufzuschreiben; und es ist interessant, Goetzes Niederschrift mit dem zu vergleichen, was Goethe daraus gemacht hat.

Da Goethe dem Getreuen eine dauernde Stellung in seinem Hause nicht bieten konnte, erachtete er es für seine Pflicht, ihm ein seinen Neigungen und Fähigkeiten angemessenes Amt zu verschaffen. In einem untertänigsten Promemoria vom 20. März 1794 sagt er von Goetze, er besitze Gesundheit, Fähigkeit, sinnliche Gegenstände gut zu beurteilen, und zweckmäßige Tätigkeit. Im Schreiben und Rechnen sei er nicht ungeübt, im Zeichnen

vorzüglich geschickt, mit dem Berg- und Wasserbau, auch sonstigem Bauwesen im allgemeinen bekannt, „so wie mir seine Treue bisher in allen Fällen erprobt gewesen". Auf Grund dieser Empfehlung wurde Goetze zum Baukondukteur bei der Wegebaukommission mit dem Sitz in Jena bestellt und erhielt ein Jahresgehalt von 50 Talern zugesichert.

Daß Goetze das Vertrauen nicht enttäuscht hat, das Goethe in ihn setzte, dafür lassen sich viele Beweise anführen, die hier nicht Platz finden können. In Doebbers Buch sind ihrer so manche zusammengestellt, mögen sie sich nun auf das Wasser- oder Straßenbauwesen oder im besonderen auf Goetzes entscheidende Mitarbeit am Bau des Lauchstädter Theaters beziehen. Andere, mehr persönlichen Charakters, sind in Goethes Briefen da und dort zu lesen: so besorgt er Kohlrabipflanzen für Christiane, malt für das Puppentheater, das der kleine August zu Weihnachten bekommen soll, eine Straßendekoration und ein Portal, oder er vermittelt für den in Jena allein lebenden Dichter fürtreffliche Knackwürste, „sie mögen nur ein bischen zu stark gesalzen sein". Da fertigt er „artige Risse" für die Bücherrepositorien der Jenaer Bibliothek oder leistet trotz mancher Hindernisse, die sich aus den besonderen Jenaischen Verhältnissen erklären, fachmännische Hilfe beim Bau eines neuen Glashauses. Da sendet der werte und vortreffliche Inspektor für das Mosaik hinter der neuen Gartentür am Stern, die so „gar architektonisch ansehnlich unten auf der Wiese stolziert", kohlschwarze und schneeweiße Saalkiesel. Und endlich in den schweren Sommertagen des Jahres 1828, als der Dichter in der Dornburger Einsamkeit mit seinem Schmerz um des geliebten Fürsten

und Freundes Tod fertig werden muß, wendet sich „der alte Bekannte im alten Sinne“ an den Treuen drunten in Jena, ladet ihn zu sich ein und bittet um Zusendung einiger Flaschen leichten Würzburgers. „Habe Dank für manche Mühe und Nachhilfe“, so lautet das letzte Wort des Dichters an den treuen Mann, der ihn nur um drei Jahre († 23. Februar 1835) überleben sollte.

Den bekannten Briefen an und über Goetze schließen sich hier ein paar neue Schreiben an, die das Verhältnis zwischen dem Dichter und dem ehemaligen Diener anmutig beleuchten und deren Veröffentlichung deshalb nicht unwillkommen sein dürfte.

I

Du erhältst hiermit einen Auftrag den du aufs genauste und beste zu besorgen hast, ohne daß jedoch Jemand in Jena etwas davon erfährt.

Sonnabends, gegen Abend, wird eine Gesellschafft in Kahle eintreffen, die daselbst zu Nacht speisen und übernachten will. Es können drey oder vier Herren und einige Bedienten seyn. Sorge daher, daß in dem besten Wirthshause daselbst die Zimmer rein und geheitzt sind, auch daß ein gutes Abendessen bereit ist, du kannst allenfalls von Jena einiges Wildprett hinschaffen.

Ich überlasse dir die Art wie du die Sache am besten zu besorgen glaubst, vielleicht wäre es am besten du avertirtest den Wirth durch einen Boten voraus, und rittest Freytag Abends selbst hin, um zu sehen ob alles gut eingerichtet ist, so viel als es ein Gasthof in einem solchen Städtchen erlaubt. Da du diesen Brief Dienstag früh erhältst, so kannst du mir mit dem Kammerwagen schreiben der Mitwochs hier ankommt, weil wahrscheinlich

keine Botenweiber gehen, und ich kann dir mit der Post, die Donnerstags Abends hier abgeht noch allenfalls meine Meynung sagen.

Lebe wohl, und besorge alles aufs beste.

Weimar am 24. Dec. 1798.

[eigenhändig:] Goethe.

Der Brief wird erläutert durch Carl Augusts Schreiben an Goethe (Wahl I, 270): „Bringe mir morgen Meyers Ideen zu Tische mit und iß bey mir alsdenn. Götze laße wißen, daß er sorgen möge, daß ich so zwischen 3—4 Nachmittags etwas zu eßen in Kahle finde; ich dencke so gegen Mittag hier weg auf Jena zu fahren, wo ich relai finde. Schönstens dancke ich für die Besorgung. C. A. Ich bringe drey Pferde, den Cammerdiener, einen Jäger und einen Kutscher mit." Nur erfährt man nichts von den übrigen zwei bis drei Herren, auf die Goethes Brief noch hindeutet. Vielleicht hat eine mündliche Verabredung stattgefunden, als Goethe mit Carl August zufolge des eben zitierten Briefes zu Mittag aß. Das von Wahl aus den Fourierbüchern erschlossene Datum (28. Dezember) müßte freilich auf Grund unseres datierten Briefes geändert werden.

Goethes Schreiben hat sich offenbar mit einem Brief Goetzes gekreuzt, der die folgende Äußerung des Dichters veranlaßt. Auf die Tätigkeit Goethes in Wasserbausachen im allgemeinen, die in den Briefen an C. G. Voigt wiederholt erwähnt wird, kann hier nicht eingegangen werden. Es handelt sich für uns nur um Goetzes Anteil an der Arbeit der Saaleregulierung und des Uferschutzes. Im August 1796 hat Goethe den neuen Kondukteur in das Wasser- und Uferwesen installiert. Er werde hoffentlich

von guten Diensten sein (an C. G. Voigt, August 1796). Zunächst dreht es sich offenbar um kleine Flußkorrekturen, wie aus demselben Brief hervorgeht: „Ich wollte nur, daß der Gegenstand bedeutender wäre; doch ist ein kleines gutes und rechtes auch ein gutes und rechtes." — Besonders sollen die Korbermacherweiden nur insofern geschnitten werden dürfen, als der Vorteil des Uferbaus es zuläßt (an Voigt, 17. Oktober 1796). — Im Winter 1798 auf 1799 tritt auf einmal die Gefahr des Eisgangs stark in den Vordergrund der Erwägungen. Die Veranlassung dazu ist aber Goetzes oben erwähnter Brief. Goethe beantwortet ihn so:

II

Du hast wohl gethan, mich von dem Zustand der Saale bey gegenwärtigem Frost zu unterrichten, ich wünschte nun aber daß du mir auch einige Vorschläge mittheiltest, wie allenfalls einem zu besorgenden Uebel zu begegnen wäre; ob wohl gegen eine so große Naturwirkung wenig zu thun ist und dabey so viel vom Zufall abhängt.

Vor allen Dingen müßte man den Eisrechen und den Damm besichtigen ob sie in solchem Stande sind, daß ein kommendes Eis die weder umwerfen noch umgehen kann ferner müßte dem Brückenmüller aufgegeben werden daß er in einem Falle wo der Eisgang zu besorgen ist, die Mühle gleich zusetze, wodurch der Zug nach der Stadt auf einmal gehemmt ist mehr oder weniger läßt sich ein solcher Eisgang zeitig genug voraussehen.

Außer dieser Vorsorge will mir gegenwärtig nichts einfallen allenfalls könnte man die Leute in der Saalvorstadt auf die Gefahr aufmerksam machen daß sie ihr Vieh bey Seite brächten und sich einrichteten aus den untern Zimmern in die Obern zu flüchten.

Schreibe mir bald deine Gedanken damit ich das weitere besorgen kann. Wegen des gestrigen Auftrags erwarte Antwort. Weimar 25. Dec. 98.

[eigenhändig:] G.

[Adresse:] An den Conducteur Goetze franko nach Jena.

Eine Antwort Goetzes ist mir nicht bekannt. Wohl aber spiegeln ein paar Tagebuchnotizen aus Jena, wo Goethe seit dem 7. Februar weilt, den Vorgang: „1799. 21. Februar: Erwartung der Eisfahrt. 22. Früh 5 Uhr ein Gewitter, das Eis fing an zu brechen und zu ziehen. 23. War die Nacht das Wasser am größten gewesen und hatte am Schloß vier Stufen erreicht. Ich ritt mit Goetze gegen den Ammerbach ..." Dazu sind die Briefe Carl Augusts an Goethe vom 21. und 22. Februar 1799 zu vergleichen (Wahl I, 272 f.), der hilfsbereit ein Kommando zur Verfügung stellt und seiner Befriedigung über den guten und raschen Verlauf des Hochwassers Ausdruck gibt. Auf die übrigen Notizen in Briefen und Tagebüchern, die von Goethes Anteil an Goetzes Wasserbauarbeiten zeugen, sei nur summarisch hingewiesen. Mit dem Jahre 1799 scheint dieser Anteil überdies erloschen zu sein. —

Über den in den beiden folgenden Briefen an Goetze erwähnten Versuch auf Alabaster kann ich leider keine Auskunft geben; das Tagebuch versagt ganz, die Briefe zum größten Teil. Vielleicht ist die Stelle, wo der Alabaster seiner Zeit gefunden wurde, im Ziegenhainer Tal zu suchen; hier war, am Südfuß des Hausberges, zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein Alabastersteinbruch in Betrieb.

Die Briefe lauten:

III

Es ist mir sehr angenehm, daß der Versuch auf Alabaster so glücklich abgelaufen ist. Fahre mit der Arbeit fort bis die 50 Thaler zu Ende gehn. Berichte alsdann die Lage der Sache. Wenn man genugsam gebrochen hat; so dächte ich verschläge man das äußere Stollenloch, daß nicht Jedermann dazu kann und ließe den Bruch eine Weile ruhen. Den schon gewonnenen Alabaster wirst du wohl schon herein und in gute Verwahrung gebracht haben.

Weimar den 16 November 1805.

[eigenhändig:] Goethe.

IV

Das große Stück Alabaster, von welchem du mir schriebst, sende sogleich mit andern, die ihm zunächst an Größe und Güte gleich kommen, auf einem von deinen Karren herüber. Ich lege die Adresse bey, welche du dem Knechte mitgeben kannst, damit die Stücke gleich hier am rechten Orte abgeladen werden. Siehe ja fleißig zu, daß du große Stücke gewinnst, weil man davon Vasen zu machen gedenkt. Sondere auch die reinen von den unreinern ab, und lebe wohl

Weimar den 17 November 1805.

[eigenhändig:] G.

[Von Goethes Hand:] Herrn Wegekommissair Goetze Jena fr.

Die Adresse, von der Goethe im zweiten Briefe schreibt, ist wahrscheinlich die des Bildhauers Karl Gottlob Weißer, denn in Carl Augusts Brief an Goethe, den Wahl I, 340 abdruckt, heißt es: „Gieb so ein hübsches Stück Gyps an Weisern, daß er eine Vase daraus mache und laße dir

nur das nöthige Geld anweisen." Damit wäre auch die Richtigkeit von Wahls Datierung (1805) erwiesen.

Der letzte Brief endlich, den wir hier veröffentlichen, gehört innerlich nicht zu den vorhergehenden. Er bedarf keiner Erläuterung.

V

Die Frauenzimmer, mit Nahmen von Barst, die mir schon durch beyliegenden Brief des Hofrath Jung in Marburg empfohlen waren, und die der neulich hier gewesene Chur Trierische Cammerherr Weidre von Malberg angekündigt hat, sind nun angekommen und wünschen, wie beyliegendes Billet zeigt Durchl: der Herzogin ein Empfehlungsschreiben abzugeben und ihre Waaren bey Hof auszulegen, sie wenden sich an mich und ich ersuche hierdurch Frau Cammerherr von Wedel und Herrn Cammerherr von Luck gehorsamst, ihre Bitte zu begünstigen und entweder den Frauenzimmern unmittelbar oder mir die Resolution auf ihr Gesuch um so mehr bald bekannt zu machen, als sie etwas spät einlangen um zum heiligen Christe noch etwas von ihren Waaren absetzen zu können. Weimar an 23ten Dec. 1796.

[eigenhändig:] Goethe.

[Adresse:] An Frau Cammerherr von Wedel und Herrn Cammerherr von Luck Hochwohlgeb.

JULIUS PETERSEN

MITTEILUNGEN AUS DEM BRIEFWECHSEL ZWISCHEN CARL ALEXANDER VON SACHSEN-WEIMAR UND JOHANN PETER ECKERMANN

„Vom Prinzen kann ich sagen, daß er eine besondere Stelle in meinem Herzen hat. Ich hoffe viel Gutes von seinen geistigen Fähigkeiten und seinem Charakter, und werde gern meine wenigen Kenntnisse zu seiner Disposition stellen. Ich werde mich immer weiter auszubilden suchen, und er wird immer älter werden, um das empfangen zu können, was ich etwa Besseres zu geben hätte." Mit diesen Worten hat Eckermann (an Goethe, Genf 13. Sept. 30, mitgeteilt in den „Gesprächen") die Aufgabe begrüßt, die ihn nach der Rückkehr von seiner Italienreise in Weimar erwartete. Manchen jungen Engländer, der Weimar besuchte, hatte er in der deutschen Sprache unterwiesen; dadurch und durch seine Lektüre hatte sich der Autodidakt so gute Kenntnisse erworben, daß ihm Ende 1829 der englische Sprachunterricht des damals elfjährigen Erbgroßherzogs Carl Alexander anvertraut worden war. Nun erhielt er in Genf durch Soret, den Gouverneur des Prinzen, die Mitteilung, daß ihm noch zwei weitere Stunden zugelegt würden und daß durch ein festes Gehalt seiner ungesicherten Existenz ein erster Stützpunkt geboten werden solle.

Die neuen Unterrichtsfächer sind deutsche Literatur und Stilübungen. Vossens „Luise" und Lessings „Minna von



Carl August Schwerdgeburth [?]: Carl Alexander
Bleistiftzeichnung (1850)

Barnhelm" sind in den „Gesprächen mit Goethe" (9. Febr. und 27. März 31) als Gegenstände der Lektüre gelegentlich erwähnt; das war nur Propädeutik für den Hauptzweck und Mittelpunkt, den der Literaturunterricht in Goethes Dichtung fand. So hat Eckermann als Führer zu Goethe den bestimmenden Inhalt in das Leben eines Fürsten gelegt, der noch in seinen letzten Lebenstagen den Ausspruch tat: „Ich könnte alles entbehren, Goethe nicht!"

Die nachhaltenden Wirkungen des Unterrichts sprechen sich in den herzlichen Briefen des Schülers aus. Von den 38 Briefen Carl Alexanders an Eckermann, die in der Sammlung Kippenberg verwahrt werden, ist die Hälfte datiert und umfaßt den Zeitraum vom 10. August 1838 bis zum 23. Juni 1846. Von den 19 undatierten Stücken mögen einzelne (Urlaubsbewilligungen und Einladungen nach Ettersburg) wohl noch späterer Zeit angehören und es bestätigen, daß der Großherzog dem einstigen Lehrer bis zu dessen Tode (1854) dankbare Gesinnung und anteilnehmende Freundschaft bewahrte.

Bis zur Verlobung des Prinzen (1841) sind die Briefe in englischer Sprache abgefaßt und bilden eine Fortsetzung der Sprachexerzitien. Zu der Sicherheit, die er in der französischen Sprache besaß, ist der Prinz im Englischen nicht gelangt; er hat sich einmal freundschaftlich erboten, einen Brief, den Eckermann an eine Französin zu schreiben hatte, für ihn zu entwerfen; dafür schickte er ihm aus Breslau am 25. Mai 1840 zwei englische Briefe an schottische Bekannte, denen er für die Besorgung eines Hundes zu danken hatte, mit der Bitte, sie auf Fehler durchzusehen. Eckermann wiederum scheint anfangs seine eigene englische Korrespondenz durch die Hände des Prinzen geleitet zu haben, um ihm Muster brieflichen Aus-

druckes vorzulegen. Daß er dabei die Leidenschaft des jungen Goethesammlers in Versuchung führte, zeigt das Geständnis des zweiten Briefes, der vom September 1839 datiert ist:

But I must confess I am a little an egoist and there was within the paquet a little poem which begin by the word: liegt Dir gestern klar und offen pp. which pleased me so excessivly that I can not let it go to Scotland, it must remain in my collection. I shall give an other poem for it which I got already before.

Es braucht sich nicht um ein Autogramm (etwa in der Art des im Goethe-Jahrbuch Band 31 wiedergegebenen Albumblattes) zu handeln; vielmehr waren die Verse, bereits ehe sie 1827 unter den Zahmen Xenien gedruckt wurden, mit dem von Bendixen lithographierten Vogelschen Goethebildnis faksimiliert worden. Für Johanni 1830 aber hatte Goethe diesen Spruch gleichzeitig mit andern nochmals durch die Froriepsche Anstalt faksimilieren lassen, weil er die sich mehrenden Anforderungen von Autographensammlern nicht mehr anders befriedigen konnte.

Auch in den Briefen, die der Prinz aus seiner Garnison Breslau schreibt, sind literarische Themen öfters berührt. Das erste Schreiben des Kürassieroffiziers vom 5. Januar 1840 bekennt, daß die Fülle der neuen Eindrücke ihm noch wenig Ruhe zum Lesen lasse: „I looked already in the works of Goethe but only a little I have not quietness enough to read now.“ Die folgenden Briefe erwähnen allerlei englische Lektüre, um in Übung zu bleiben; so geben Bulwers „Letzte Tage von Pompeji“, die Eckermann besonders empfohlen hatte, im März Anlaß zu einigen guten Bemerkungen über den historischen Roman:

The descriptions of the town and the houses are so exact and true that I recognize perfectly well the localities. Some persons

have made the reproach to this book that its author has retraced quite our actual life only dressed in tunica and with naked legs, but I think that men have been the same rather in every century, so that even when story is transported in an other time, far from us, the ground-lines must still remain the same. Bulwer expresses particularly one idea, which I find perfectly true. He says that it is false to believe that in the time of Cicero men used to speak in their common life like the great orator in his speaches. And yet I would affirm that there are many persons who believe it still. — What a tedious and horrid life would have been such a one where every street boy would have cried in the manner of „de officiis". But that Cicero's speeches made impression at his time and that they remained a legacy from one century to another is the best proof that in his own, men used to speak otherwise.

Auch Goethe wird über der englischen Lektüre nicht vergessen; der Prinz hat bereits die nach Eckermanns Anordnung neu erschienene Gesamtausgabe in 40 Bänden (Cotta, 1840) in Händen, in deren 27. Band unter der Überschrift „Aufenthalt in Dornburg im Sommer 1828" der Brief an den Oberst und Kammerherrn von Beulwitz (W. A. 4, Bd. 44, S. 205 ff.; zuerst bei Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen, 1834) als Anhang der „Annalen" aufgenommen ist. Der „Monolog des wunderlich nachsinnenden Einsiedlers", der in der Trauerstimmung nach dem Tode seines Herrn auf eine mehr als fünfzigjährige ergebene Zugehörigkeit zum herzoglichen Hause zurückschaut, mußte auf den Enkel Carl Augusts den tiefsten Eindruck machen. Er schreibt am 25. Mai 1840:

It happened that yesterday I looked in the prosaic works of Goethe and that I found there different things respecting Weimar and its vicinity and its social relations; all this made me so great pleasure that I could not abandon the lecture as it was retracing to my mind so dear recollections. At last I came to the beautiful letter which he wrote to general Beulwitz in 1828 from Dorn-

burg and in which he gives a description as well of what surrounded him as of what he felt in his own mind. I read once this letter when as child but never I was more strucked by its beauty than yesterday and I can not miss to tell it you as likewise an admirer of our illustrious poet-prince. We must be far from our native land to feel the attractive power which it exercises upon us and to be moved in the depth of our heart by those words which retrace our home and our memory.

Ein späterer Brief (vom 30. November 1840) gibt nach Berichten über Reisen in Schlesien und Galizien, über Manöver und einen Generalstabsritt den Eindruck wieder, den der bereits 1835 erschienene „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" auf den Prinzen gemacht hatte:

I am reading the letters of Bettina to Goethe and I admire them though I am not able very often to understand her exaltations and fantastic feelings. — But these same feelings are sometimes so deep, so beautiful that they speek to the most secret parts of mind — and how admirable are her descriptions — it is poetry in prose. — I hear that she has published another book: her correspondance with Günderode — I do not know it. — And you, my dearest doctor, what are you doing? Are you not occupied with the publication of Soret's conversations with Goethe? I thought I heard some thing about it — and I know that such a publication shall took place. — Tell me how is the state of your health.

Die Erwähnung der Soretschen Gespräche ist nicht ohne Bedeutung. Eckermann hat sie bekanntlich im dritten Band seiner „Gespräche", der erst 1848 erschien, verarbeitet. Im Jahr 1837 hatte er dem Verleger Brockhaus angekündigt, daß er über hinreichende Materialien zu einem dritten Teile in seinen Papieren verfüge; im Jahr 1841 gestand er, daß sein eigenes Material doch nicht ausreiche und daß er die Aufzeichnungen eines Freundes zu Hilfe nehmen müsse (Houbens Ausgabe der Gespräche S. 642). In der Zwischenzeit scheint er daran gedacht zu

haben, Sorets Gespräche allein herauszugeben. Er hat sie dann durch eigene Gespräche ergänzt, deren Zuverlässigkeit aber, wie längst erkannt wurde, nicht die gleiche ist wie die der 1836 erschienenen ersten beiden Bände.

Des Prinzen Interesse erstreckt sich auf alle persönlichen Lebensumstände Eckermanns, selbst auf die seltsame Vogelliebhaberei des Sonderlings. „Tell me, dear friend," so schrieb er im Januar 1840, „all what you know, what You see and what You do and should you tell me only which birds are sitting upon the house opposite to you it shall have interest for me." Er kann nicht genug über Weimar hören; er will sich erzählen lassen über die Dichterzimmer des Schlosses, deren Ausschmückung eben im Werke ist; er wünscht Nachricht über das Weimarer Theater, wo eben Wilhelmine Schröder-Devrient als Gast Triumphe feiert und in Hippolyte Chélard ein neuer Kapellmeister gewonnen ist. Vor allem ist er darauf bedacht, daß dem geistigen Leben Weimars wieder neuer Glanz verliehen wird, und begrüßt jede Aussicht auf den Zuzug bedeutender Persönlichkeiten. So knüpft er an das Eintreffen des jung berühmten Freiligrath, der den Winter 1840/41 in Weimar verbringt, weittragende Hoffnungen bereits in seinem Brief vom 7. Dezember:

I am very glad that Mr. Freiligrath is at Weimar, I read some of his poems and they agreed me very much. And even if unknown to me I would be yet glad to see that our town is still visited by men who are reckoned to the distinguished of Germany, this is a right which is belonging to us, as a sort of heritage and it must be considered as sacred. I hope with you that he shall make Weimar his residence. When again at home I must read much english, I neglected it a little during this year.

Der Gebrauch der englischen Sprache wird trotz dieses Entschlusses mit der Rückkehr nach Weimar aufgegeben;

schon der Dankbrief für die Glückwünsche zur Verlobung nimmt die Muttersprache als Ausdruck der Herzlichkeit in Anspruch. Eckermanns Gratulation war der offiziellen Verlobungsfeier, die im März 1842 stattfand (Adelheid von Schorn, Das nachklassische Weimar, Bd. 2, S. 7), zuvorgekommen, denn der Schluß des folgenden Briefes zeigt, daß das J. des Datums in Januar, nicht in Juni aufzulösen ist:

W. d. 29. J. 1841.

Empfangen Sie, mein liebster Freund, meinen aufrichtigen Dank für die guten Wünsche, welche Sie mir bei Gelegenheit meiner Verlobung ausgesprochen haben. Eigentlich hätte ich Ihnen englisch antworten sollen, da mir aber diese Sprache doch nicht so geläufig ist als das Deutsche und ich doch meinen Dank auf das herzlichste aussprechen wollte, so wählte ich die Muttersprache um Ihnen zu sagen, wie sehr mich Ihre Worte der Freude und Freundschaft gerührt haben. Empfindungen, denen man das Beiwort „herzlich" im vollsten Sinne des Wortes beilegen kann wie das mit den Ihrigen der Fall ist, müßen Glück bringen, darum nehme ich sie auch auf diese Empfindungen, mit der ganzen Wärme meines Herzens was Ihnen ebenso aufrichtig als unwandelbar zugethan ist. — Noch ist die Sache mir wie ein Traum, noch komme ich mir nichts weniger als ein Bräutigam vor, indeßen wird sich dies schon machen. — Daß Sie aufs Neue unwohl waren, schmerzt mich sehr, doch hoffe ich, daß Sie alles Üble im Januar laßen und daß ich Sie baldigst wiedersehen kann um Ihnen dann mündlich zu sagen, daß ich stets bleibe

Ihr
Sie aufrichtig liebender
C. A.

Am 8. Oktober 1842 fand die Vermählung und am 19. Oktober der Einzug des jungen Paares statt. In das folgende Jahr fällt einer der undatierten Briefe; ihm hatte ein (nicht erhaltenes) Verzeichnis von neuen Theaterstücken beigelegen, die der Erbgroßherzog im kommenden

Winter aufgeführt sehen wollte und deren Auswahl er zur Begutachtung vorlegte. Wenn er in einem weiter unten mitzuteilenden Brief des folgenden Jahres sich stolz darauf zeigt, sein Scherflein beigetragen und etwas dem Namen Weimar Würdiges veranlaßt zu haben, so scheint er an diese Bemühung um den Spielplan zu denken.

Eckermanns Antwort ist im Großherzogl. Haus- und Staatsarchiv[1]) erhalten:

Königliche Hoheit!

Mit der höchsten Freude lese ich Ihre vortrefflichen Zeilen. Der Vorsatz ist Ihrer würdig! Auch kann ich sagen daß man es von Ihnen mit einer gewissen Zuversicht erwartete. Was nun die Liste betrifft, so sind die gewählten Stücke alle vortrefflich. Es wird bloß darauf ankommen ob unser Personal, lückenhaft wie es jetzt ist, zu jedem der gewählten Stücke ausreicht. Nochmals aber meine innigste Freude und in Hoffnung weiterer mündlicher Besprechung mit innigster Verehrung und Liebe

Weimar d. 28. Novbr 43. Eckermann.

Weitere Briefe Eckermanns aus diesem und dem folgenden Jahr liegen nicht vor; doch läßt sich aus seinem Briefwechsel mit Freiligrath eine Lücke ergänzen. 1842 wollte der Deutsche Bund das von Ottilie von Goethe und ihren Kindern verlassene Goethehaus samt den Sammlungen ankaufen (Adelheid von Schorn, Bd. 1, S. 32; vgl. auch Tewes, Aus Goethes Lebenskreise, S. 321 ff.). Es bestand schon damals der Plan eines Goethe-Archivs, für seine Leitung hatte Eckermann seinen Freund Freiligrath, dessen junge Frau Ida, geb. Melos, die Jugendgespielin der Goethischen Enkel Wolfgang und Walther gewesen war, in

---

[1]) Mit Genehmigung Sr. Kgl. Hoheit des früheren Großherzogs darf ich die Eckermannschen Briefe, deren genaue Abschrift ich der Freundlichkeit von Professor Julius Wahle verdanke, zur Ergänzung einfügen.

Aussicht genommen. Ein Brief Freiligraths (bei W. Buchner, Ferdinand Freiligrath, Bd. 2, S. 61) dankt ihm für die „Bemühung in der Goethe-Angelegenheit"; den Weimarer Aspiranten gegenüber will er sich nicht vordrängen, und als der Würdigste unter diesen erscheint ihm Eckermann selbst, der aber bescheidene Zurückhaltung übt. Die Angelegenheit zerschlug sich, da die Brüder Walther und Wolfgang den Anteil der Schwester Alma auf sich nahmen, um es nicht zum Verkauf des Hauses kommen zu lassen. Nun sucht Eckermann für Freiligrath einen andern Posten, und am 11. März 1844 kann er nach einer Partie, die er tags zuvor mit dem Erbgroßherzog nach Ettersburg gemacht hat, ihm einen halb und halb offiziellen Antrag übermitteln. Die Frage lautet: „ob Sie vielleicht Neigung hätten, in Weimar irgend eine passende Stelle, etwa bei der Kammer, anzunehmen. Es müßten auch noch andere Talente herangezogen werden, wie etwa Geibel, der mir viel im Sinn liegt und den ich sehr hoch halte. Ich denke viel an Sie, und meine Liebe zu Ihnen hat nicht einen Augenblick gewankt. Könnten Sie nicht Geibel einmal sondiren, was er etwa denkt? Der junge Fürst ist voll Enthusiasmus, für Weimar eine bessere und rühmlichere Zeit wieder herbeizuführen. Hoffähigkeit und einen guten Gehalt müßten Sie aber — wenn Sie überhaupt Lust hätten und mir schrieben, zur Bedingung machen" (Buchner, Bd. 2, S. 13).

Auf Hoffähigkeit aber legte Freiligrath gerade jetzt keinen Wert; er hatte auf die preußische Pension verzichtet, um sich die Unabhängigkeit zu wahren, und seine Sammlung „Ein Glaubensbekenntnis" bezeugte gerade jetzt (1844) seine Wandlung zum Dichter der politischen Opposition. Dieses Buch überschickt er Eckermann am

18. August 1844 als Erklärung, daß sich unter diesen Umständen nicht mehr an „Versorgung“ in Weimar denken lasse (Buchner, Bd. 2, S. 111).

In die Zwischenzeit muß ein undatierter Brief des Erbgroßherzogs fallen, der im Nachwort auf die mit Spannung erwartete Antwort Freiligraths Bezug nimmt:

1000 Dank für Ihre Zeilen lieber Freund. Von Herzen freue ich mich daß Sie Geibel sehen, ich wünschte es von Herzen schon. Für Morgen habe ich ihn zu mir bestellt. Schöll soll ihn mir zuführen, der ihn sehr lobt, aber meint er eigne sich nicht zu einem Redacteur für unser Journal in petto. Ich habe Schöll gesagt, er solle unter der Hand Geibel die Sache mit dem Journal mittheilen und ihn um seine Meinung fragen. Ich bin sehr neugierig ihn zu sehen und freue mich, daß er Ihnen gefallen. Ich werde Sie, wie es sich von selbst versteht, von dem Resultat der Schöllschen Unterhaltung mit ihm unterrichten wie von Allem was sich auf unser bellestristisches Werk bezieht. — Machen Sie Sich nur wohl und deshalb hüten, pflegen und schonen Sie Sich. — Ich stecke jetzt tief im Wilhelm Meister. Ich bewundere das Buch sehr. Es ist so einfach zuerst und dann so voll Wahrheit besonders in Bezug auf Charaktere. Manche Stellen sind so wahr, daß man durchaus dasselbe gefühlt, dasselbe gedacht hat oder fühlt daß man so fühlen, so denken konnte und mußte. Herrlich ist das Urtheil über Shakespeare. —

Adieu, lieber, theuerster Freund, hier schicke ich ein Ei Ihrem Kleinen.

Ewig
Ihr treuer
C. A.

Es ist curios daß Freiligrath noch nicht antwortet. Vielleicht ists ein gutes Zeichen. — Über den Bonner Professor, den Geibel lobt will ich mich erkundigen. Wie steht es um Ihren Process?

Geibel berichtet in einem Briefe an den Freiherrn von Malsburg (hsg. von Dunker, 1885, S. 78) von den drittehalb Wochen, die er in der alten Stadt der Musen verlebt

hat. Er war von Berlin aus, wo er auf der Rückkehr von Stuttgart nach der Heimat Aufenthalt genommen hatte, einer dringenden Einladung Adolf Schölls gefolgt, die, wie sich nachher herausstellte, durch den Erbgroßherzog veranlaßt war. Schon am zweiten Tage seiner Anwesenheit kam Geibel zum Hofe; am dritten Tage wurde er mit Equipage nach Ettersburg abgeholt: „Der Erbgroßherzog sprach den dringenden Wunsch aus, mich künftig für immer in Weimar zu sehen — nun werde daraus, was werden will, ich habe nicht Ja und nicht Nein gesagt." Von dem Bonner Professor, den er empfohlen, sagt Geibel nichts; man könnte an Kinkel denken, der allerdings damals noch Privatdozent war. Der Geibel zugedachte Posten, über den Adolf Schöll, der Direktor des „Freien Kunstinstituts", zu verhandeln hatte, war die Herausgabe einer Zeitschrift für deutsche Sprache und Literatur. Der Plan kam erst 1854 zur Ausführung, als Hoffmann von Fallersleben nach Weimar gekommen war und mit Schade die Leitung der von Carl Alexander unterstützten „Weimarer Jahrbücher" übernahm.

Wie der Brief, der die oben mitgeteilte Antwort veranlaßte, ist auch Eckermanns Glückwunsch zu der am 31. Juli 1844 erfolgten Geburt des ersten Prinzen nicht erhalten. Aus der Antwort des Erbgroßherzogs ergibt sich, daß Eckermann inzwischen Weimar verlassen hat; er hat sich von der Großherzogin, deren Bibliothek er verwaltete, Urlaub nach seiner Heimat erbeten. Die Gründe zu seinem Schritt erklärt er später: Der seit zehn Jahren Verwitwete ist nicht mehr imstande, den Haushalt in Weimar weiterzuführen; ein Schwager in Hannover hat sich bereit erklärt, seinen Sohn Karl zu sich zu nehmen; Eckermann selbst wird durch ein Grauen vor der Rückkehr in sein

armseliges Betteldasein zurückgehalten und sucht in der Nähe Hannovers die Ruhe zur Vollendung des dritten Bandes der „Gespräche". Es ist die letzte Hoffnung, seine wirtschaftliche Lage ins Gleichgewicht zu bringen, nachdem der erwartete Erfolg der ersten beiden Bände ausgeblieben ist. Einen tatkräftigen Schritt, sich in Hannover eine neue Existenz zu gründen, hat er nicht unternommen; wenigstens schreibt er am 6. Mai 1845 an einen Weimarer Freund: „Das Gerücht hinsichtlich einer hiesigen Stelle für mich ist ohne allen Grund. — Auch lag die Erlangung einer solchen Stelle nie in meinen Richtungen und Wünschen." (Der ungedruckte Brief ist im Besitz des Herrn E. T. Hartranft in Hartford, Conn.)

Die Selbstlosigkeit, mit der Eckermann in den letzten Jahren für andere eintrat, ohne auf Verbesserung seines eigenen Loses zu dringen, hatte den Erbgroßherzog kaum etwas von seiner tiefen Not ahnen lassen. Nun aber ermutigt er ihn in warmherziger Hilfsbereitschaft zur freien Aussprache:

Weimar den 23. August 1844.

Von Herzen danke ich Ihnen, lieber Freund für Ihren Brief und besonders für Ihre Glückwünsche bei Gelegenheit der Geburt meines Sohnes. Gottlob geht Alles so gut wie möglich und um so inniger, aufrichtiger steigt unser Gebet zum Himmel empor. Der Kleine soll Carl August heißen und ich kann ihm nichts Besseres wünschen, als daß er dem Namen Ehre bringen möge, den er in der Taufe erhält. Wie freue ich mich im Voraus, Ihnen mein Kind vorzustellen, Ihnen von dem ich eigentlich gar nicht weiß, wo Sie sind, denn Ihren Brief haben Sie so mysteriös, so — fast möchte ich sagen — anonym gehalten, daß ich über Ihren momentanen Aufenthalt gänzlich in Unwissenheit bin. Auf gut Glück sende ich daher diese Zeilen in die Gegend von der ich ungefähr vermuthen kann, daß Sie von derselben geborgen werden. — Am Ende Ihres Briefes sagen Sie mir Sie wollten mir nächstens über Ihre Zukunft schreiben ; mit Bedauern habe ich diesen Satz ge-

lesen, denn ich muß aus demselben entnehmen, daß Sie vielleicht aufs Neue einen Plan aufnehmen, den ich, wie Ihre übrigen hiesigen Freunde, schon einmal bekämpft hatte und zwar mit allen Kräften, denn nicht gleichgültig konnten wir es ansehen, daß Sie sich aus momentaner Unlust in eine ungewisse Zukunft hineinstürzten. — Was wollen, was werden Sie thun, lieber Freund? Bedenken Sie wohl, daß Sie ein Gewisses und Bestimmtes für ein Ungewisses, Unbestimmtes aufgeben. Mit rascher, unwilliger Hand, zerreißen Sie die Bande, welche Sie geknüpft, welche Sie bei uns begründet hatten und in neue, ungewohnte, wenn auch nicht ungekannte, Verhältnisse begeben Sie Sich. Sie sagten mir Sie sehnten Sich in Ihr Vaterland zurück? es ist aber ganz falsch zu glauben, das Vaterland sey die Scholle auf der man geboren, nein — das wahre Vaterland ist da wo man geliebt, geachtet, gepflegt wird. Muß ich Sie daran erinnern, daß dies hier in Weimar ist? daß Sie solange Sie Weimar angehören auf uns rechnen können, aber nicht mehr, wenn Sie Weimar den Rücken wenden? daß Sie hier in Deutschlands wirklicher und auch geistiger Mitte, weit besser in Verbindung bleiben mit Ihren Zeitgenossen, als wenn Sie zurückgezogen in die weite Ferne eine ganze Lebensepoche schließen um im Unmuth eine neue, ungewisse anzufangen? Muß ich Sie ferner daran erinnern, daß Sie bei diesem Schritt an Ihren Sohn weit mehr als an Sich Selbst denken müssen? Und da dieses unumstößlich wahr ist, so bedenken Sie, mein Bester, daß Sie Sich dann in dem Ort aufhalten müssen, wo Ihnen versprochen worden ist, daß Ihr Kind erzogen und erhalten werden wird. Ihr Sohn ist in dem Alter daß er auf das Gymnasium gehen kann; lassen Sie ihn daher unter Ihren Augen auf dieser trefflichen Anstalt erziehen und überlassen Sie meiner Mutter die nöthigen Kosten, welches zu thun sie entschlossen ist, wie sie noch Gestern erst es mir wiederholte. Doch ebenso gewiß werden Sie die Ansprüche auf Unterhalt Ihres Kindes wie Ihrer Selbst verdienen müssen, wenn Sie Weimar für immer verlassen, aber so gewiß lösen sich dann die Bande mit Ihrem zweiten, wahren Vaterland, mit Weimar! — Deshalb sage ich Ihnen, daß Sie zurückkehren sollen nach dem Ort wo Ihre Freunde mit Ihnen an der Erbauung Ihrer Zufriedenheit arbeiten wollen, wo

Sie gehalten und gestützt werden, kehren Sie zurück, sag ich Ihnen und betreten Sie aufs Neue mit frohem, festem Tritt die Bahn auf der Ihr Name strahlt. — Ganz, ganz zuletzt lassen Sie mich sagen, daß mein Herz sich sehnt das Ihrige wieder zu finden und daß ich mich sehne die Freundeshand wieder zu drücken.

Ihr treuer Freund

Carl Alexander

Erbgroßherzog zu Sachsen.

Soret ist hier und bleibt noch wenige Wochen ; er grüßt Sie und würde sich freuen Sie wieder zu sehen. — Meine Mutter ist nicht abgeneigt Ihnen ein besonderes logis zu geben, so daß auch diese Unkosten von Ihnen genommen werden.

Ob ein weiterer, dringender Brief des Erbgroßherzogs verloren gegangen ist, oder ob diese herzliche Werbung schließlich genügte, die Scheu zu überwinden, läßt sich nicht feststellen. Drei Monate vergingen, bis Eckermann sich entschloß, seine Lage offen darzulegen:

Unterthänigste Erwiederung, meine persönlichen Zustände und den Aufenthalt in meiner Hannoverschen Heimat betreffend.

Während der Prinz von Joinville ein ganzes Reich erobert hat und von der fernen africanischen Küste bereits wieder nach Frankreich siegreich zurückgekehrt ist, während dieser ganzen Zeit, sage ich, verschiebe ich Ärmster die Beantwortung eines mir sehr werthen Briefes Sr. Königl. Hoheit des Erbgroßherzogs von Tag zu Tag und von Woche zu Woche, und finde nicht so viel Kraft und Entschluß in mir meine Verhältnisse und armen Umstände offen darzulegen. Mein Geist und mein Muth ist gebrochen ! Die täglichen Sorgen während der letzten Jahre in Weimar haben vieles in mir untergraben und zerstört. Doch ich wollte ja nicht klagen sondern vorzutragen suchen wie es mit mir steht.

Nicht aus Übermuth und auch nicht aus Unmuth bin ich von Weimar weggegangen. Die bittere Noth hat mich fortgetrieben, und ehe diese nicht beseitiget ist, kann ich an keine Rückkehr denken.

Es ist wahr, Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Großherzogin hat

mir mancherlei Gnade erwiesen; auch hat Höchstdieselbe den kleinen Gehalt der 300. Thaler, den ich als zehnjähriger Lehrer Sr. Königl. Hoheit des Erbgroßherzogs bezogen, noch in den letzten Jahren, gegen einige, zwar durch Kränklichkeit oft unterbrochene, bibliothekarische Dienstleistungen meinerseits, fortzahlen lassen.

Allein wie weit reicht man in einer Residenz und in Hofverhältnissen mit 300. Thalern! — Ich habe in dem sehr theuren Weimar jährlich nicht unter 800. bis 1000. Thaler auskommen können. Ich konnte also jene 300. Thaler immer nur als eine Art Beihülfe ansehen und mußte den Hauptbedarf meiner Existenz von jährlich 5. bis 700. Thalern anderweitig herbeizuschaffen suchen, welches mir denn auch durch die Herausgabe von Goethes Nachlaß im Jahre 1832. und 1833., meiner Gespräche im Jahre 1835. und 1836., meiner Gedichte im Jahre 1837., so wie durch die Redaction einer neugeordneten Gesammtausgabe von Goethes Werken in den Jahren 1839—41. in dem Maße gelang, daß ich zehn Jahre lang und zwar bis zum Jahre 1842. jährlich 5. bis 700. Thaler zuzuschießen hatte.

Dieses Haupt-Einkommen hat aber mit ebengedachtem Jahre gänzlich aufgehört, und ich bin seit den zwei letzten Jahren, außer einigen unerwarteten Gnadengeschenken, bloß auf jene 300. Thaler Gehalt reducirt, wobei ich natürlich in Schulden gerathen muß, und bei meiner ohnehin sehr zarten und wankenden Gesundheit von großer Sorgenlast beinahe erdrückt werde.

Wie es nun aber mit meinen financiellen Verhältnissen steht, werden ganz nackte Zahlen am besten klar machen.

Ich bin in den letzten beiden Jahren, während welcher ich mich zwar sehr einschränkte und kein Vergnügen mitmachte, dagegen aber höchst bedeutende Proceßkosten von fast 250. Thalern zu bestreiten hatte, jährlich gleichfalls nicht unter 900. Thaler ausgekommen, welches auf zwei Jahre die Summe von 1800. Thalern giebt.

Meine Einnahme in diesen letzten beiden Jahren dagegen war:

1.) An Gehalt, zu jährlich 300 . . . . 600. Thl.

2.) Ein Gnadengeschenk Sr. Majestät des Königs von Preußen, im Sommer 1843., laut abschriftlich an-

	600. Thl.
liegenden Briefes Sr. Excellenz des Hr. v. Humboldt — 100. Ducaten, oder	316. „
3.) Eine gnädige Unterstützung von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin im vorigen Winter durch des Herrn Ministers Schweitzer Excellenz	100. „
4.) Von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin, in der Form eines Honorars für gegebene Stunden	100. „
5.) Von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin zur jetzigen Reise nach Hannover . . .	50. „
6.) Antheil aus dem Absatz meiner Gespräche . . .	80. „
7.) Zinsen eines für meinen Sohn deponirten kleinen Capitals	40. „
	1286. Thl.

War also meine Einnahme während der letzten beiden Jahre 1286. Thaler, dagegen meine Ausgabe 1800. Thaler, so ergiebt sich ein Deficit von 514. Thalern, welche Summe ich theils einzelnen Weimarischen Bürgern für gelieferte Lebensbedürfnisse schuldig bin, theils von einigen guten Freunden zu meiner jetzigen Reise baar geliehen habe.

Hätte ich aber in diesen beiden Jahren nicht das besondere Glück gehabt, durch fürstliche Geschenke den unerwarteten bedeutenden Zuschuß von 566. Thalern zu erhalten, so würde meine Einnahme für die Jahre 1843 und 1844., statt 1286. Thaler, nur 720. gewesen und auf jedes Jahr nur 360. Thaler Einnahme gekommen seyn. Wie es in solchem Fall mit mir stände mag ich nicht denken! — Ich kann mich also glücklich schätzen, daß ich noch so gelinde durchgekommen bin. — So kommt auch wohl ein Nachtwandler glücklich über eine gefährliche Stelle hinaus, allein in wachem Zustande und der Gefahr sich bewußt wird er es nicht zum zweiten Male thun. — Auch habe ich wohl Einmal hohe und höchste Personen in meiner Bedrängniß um eine gnädige Unterstützung angesprochen, aber ich möchte es nicht gerne zu wiederholen gezwungen seyn. Meine bessere Natur sträubt sich dagegen aus allen Kräften und meine Seele stirbt tausend Tode, wenn die bittere Noth mich zu so äußersten Schritten treiben will.

Was wäre nun aber unter solchen Umständen zu rathen?

Wollte ich jetzt mit Ehren nach Weimar zurückkommen, so müßte ich nicht allein sogleich circa 500. Thaler in Händen haben, um meine dringenden Schulden zu bezahlen, sondern außerdem noch ein paar hundert Thaler zu Bestreitung der Bedürfnisse eines wieder anzufangenden Haushaltes. — Ja, wenn ich wahrhaft freudigen Muthes in dem sehr theuren Weimar dem Winter entgegen gehen sollte, so müßte mir eine fixe Einnahme von wenigstens 900. Thalern für das Jahr 1845. gewiß seyn. Wäre dieses nicht, so steckte ich sogleich wieder in den alten mich zu Grunde richtenden Sorgen.

Daß aber Weimar ein sehr theurer Ort ist und daß ich, selbst bei großer Einschränkung, unter 900. Thaler jährlich dort nicht auskommen kann, werden meine Freunde bezeugen, die dort unter ähnlichen Verhältnissen leben. Schöll hat etwa 1200. Thaler, aber ich bin sicher, daß er damit nicht reicht. Riemer eben so viel, bei einem gleichfalls sehr kleinen Haushalt, aber ich weiß er hat kaum sein Auskommen. Marshall ist mit 1800. Thalern zwar sehr honett bezahlt, aber man frage ihn ob er nach Abschluß seiner Jahres-Rechnung viel übrig hat. Auswärts ist man weit höhere Gehalte gewöhnt. Dingelstedt, der seit etwa zwei Jahren die Privat-Bibliothek des Königs von Würtemberg in Aufsicht hat, bezieht einen Gehalt von 1800. Gulden. Hofrath ††, ein ganz guter Mensch, der dem hiesigen Kronprinzen hin und wieder Mittheilungen über die neueste Literatur macht, hat einen Jahrgehalt von 1500. Thalern. Auch leben hier in Hannover zwei Männer von ganz unbekanntem Namen, die früher Lehrer junger nassauischer Prinzen waren und als solche beide eine Pension von 1000. Thalern beziehen. Ein so armseliger Fall, wie der meinige, ist ganz unerhört, weßhalb auch alle Fremden mich entweder bedauern oder belächeln.

Man hat zwar gesagt, Weimar sey meine zweite Heimat, und in Stunden gutmüthiger Selbsttäuschung hat es mir mitunter selbst so vorkommen wollen. — Allein wenn man, bei vielfältigen rühmlichen Bestrebungen und bei sehr nahen und freundlichen Verhältnissen zu den Ersten und Mächtigsten des Landes, während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes es nicht weiter bringt, als in seinem funfzigsten Jahre sich mit einem Fixum von jährlich

300. Thalern kümmerlichst durchhelfen zu müssen, ja, bei einem vielleicht durch die Umstände genöthigten Zurücktritt, eine Entlassung ohne alle Pension in Aussicht zu haben, so ist eine solche Heimat wohl nicht die rechte, und ist das so lange geduldige Verweilen in solchen Verhältnissen wohl als ein praktischer Mißgriff zu bedauern, der nur einem gutmüthigen halbwilden Herkömmling der Lüneburger Heide passiren konnte.

Habe ich doch, außer Goethen und der Herausgabe seiner Schriften, Sr. Königl. Hoheit dem Erbgroßherzog die besten Jahre meines Lebens gewidmet, und habe ich doch durch diese vertrauensvolle Hingebung ganz versäumt, anderweitig eine Carriere zu machen, um mich und meinen Sohn künftig vor Mangel zu schützen! —

Es ist wahr, der Hof hat nicht viel von mir; allein was hatte der Hof von Knebel und Einsiedel, und doch gab der Großherzog Carl August jedem eine Pension von 1000. Thalern. — Es ist ferner wahr, die Zeit für die Literatur und wo man für das Aufblühen derselben und das Entstehen bedeutender Werke etwas that, ist in Weimar vorbei! Allein das eben ist zu bedauern, daß sie vorbei ist. — Daß Carl August, bei weit geringeren Mitteln, es auf ein paar 1000. Thaler jährlich nicht ansah, hat der kleinen, früher kaum jenseit der Thüringischen Grenze gekannten Stadt Weimar einen Welt-Namen gemacht, ihren Flor gesteigert, die Literatur mit Meisterwerken bereichert und dem großen Fürsten selbst für alle Folgezeit in den Jahrbüchern der Geschichte die Unsterblichkeit gesichert.

Noch in einem so eben unter dem Titel „Past and Present“ erschienenen, jetzt von ganz Europa und weiter gelesenen höchst bedeutenden Werk meines berühmten Freundes Thomas Carlyle in London wird der Großherzog Carl August den englischen Herzögen als ein rühmliches Muster der Nacheiferung vorgehalten und zwar auf eine Weise die jeden Deutschen und noch mehr jedes Mitglied der Weimarischen Fürsten-Familie mit freudigem Stolz erfüllen muß.

Nachdem Carlyle die englischen Großen getadelt, daß sie von ihren immensen Mitteln zum Wohle des Volkes nicht immer den besten Gebrauch machen, fährt er, von einem reichen englischen Herzog redend, p. 380. also fort:

„Does he find, with his three hundred thousand pounds a year, no noble thing trodden down in the thoroughfares of life, which it were godlike to help up? Can he do nothing for his Burns but make a Gauger of him; lionise him, bedinner him for a foolish while, then whistle him down the wind to desperation and bitter death!

A modern Duke of Weimar, not a god he either, but a human duke, levied, as I reckon, in rents and taxes and all incomings whatsoever, less than several of our English Dukes do in rent alone. The Duke of Weimar, with these incomings, had to govern, judge, defend, every way administer his Dukedom. He does all this as few others did; and he improves lands besides all this, makes river-enbankments, maintains not soldiers only but Universities and Institutions — and in his Court were there four men: Wieland, Herder, Schiller, Goethe. Not as parasites or table-wits, but as noble Spiritual Men, working under a noble Practical Man. — Shielded by him from many miseries, from many shortcomings. Heaven had sent, once more, heavenly Light into the world; and this illustrious Man's honour was, that he gave it welcome. Those poets a new noble kind of Clergy, under an old but still noble kind of King! — I reckon that this one Duke of Weimar did more for the Culture of his nation than all the English Dukes now extant, or that were extant since Henry the Eighth gave them the Church-Lands to eat, have done for theirs! — I am ashamed, I am alarmed for my English Dukes! what word have I to say?"

Die letzten Worte seines trefflichen Buches endlich sind: „I hope of some Duke of Weimar among our English Dukes, we will be patient yet a while."

Ich dächte das wäre ein Wort das sich hören ließe und wie es den Deutschen vom stolzen Auslande her lange nicht geboten worden!

Und ein solcher Ruhm ist von einem Weimarischen Fürsten erobert mit einigen tausend Thalern jährlich, die ohnehin dem Lande nicht entgingen, und noch obendrein durch das dadurch bewirkte Aufblühen der Residenz reichliche Zinsen getragen.

Ich sage also noch einmal, es ist zu bedauern, daß jenes von Carl August so großartig zu Stande gebrachte in der Geschichte

Weimars als ein isolirtes Factum dastehen soll, das nun weiter keine Folge hat; als ein abgerissener Faden, den man liegen läßt ohne ihn wieder anzuknüpfen. Und doch wäre es bei der geistigen Attraction die Weimar noch immer auf alle Leute von Talent ausübt, und bei der Gelegenheit die der temporäre Aufenthalt einiger der ausgezeichnetsten, einer Ansiedelung in Weimar gar nicht abgeneigten, jungen deutschen Dichter darbot, vor einigen Jahren so leicht gewesen dieser Stadt wenigstens einen Theil des literarischen Ruhmes zu erhalten, den sie früher in so reichem Maaße genoß.

Doch ich habe von mir selber zu reden! — Ich bin also, durch die bittere Noth meiner Verhältnisse getrieben, vorläufig mit Urlaub Ihrer Kaiserlichen Hoheit und von Höchstderselben durch ein Reisegeschenk unterstützt, hieher in meine Heimat Hannover gegangen, wo mir theure Jugendfreunde und Verwandte leben, auch eine weit billigere Existenz ist. Meinen Sohn hat mein hiesiger in sehr guten Umständen lebender Schwager zu sich genommen und ich selbst habe in dem eine halbe Stunde westlich von Hannover gelegenen freundlichen Dorfe Limmer eine Wohnung bezogen, wo ich erreicht habe, billig, gesund und ungestört zu leben.

Hier hoffe ich nun in glücklicher Verborgenheit den lange versprochenen dritten Theil meiner Gespräche zu vollenden, welches mir in Weimar, bei den mancherlei Sorgen und störenden Besuchen fast täglich durchreisender Fremden, nicht hat möglich werden wollen.

Auch hoffe ich von hieraus, durch den Beistand meiner in Hannover lebenden juristischen Jugendfreunde, meinen schon so lange stockenden unseligen Proceß zu einem glücklichen Ende zu führen.

Meine dringende Bitte ginge also für den Augenblick dahin, durch eine gütige Fürsprache bei Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin zu bewirken, daß Höchstdieselbe mir gnädigst gestatte, in dieser heilsamen Zurückgezogenheit in meiner geliebten Heimat so lange verweilen zu dürfen, bis der dritte Band meiner Gespräche zum Druck fertig, auch mein Proceß zu einem zweckmäßigen Abschluß gebracht worden.

Wenigstens sehe ich nicht ein, wie ich auf andere Weise zu

den erforderlichen sehr bedeutenden Geldmitteln kommen könnte, um in Weimar wieder mit Ehren aufzutreten.

Ja wenn mir auch durch ein unerwartetes glückliches Ereigniß sogleich einige Tausend Thaler zu Gebote ständen, so würde ich es mir doch als eine noch höhere Gunst des Schicksals erflehen, wenigstens ein Jahr lang in dieser glücklichen Verborgenheit verweilen zu dürfen, um durch eine heilsame, so lange gestörte Production, meinen Geist von einer alten Bürde endlich frei und mich selbst für einen unbefangenen Lebensgenuß wieder fähig und geneigt zu machen.

Limmer bei Hannover d. 21. October 1844.

J. P. Eckermann.

Die ausführliche Darlegung bedarf kaum eines erklärenden Zusatzes. Von der Not Eckermanns, die manche Seltsamkeit seines Verhaltens erklärt, hatte man bisher keine rechte Kenntnis; schreibt doch z. B. Houben im Nachwort seiner Ausgabe (S. 699): „Der Notwendigkeit, seine Existenz durch schriftstellerische Arbeiten zu bestreiten, war Eckermann seit 1838 enthoben, indem er zum Bibliothekar der Großherzogin mit dem Titel Hofrat ernannt wurde, und auf diesem Ruheposten hat er den Rest seines Lebens verbracht.“ Wie wenig die Titel bedeuteten, sieht man aus obiger Rechenschaft. Wenn Eckermann mit keinen literarischen Arbeiten mehr hervortritt, so ist nicht Sorglosigkeit, sondern lähmende Sorgenlast die Ursache; seine schwache Kraft war zerrieben. Zur Verbitterung trug auch der Stand des am Schlusse erwähnten unseligen Prozesses bei, in dem er seine Rechte gegenüber Brockhaus, dem Verleger der „Gespräche“, zu wahren suchte. Von den vereinbarten 3000 Exemplaren der ersten Auflage war zunächst nur die Hälfte gedruckt worden; als die andere Hälfte im Jahre 1837 in nicht ganz fehlerfreiem Neudruck erschien, glaubte sich Eckermann durch eine zweite

Auflage, deren Honorar ihm vorenthalten wurde, übervorteilt. In dem Rechtsstreit, der sich vom Mai 1843 bis November 1845 hinzog, behielt Brockhaus in allen Instanzen recht, und das einzige, was Eckermann erreichte, war, daß die Kosten, zu denen er zunächst verurteilt war, von der Staatskasse übernommen wurden (vgl. Tewes S. 335—48; Houbens Ausgabe S. 643 ff.).

Die Bitterkeit, mit der er sich auf Weimars einstige große Überlieferung berief, läßt sich aus dem Mißgeschick und den Enttäuschungen, an denen seine mangelnde Tatkraft allerdings nicht ohne Schuld war, verstehen. Die nicht ganz taktvollen Härten seiner Klageschrift sucht der am folgenden Tage geschriebene Begleitbrief, der wieder zu dem Lieblingsgedanken einer Wiedergeburt des Weimarer Musenhofes zurückkehrt, zu mildern:

Königliche Hoheit!
Innigst geliebter Prinz!

Hier nun endlich meine so lange verzögerte Herzensergießung über meine sehr complicirten persönlichen Verhältnisse, für die ich eine gnädige Berücksichtigung mir erbitte.

Ich forsche immer ungeduldig in den Zeitungen nach Nachrichten über Sie und Ihre theure Familie. Alles über die Taufe und die Anwesenheit hoher Verwandten in öffentlichen Blättern Berichtete habe ich mit großem Interesse gelesen. Ich hoffe nun daß Alles recht wohl ist und daß der kleine Carl August sich schon recht hübsch entwickelt haben wird, wenn ich das Glück haben werde ihn zu sehen.

Mancherlei mir gemeldete zum Theil mich sehr nahe angehende Todesfälle haben in Weimar neue Lücken gemacht, was ich von Grund meiner Seele bedaure.

Geibel, der zum Besuch eines Freundes eines jungen Grafen nach Schlesien gegangen kam hier vor einigen Wochen durch und hat mich aufgesucht. Er hat mich gebeten ihn Eurer König-

lichen Hoheit zu empfehlen. Er bedauerte mit mir, daß Freiligrath, durch den Einfluß seiner politisch aufgeregten rheinischen Umgebung, zur fast revolutionären Partei übergegangen und so höchst unbesonnen sich vom vaterländischen Boden auf lange Zeit verbannt hat. — Ich kann mir nun wohl erklären, warum er damals auf meinen Brief nicht geantwortet. Es thut mir leid um das wirklich sehr schöne Talent und um den übrigens auch sehr guten Kerl.

Sodann habe ich einige gute Bücher gelesen die ich gleichfalls empfehlen möchte. Vor allen „Past and Present" von Thomas Carlyle, das in der Welt viel Aufsehen macht. Ich kenne außer einigen Capiteln der Bibel kein Buch das einen so gewaltigen moralischen Einfluß ausübte. Es ist zwar zunächst für den Engländer und besonders für die englischen Großen geschrieben allein es wird überall davon Anwendung zu machen seyn. Es dürfte in keiner guten Bibliothek fehlen. Seine Sprache ist zwar etwas ungewohnt und schwer, allein man gewöhnt sich bald hinein.

Ferner ein gleichfalls sehr treffliches Buch: Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. Dieses Buch hat auch in Deutschland bereits einen großen sehr verdienten Ruhm erlangt. Der Verfasser ist noch jung und soll ein sehr liebenswürdiger Mensch seyn. Ich glaube er lebt in Darmstadt. — Er wäre im Auge zu behalten im Fall Euer Königl. Hoheit wieder ein kleines poetisch-literarisches Corps in Weimar zusammenziehen wollten.

Auch von Dr. Widmann aus Berlin habe ich einen Brief. Er empfiehlt sehr einen jungen Herrn Orelli aus Zürich, der jetzt in Paris lebt. Ich erinnere mich daß Hr. Orelli mich vor einigen Jahren in Weimar besucht und daß seine Persönlichkeit einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht hat, doch kenne ich ihn nicht näher.

Wie leid thut mir die gute Alma!

Mein Carl ist wohl und munter, er besucht mich jeden Nachmittag. Er ist in sehr guter Umgebung und macht in seinen Studien gute Fortschritte.

Ich schließe für heute mit der Bitte allen hohen Ihrigen bestens empfohlen zu seyn. Auch allen lieben Personen Ihres eigenen

Hofes, die mir auch in der Ferne ein gütiges Andenken bewahren.

Mit innigster Liebe und Verehrung

Eurer Königlichen Hoheit

Limmer bei Hannover unterthänigster

d. 22. October 1844. Eckermann

Meine Adresse: Bei Gastwirth Rehren in Limmer bei Hannover.

Mit seinen Vorschlägen zur Wiederbelebung des Weimarer Literaturlebens hatte Eckermann kein Glück. Den ablehnenden Brief Freiligraths scheint er dem Erbgroßherzog vorenthalten zu haben. Geibel, der in der Zeit vom 29. September bis 5. Oktober Karl Goedeke in Hannover besuchte, kam auf die Weimarer Pläne nicht zurück; er ging im Spätherbst auf Besuch zum Grafen Moritz von Strachwitz nach Peternitz. Auerbach besuchte Weimar im Februar 1845 und wurde durch den Kanzler Müller zum Erbgroßherzog gebracht (Bettelheim S. 178, 187). Bei dem Festmahl, das ihm zu Ehren gegeben wurde, mußte er das Versprechen baldiger Wiederkehr geben; er löste es ein, indem er vier Monate des folgenden Winters in Weimar zubrachte. In jener Zeit war er alle Wochen mehrere Stunden lang beim Erbgroßherzog (Briefe an J. Auerbach S. 53 f.). Zur Annahme der durch Riemers Tod freigewordenen Oberbibliothekarstelle konnte er sich indessen nicht entschließen. Ob auch der Politiker Adolf Widmann, den Geibel in Stuttgart kennen gelernt hatte, für Weimar in Aussicht genommen war, läßt sich nicht erkennen; er hatte inzwischen seine Tätigkeit im Preußischen Ministerium des Innern angetreten; literarischen Ruhm erwarb er erst 1850 durch seinen antijungdeutschen Tendenzroman „Der Tannhäuser“. — Die „gute Alma“ ist Goethes Enkelin, die am 29. September in Wien am Typhus gestorben war.

Karl Alexander beantwortete Eckermanns Darlegungen nach einem Monat:

Jena den 27 November 1844.

Ihr Brief, wie das Manuscript, die eigentliche Antwort auf mein letztes Schreiben an Sie ist mir richtig zugekommen. Die Sache selbst, wie auch häufige Abwesenheiten von Weimar und Abhaltungen vielfältiger Art, verhinderten mich früher Ihnen zu antworten. Ich thue es jetzt indem ich Ihnen vorerst eröffne, daß meine Mutter Ihnen den Urlaub, um welchen Sie gebeten, bewilligt hat und auch gesonnen ist die Summe fortzuzahlen, welche Sie aus der Kasse der Großherzoginn beziehen.

Da wir seit so langer Zeit uns kennen und ich denke, gewohnt sind uns gegenseitig immer offen und freundschaftlich auszusprechen, so werden Sie es mir nicht verdenken, wenn ich Ihnen aufrichtig sage, daß Sie durch Ihren letzten Brief mir weh' gethan haben; nicht deshalb weil Sie mir klagten, denn wie wäre eine gegenseitige Freundschaft denkbar, wo das Ohr des Einen nur der Freude des Andern, nicht auch seinen Klagen offen stünde; sondern weil Sie in Ihrer Verstimmung eine Bitterkeit äußern, die Ihrem edeln Charakter nicht eigen ist und durch welche Sie Verhältnisse, die mir theuer, die mir heilig sind, auf eine Weise angreifen, welche zum Wenigsten nicht immer auf Gerechtigkeit begründet sein dürfte. Daß Weimar nicht mehr *die* Männer in seinen Mauern zählt, welche seinen Namen so hoch emporgehoben haben ist nicht Weimars Schuld, sondern ist die natürliche Folge des unwandelbaren, ewigen Gesetzes, daß Nichts auf Erden fest besteht und daß die Zeit, die ewig sich Ändernde, bestandene Verhältnisse durch neue aufgelöst hat. Daß die verklärten Geister aber den Sinn für das Gute und Schöne, das Streben nach dem Hohen und Edeln mit hinweggenommen hätten von unserm Land, das, lieber Freund, das leugne ich, dem widersetze ich mich mit allen meinen Kräften. Die Worte: gut, schön, hoch und edel umschließen ein solch reiches, weites Feld, solch eine unendliche Fülle von Begriffen und Beziehungen, daß es Gott allein möglich ist sie alle zu erzielen, sie alle zu erreichen, deshalb wohl weil Er selbst der Inbegriff des Hohen und Edeln ist, dem armen Menschen ist es nur gegeben nach diesem und nach jenem Ziel von den zehntausend

andern zu streben und dabei an dem Troste sich zu erbauen, daß auch dieser Weg zur Sonnenhelle führt. Und können Sie es, kann es Irgend Jemand den Männern unsrer Zeit und unsres Landes absprechen, daß sie dies Beste desselben, daß sie den Namen Weimar im Auge behalten?; wenn Sie es mir nicht glauben, so fragen Sie unser Volk, so vergleichen Sie, den gerechten Maßstab festhaltend, die gewissenhafte Sorge in unsern Grenzen für das Begrenzte mit den erfüllten Pflichten in anderen Ländern und fragen Sie Sich dann noch ob der Faden, den die verklärten Geister gesponnen, abgeschnitten daliegt, todt wie die Gebeine Goethes und Schillers zur Seite denen meines Großvaters. Gehen Sie dann ferner zurück in Ihren eigenen Erinnerungen und fragen Sie Sich ob Sie meiner Mutter auch das Streben zum Edelsten und Schönsten, auch die Sorge für den Namen: Weimar absprechen wollen; fragen Sie Sich wie oft Sie mich selbst, den unbedeutenden Lebens-Anfänger, begeistert sahen von dem Nektar der Erinnerungen und ob Sie mich auch bemüht sahen, z. B. im vorigen Winter, mein Scherflein beizutragen, da wo ich gerade in dieser Hinsicht etwas den Namen Weimar Würdiges thun konnte. — Sie erwähnen daß mein Großvater keine Opfer scheute den Glanz jenes Namens zu erhalten; öffnen Sie die Papiere, die Correspondenzen, die Tagebücher aus jenen Zeiten, lesen Sie in denselben mit welchen Schwierigkeiten *er* zu kämpfen hatte, wie aber auch jene Männer ihm halfen und mit ihm durchkämpften des Lebens-Streit. Auch nur einem derselben hatte er eine Pension zugesichert für die Zeit und den Fall wo er nicht mehr zu schreiben gedächte und dieser eine war Schiller. Sie nennen Knebel und Einsiedel als vom Schicksal Begünstigte, wenngleich nur unbedeutende Namen in Vergleich zu jenen, vergessen aber, daß der Erstere als Erzieher des zweiten Sohnes der Herzoginn Anna Amalia unserer Familie thätig zur Seite und daß der Andere der stäte und treue Begleiter und Hofmarschall meiner Urgroßmutter war.

Nehmen Sie diese lange Auseinandersetzung nicht unwillig auf, bedenken Sie, daß wie Sie gewohnt sind das Herz mir zu öffnen, ich ein gleiches Recht in Anspruch zu nehmen habe und lassen Sie mich endlich froh der Zukunft trauen und glauben, daß es uns endlich, daß es uns bald gelingen werde, mein liebes Doctor-

chen wieder hier und glücklich zu sehen. Für heute, leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald wieder und halten Sie mich immer für

Ihren
aufrichtigen und Ihnen herzlich zugethanen Freund
Carl Alexander.

Eckermanns Antwort darauf ist nicht erhalten. Daß er in glücklicher Stimmung von seiner stillen Arbeit berichtet hat, geht aus dem folgenden Brief Carl Alexanders hervor:

Weimar den 19. Januar 1845.

Etwas spät im neuen Jahr greife ich zur Feder, um Ihnen, lieber Freund, zu schreiben, daß ich im neuen, wie im alten Jahr Ihrer in alter Freundschaft gedenke und im neuen wie im alten mich ärgere, daß Sie nicht hier sind. Ja ich ärgere mich, denn wenn auch Ihr Brief vom 5. Dec. v. J. so voller Jubel ist, daß man Sie draußen in einem obscuren Winkel einer obscuren Vorstadt Hannovers hat sitzen lassen, so kann ich nicht umhin Ihre Abwesenheit von hier sehr zu empfinden und ich bin boshaft genug zu wünschen daß Sie, sey es auch nur einen Theil meiner Gefühle, empfinden möchten. — Ihr Brief enthält erfreuliche Nachrichten über Ihren Proceß, dessen baldigste Beendigung ich sehnlichst Ihnen wünsche. Einstweilen sehe ich Sie in Gedanken mit der Feder hinter dem Ohr, oder vielmehr in der Hand um Ihren dritten Band zu schreiben, wobei Sie wohl Sorets Manuscript benutzen werden, was Sie denn doch zu dem Autor zurückschicken sollten, denn bei seinem Hiersein suchte er danach wie nach einem verlaufenen Kind. Wenn Ihnen Ihre Beschäftigungen noch Zeit und Muße lassen werden noch Antheil zu nehmen, was außerhalb Ihrer wirklichen oder ideellen Mauern liegt, so neigen Sie freundlich ein Ohr den heimathlichen Tönen. Daß wir ein ziemlich unruhiges, bewegtes Leben führen, wird Sie nicht interessiren, wohl aber, daß der Kreis der Freunde, wie Sie im vorigen Winter ihn sahen und wohl liebten, noch stets beisammen ist und das Leben nach seiner Weise genießt. In Bezug auf diese erwähne ich einer trefflichen Vorlesung Goethes Iphigenien, bei welcher die Gräfin Julie Egloffstein als vollkommenste Künstlerin glänzte und mir das schöne Ideal der

Atriden Tochter zur schönsten Wirklichkeit umschuf. Ich bereite den standhaften Prinzen zu gleichem Zweck vor. Schober wird, so Gott will, in wenig Tagen kommen, auch Goebel erwarten wir. Liszt wandelt noch immer unter den Granatbäumen und Orangenwäldern und giebt Concerte an den Säulen des Hercules. Als zweiter Orpheus bannt er die heterogensten Elemente, die entgegengesetztesten Charaktere, Völker, Menschen zu seinen Füßen. Wohl begreife ich Goethes Ansicht: in manchen Menschen sey ein Dämon ; L. ist der Beweis dieser Maxime. Ich beendige jetzt den Wilh. Meister, dessen Lectüre mich immer aufs Neue anzieht, obgleich mich viel wunderbare Seiten unberührt lassen. Die Wanderjahre namentlich enthalten eine nach meiner Ansicht all zu mächtige Tendenz zum Idealisten. — Wunderbar erscheinen mir die vielfältigen, ja ewigen Repetitionen der Form. 10 Mal kommt man in alte Schlösser in denen immer die Erziehung des Menschen nach einer besonderen Seite verfolgt wird. — Dann laß ich ferner Cellinis Leben von ihm selbst und zwar in der Ursprache ; ein interessantes Buch, eine wahre Apotheose der Freimüthigkeit. Soll ich Ihnen nun weiter alle Details meines Lebens geben ? ich denke nicht, denn da man doch immer zunächst an die Andern denken muß, so denke ich, ich könnte Sie incommodiren und daher eile ich zu schließen, indem ich stets bin und bleibe

Ihr

Carl Alexander.

Liszt hatte damals seinen Posten als Hofkapellmeister noch nicht angetreten; aber er hatte sich verpflichtet, den Februar, in den die Geburtstage des Großherzoglichen Paares fielen, alljährlich in Weimar zu verbringen; so wurde seine Rückkehr aus Spanien mit Spannung erwartet. Über sein Ausbleiben berichtet der folgende Brief vom 17. März 1845, aus dem nur ein Ausschnitt mitgeteilt werden soll:

. . . . Es ist mir lieb zu hören, daß Sie fleißig an Ihrem Werk arbeiten, an dem die Welt bald wieder ein um so schöneres Kleinod ihrer Litteratur erhalten wird, da das Buch seines In-

halts wegen, einer friedlichen schwimmenden Insel gleichen wird im wildbrausenden Meer. Denn wohl mit einem solchen kann man die jetzige Litteratur mit all' ihrem Gift und all' ihrer Galle vergleichen. Ein arges Beispiel derselben, was übrigens von Geist und Witz sprudelt, erkannte ich neulich in der „politischen Wochenstube" von Prutz. — Sie fehlen mir, lieber Freund, lassen Sie nicht zu lang auf Ihr Wiedererscheinen an unserm Horizonte warten, der mir anders erscheint, seitdem ich Sie nicht mehr sehe. Sie hätten, wären Sie diesen Winter hier geblieben, manchen Genuß und manche Freude gehabt, die ich gern mit Ihnen getheilt hätte. Ich rechne hierzu manch' interessante Bekanntschaften, z. B. die des Autors der Dorfgeschichten, Auerbach, der mir sehr gut gefallen hat. Schober ist noch hier und wird sich wahrscheinlich hier etabliren. Seine Unterhaltung, seine weite Kenntniß der Litteratur, seine praktischphilosophischen Ideen geben mir viel Genuß ; im belebten Gespräch mit ihm verstreichen mir die Stunden schnell ; doch diese Bemerkung möchte Ihnen glauben machen, ich tödtete gern die Zeit. — Dem wirklich ist nicht so, denn mehr als je möchte ich die Stunden verdoppeln um zu wirken, um thätig zu sein. Ich denke hat man einmal von diesem Genuß des Lebens gekostet, keinen andern wünscht man sich mehr. Liszt ist diesen Winter nicht gekommen, indem er bat in Spanien bleiben zu dürfen um seine musikalische Sonnenbahn fortzusetzen, was wohl auch ganz natürlich war, denn der Sprung von den Säulen des Hercules bis nach Weimar ist groß. Unter andern Celebritäten haben wir den berühmtesten franz. Marine Maler hier gesehen, den Herrn Gudin, den ich gut kenne. Sein außerordentliches Talent wird Ihnen wohl bekannt sein. Dabei fällt mir ein, daß unser Preller wieder ein ganz wundervolles Bild gemalt hat, was eine Küste von Norwegen vorstellt. Sein Schüler, Hummel, ist als ein sehr ausgezeichneter Künstler aus Italien vor einigen Monaten zurückgekehrt und hat hier schöne Proben seines Talentes gezeigt. Diesen wenigen détails unseres Lebens und Treibens füge ich noch das hinzu, daß unsere Vereinigungen und Zirkel immer fortgesetzt werden; in einem derselben ließen wir kürzlich den standhaften Prinzen vor unsern bewundernden Seelen vorüberziehen, in einem andern entzückte uns Schöll durch die gelungenste Vorlesung eines Theils der

Aristophanischen Vögel. Nebenbei treibe ich jetzt fleißig Physik, wobei mir Kunze mit seinem deutlichen, klaren Vortrag zur Seite steht. — In Kurzem gedenke ich meine Frau nach Holland zu begleiten, dann mögen die Wartburg und die Ettersburg hoffentlich von unserm Treiben verkünden. —

Da hätte ich beinahe vergessen Ihnen zu sagen daß Frau von Goethe und Walther vor einigen Tagen hier waren; Erstere hatte einige Familiengeschäfte hier zu besorgen und reiste dann zu Wolff nach Frankfurt. Sie ist von Almas Tod noch sehr gebeugt und hat mir einen traurigen Eindruck gemacht. Ich vergleiche sie einem entwurzelten Stamm umhertreibend auf des Wassers Woge.

In das ästhetische Stilleben Weimars, dessen Stagnation von Auerbach bei seinem zweiten Aufenthalt (vgl. oben S. 39) wohl bemerkt und von dem aus Wien gekommenen Gelegenheitsdichter Franz von Schober nicht erschüttert wurde, warfen die hochgehenden Wogen der Zeitdichtung gelegentlich von außen her einen Spritzer voll bitteren Salzgeschmacks. Mit einem der politischen Lyriker war auch die Weimarische Regierung in Berührung gekommen, nämlich mit Robert Prutz, der, eben als er sich in Jena habilitieren sollte, wegen seines Gedichtes „An Dahlmann" des Landes verwiesen wurde. Das war 1843 gewesen; nun erschien 1845 in Zürich und Winterthur seine satirische Komödie „Die politische Wochenstube", worin die aristophanische Manier Platens ins Politische gewandt wurde. Die deutschen Fürsten, die dem erwarteten Kinde Germanias seltsame Patengeschenke darbrachten, wurden in diesem witzigen Werke nicht geschont. Eckermanns Antwort scheint indessen vor allem auf das köstliche Narrenschneiden des zweiten Aktes eingegangen zu sein, das aus dem verstopften Philosophen Schelling unverdaute Stücke von Hegel, Fichte, Kant, Spinoza, J. Böhme mit nebelgrauer, klumpenförmiger Scholastik

vermischt zutage förderte. Carl Alexanders Antwort auf den verlorenen Brief Eckermanns ist undatiert:

Tausend Dank, lieber Freund, für Ihre Zeilen und die Beilagen. Ihr Urtheil über das Werk des Hr. Prutz bring ich meiner Mutter. Ich habe laut aufgelacht über die Philosophie Citate. Ich glaube wie der Mensch sich immer führen muß, so muß er es auch thun im Denken, damit er sich nicht verirre in seinem eignen Kopf. — Herzlich freue ich mich über den Brief der Cottaschen Buchhandlung und über alle Lorbeeren, die Ihnen winken. Aber das Arbeiten Tag und N a c h t ist unrecht, geradezu unrecht denn ein Mann wie Sie hat nicht das Recht ganz allein über sich zu gebieten, seine geistige Kraft und also auch seine Körperliche gehört der Welt wie sein Name. Deshalb, mein Bester, schonen Sie sich und wenn Sie es nicht thun wollen für die Welt, doch für Ihre Freunde, bei denen ich nicht der letzte sein will.

Sobald Sie was wünschen oder brauchen laufen Sie nur ein in den Hafen

Ihres

alten Freundes

C. A.

Welche Angebote damals von Cotta und andern Seiten her gemacht wurden, ist nicht ersichtlich. In den Briefen Eckermanns, die das Archiv der Cottaschen Buchhandlung verwahrt, ist eine Lücke zwischen dem 15. April 1841 und dem 8. Juni 1846. An diesem Tage bittet er, endlich nach Weimar zurückgekehrt, eine Erwiderung auf die Brockhausschen Angriffe in die „Allgemeine Zeitung“ aufzunehmen, und schlägt außerdem vor, daß Cotta die Restbestände der ersten beiden Bände aufkaufe und dazu den dritten Band, dessen Manuskript im Sommer fertig sein soll, in Verlag nehme. Beides wird abgelehnt.

Auch die im Jahr zuvor gehegten Hoffnungen scheinen sich zerschlagen zu haben. Eine neue tiefe Verstimmung

Eckermanns war die Folge, und vergebens bemühte sich der Prinz, die geschwundene Tatkraft aufzurütteln:

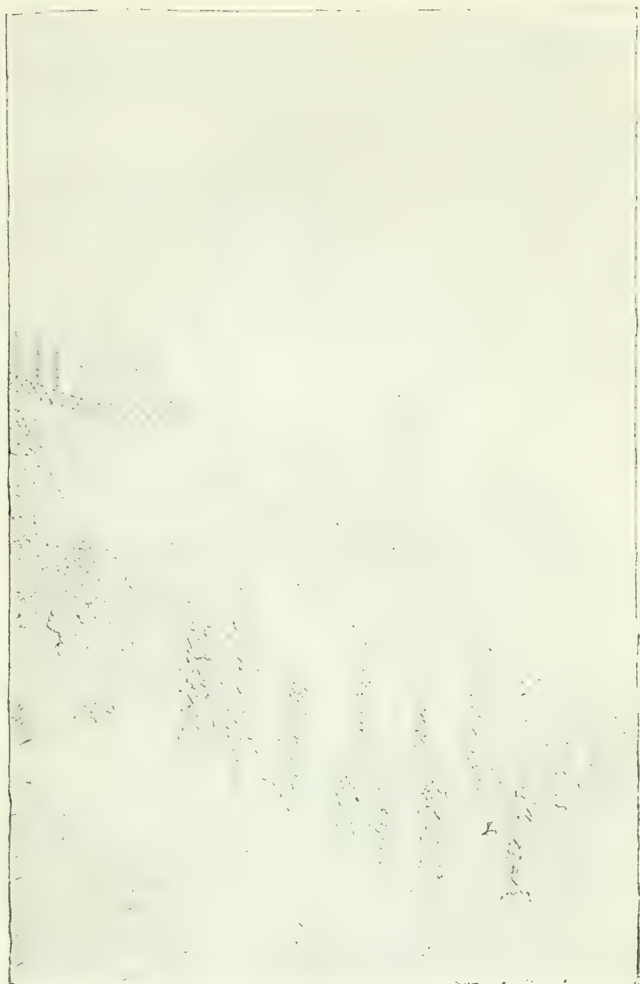
Weimar den 5. Mai 1845.

Ich habe vor ein Paar Tagen Ihren Gruß erhalten, mein Bester, welchen Sie einem Briefe an den Kanzler einschalteten; indem ich Ihnen all meinen Dank dafür abstatte daß Sie mich in Ihrer Erinnerung ferner leben lassen, benutze ich die Gelegenheit mein Herz Ihnen auszuschütten wozu eben jener Brief, den ich zu lesen verlangte, ein wahres Bedürfniß mir giebt. Ich gestehe es er hat mich verletzt, er hat mich betrübt. Denn wie anders als betrüben und verletzen kann es das befreundete Herz wenn es sieht daß ein ihm werther und lieber Mann, von der Natur mit guten Gaben ausgestattet, dessen treffliche Leistungen ihm bereits in der Welt einen gefeierten und gepriesenen Namen erworben haben, trotz seiner ihm selbst bekannten Kräfte, trotz seiner gemachten Erfahrungen durchaus an sich, an der Welt, an seiner Zukunft verzweifeln will? sich selbst aufgeben will? sich selbst gleichsam zu Grabe tragen gedenkt? Wie können Sie es vor Sich selbst, wie vor der Welt verantworten so in Sich selbst zusammenzusinken? Und warum geben Sie Sich auf diese Art auf? Weil Widerwärtigkeiten Sie betroffen, weil Erwartungen auf deren Erfüllung Sie bestimmt gerechnet, sich nicht erfüllt haben. Warum aber, frag ich weiter, blicken Sie denn nur auf diese, warum nicht auf die Mittel sie zu bekämpfen, warum gebrauchen Sie nicht diejenigen, welche in Ihren Händen liegen? warum bedienen Sie Sich nicht der geistigen Kräfte, welche der Welt schon einmal das interessante Werk schenkten, das sie Ihnen verdankt? Wie kann man Jemanden beklagen, der nur klagt nicht auch kämpft mit den Schwierigkeiten? Wie kann man dem helfen der sich selbst nicht helfen will oder sich selbst nicht zu helfen versteht? Ja „versteht" das ist das rechte Wort, doppelt recht weil es mich auf denjenigen Theil Ihres Briefes führt in welchem Sie die Hoffnung aussprechen daß die Großherzoginn Ihnen Ihre Besoldung lassen werde mit der Erlaubniß sie im Auslande und in der Einsamkeit zu verzehren. Daß Sie diesen Wunsch aussprechen ist mir ein deutlicher Beweiß, daß Sie Sich selbst nicht kennen. Soll ich Sie Sich selbst gegenüber characterisiren, so nenn ich Sie einen Epheu der sich an

irgend einem kräftigen Baum emporwindet. Glauben Sie mir, der Sie wahrhaft liebt, Sie brauchen eine Stütze, Sie bedürfen des Schutzes, der Pflege. Sie haben es nöthig, umgeben, getragen zu werden von einem Sie belebenden, ermuthigenden Freundeskreis. Und meinen Sie den in der Einsamkeit zu finden? meinen Sie aus der Einsamkeit die belebende Kraft schöpfen zu können sich emporzuarbeiten aus der Einsamkeit in der Sie Sich selbst überlassen sind, gegenüber von Sich selbst stehen? Wenn Sie es mit sich redlich meinen, werden Sie mit „Nein" auf diese Fragen antworten. Hier nun, in unserm Lande, finden Sie den Kreis der mit offenen Armen Sie aufnehmen wird, es ist Ihnen bereits früher schon die Zusicherung geworden daß alle möglichen Unterstützungen Ihnen hier werden sollen, hier also, werden Sie Sich um so ungestörter Ihren Arbeiten widmen können da Sie um so weniger an Sich selbst zu denken brauchen. Kommen Sie also, genießen Sie der Hülfe, des Schutzes der Ihnen hier zu Theil werden wird, glauben Sie nie, daß die Großherzoginn in eine Fortleistung Ihres Gehaltes während Sie im Auslande bleiben, willigen könne noch wolle, es hieße Sie Ihren Untergang überliefern. Höchstdieselbe hat es auf das Bestimmteste erklärt ebenso bestimmt aber auch daß Sie, hierher zurückgekehrt, den vollen Fortgenuß aller möglichen Vortheile haben sollten. Sie erwartet ferner Ihre baldige Rückkehr um so mehr der erste Mai, der Tag den Sie selbst als Rückkehr bestimmt hatten, längst vorüber ist. Thun Sie mir daher den Gefallen und folgen Sie meinem Rath, seien Sie in Weimar binnen acht Tagen von dem Tage des Empfanges dieses Briefes an, werfen Sie Sich, hier angelangt, mit vollem Eifer auf Ihre Arbeit. Sie fühlen ganz falsch wenn Sie sagen Sie schämten sich nach Weimar zurückzukehren ohne den dritten Band vollendet zu haben; schämen müßten Sie Sich aber wenn Sie Ihre schönen Kräfte nicht anstrengen, sie nicht benutzen wollten. — Und nun lassen Sie mich noch hinzufügen wie ich mich freue Sie wiederzusehen denn ich hänge, glauben Sie es mir, mit ebensoviel treuer Liebe an Ihnen wie je. Auf baldiges Wiedersehen also, auf baldiges und fröhliches. Ihr

ergebener Freund Carl Alexander.

Soret ist noch hier und wünscht Sie sehr zu sehen.



Carl Alexander: Dornburg

Federzeichnung (1834)

Das Verhältnis von Lehrer und Schüler hat sich völlig umgekehrt. Der gefestete Mann sucht jetzt den haltlos Gebrochenen aufzurichten, aber auch die Energie, mit der er den Schwachen zu seinem eigenen Besten anpackt, bleibt zunächst erfolglos. Wieder vergeht fast ein halbes Jahr, bis ein neuer Klagebrief dem Erbprinzen Anlaß zum Aufgebot tatkräftiger Hilfeleistung gibt:

Weimar den 5 November 1845.

Ihren Brief vom 26 vor. M., lieber Freund habe ich richtig erhalten. Das Vertrauen mit welchem Sie Sich zu mir wenden und Ihre Leiden mir klagen hat mich gerührt und deshalb lassen Sie mich erst Ihnen dafür danken, ehe ich Vertrauen mit Vertrauen erwiedere. Daß Ihr Kummer, die Unannehmlichkeit Ihrer augenblicklichen Lage ein warmes Mitgefühl in meinem Herzen gefunden hat und stets finden wird, brauche ich wohl nicht Ihnen zu sagen, denn Sie beweißen daß Sie dies wissen, indem Sie mir schreiben. Bei der ungünstigen Wendung Ihres Processes möchte ich nicht Ihnen gegenüber stehen bleiben, denn um in der Gegenwart und Zukunft richtig zu gehen und zu stehen muß man nicht auf das blicken was hinter uns liegt. Auf das was vor uns liegt lassen Sie uns sehen und deshalb bin ich betrübt Sie so niedergebeugt, ja, wie der Character Ihres Briefes mir beweißt, fast verzweiflungsvoll zu wissen. Es ist dies, wie Sie mir selbst zugestehen werden, die schlechteste Gemüthsstimmung um zu leben und noch mehr um zu arbeiten. Sie werden mir hierauf erwiedern, daß ich sehr gut predigen habe, daß Ihnen aber die materiellen Kräfte fehlen, meiner Moral zu entsprechen. Ich gebe Ihnen wenn Sie so denken Recht in mancher Hinsicht und deshalb beeile ich mich Ihnen Folgendes zu eröffnen: 1. wird meine Mutter Ihre noch in Weimar anhängigen Schulden bezahlen, sie gedenkt ferner Ihnen künftig 60 rt als jährlichen Beitrag Ihrer Hausmiethe zuzuschießen, endlich Ihren Sohn auf dem Gimnasium in Weimar unterrichten zu lassen. 2. wünscht die Erbgroßherzoginn daß Sie dieselbe mit der deutschen Litteratur bekannter machen möchten, eine Genügende Summe soll Ihnen dafür werden. 3. werde ich mit Freunden dazu beitragen mein kleines Doctorchen zu erwärmen, Sie brauchen also somit für Ihr

Holz gar nicht oder doch nur sehr wenig zu sorgen. — Alles dieses wird Ihre Lage, denke ich, um ein Bedeutendes sorgenfreier machen, es wird namentlich und hoffentlich Ihre geistige Productivität stärken, Ihr Gemüth wieder aufrichten, namentlich wenn Sie selbst Sich zu Hülfe kommen wollen, denn der Wille, der eigene, ist der wundersamste Glauben den je die Welt gesehen. Erinnern Sie Sich dabei, daß zahlreiche Freunde, die Sie hier besitzen, auch kein für das Leben zu verschmähender Hebel sind und vergessen Sie endlich nicht, daß Sie in Sich, in Ihrem in der Welt rühmlichst bekannten Namen den wahren Schatz besitzen, der wenn Sie wollen, Ihnen immer zu Gebote steht. Ihn nicht zu benutzen, wäre ein wahres Unrecht, denn jedes ausgezeichnete Talent gehört dem Lande in dem es glänzt oder glänzen kann ebenso sehr wie dem, welchem der Himmel es schenkt. — Ihr dritter Band muß bald fertig sein, vielleicht ist er es schon. Er bildet eigentlich ein von den beiden vorigen unabhängiges Ganze. Sie sollten diesen zum Druck dem Frorieppschen Institut hier übergeben, das wie Sie wissen oder nicht wissen, aus den Händen des Vaters in die des Sohnes übergegangen ist und sich zu heben anfängt. Sie könnten deshalb dem jungen Froriep nach Berlin schreiben, damit er Ihnen Vorschläge machen möge. —

Sie haben Ihr Schicksal, wie Sie mir schreiben, in meine Hände gelegt. Wie ich, wie wir Alle denen Ihr Wohlergehen am Herzen liegt es zu gestalten gedenken, habe ich Ihnen hiermit erklärt. An Ihnen ist es nun mir zu sagen ob Sie kommen wollen oder nicht. In letzterem Fall gestattet Ihnen meine Mutter eine Urlaubsverlängerung bis den Mai künftigen Jahres. Schreiben Sie mir was Sie beschließen. Soll ich Ihnen jetzt noch einen Rath geben, so wäre es der lieber jetzt zu kommen, weil Sie alle Ihre Freunde jetzt beisammen finden, was im Sommer wie Sie wissen nicht der Fall ist und weil dann die Hülfe für Sie von unserer Seite um so leichter ist. Doch entscheiden Sie nur selbst und geben Sie mir Antwort so bald Sie können.

Mit unwandelbarer Zuneigung

Ihr

Sie aufrichtig liebender Freund

Carl Alexander.

Gleichviel ob Eckermann auf weitergehende Anerbietungen gewartet hatte oder durch sie überrascht wurde, er konnte sich ihnen nicht entziehen. Durch die endlich erfolgende Rückkehr nach Weimar ist er, wie der Erbgroßherzog richtig voraussah, gerettet worden. Er war ein Schiffbrüchiger; die einzige Fracht seines Lebensschiffleins war die Erinnerung an Goethe, und die Reste seines Gutes konnte er nun im Hafen bergen. Freilich dauerte es noch immer zwei Jahre, bis er (am 10. Januar 1848; Tewes S. 314 f.) „das nunmehr fertige Manuscript" des dritten Bandes der Gespräche Froriep zum Verlag anbieten konnte. Auch diese Verhandlungen zerschlugen sich, und so kam das Schmerzenskind endlich im Revolutionsjahr 1848 bei Heinrichshofen in Magdeburg zur Erscheinung, im ungünstigsten Zeitpunkt, der dem Nachzügler trotz der bevorstehenden Jahrhundertfeier noch weniger unmittelbaren Erfolg brachte als die ersten Bände.

Im Weimarer Geistesleben, dessen Schwerpunkt seit Liszts Eintreffen im Musikalischen lag, hat Eckermann keine Rolle mehr gespielt. Der Erbgroßherzog hatte ihn richtig erkannt: ein Efeu, der des kräftigen Baumes bedurfte, um sich emporzuwinden. Nun zogen sich seine Ranken über Goethes Grab. Wie sehr seine Existenz, um ein Bild aus Lissauers Eckermann-Drama zu gebrauchen, in Goethe eingemauert war, zeigt noch das letzte Stück des Briefwechsels. Am 8. Juli 1853 war Carl Alexander zur Regierung gekommen. Die erste Gnade, die sein alter Lehrer sich ausbat, war die Entgegennahme eines gutgemeinten, aber ungeschickten Vorschlages zur Ehrung des großen Namens, der des zugedachten Zierates wahrlich nicht bedurfte:

Durchlauchtigster Großherzog!
Mein gnädigster Fürst und Herr!

Am 28. August, an welchem Tage ein liebevolles Andenken an Goethe, so wie der junge wachsende Ruhm Eurer Königlichen Hoheit in mir besonders rege war, gingen mir Gedanken durch den Kopf, welche der Geist mich trieb sogleich niederzuschreiben. Sie lauteten etwa folgendermaßen:

„Wir Carl Alexander, Von Gottes Gnaden Großherzog zu Sachsen p. p. verordnen hiemit wie folgt:

„In Erwägung der außerordentlichen Verdienste, die der Geheimerath v. Goethe um die deutsche Literatur sich erworben, haben Wir beschlossen, ihm auch Unsererseits, noch spät nach seinem Tode, Unsere Dankbarkeit zu beweisen, und zwar dadurch, daß Wir ihn in seinen Nachkommen ehren, und seine beiden Enkel, Walther und Wolfgang von Goethe, wie hiemit geschieht, in den Grafenstand erheben.

Geschehen Ettersburg den 28. August 1853.

Carl Alexander."

Was denken Eure Königliche Hoheit von diesem Traum meines Geistes, und was würde Deutschland, ja Europa sagen, wenn er sich durch die Macht Ihres fürstlichen Wortes verwirklichte? Würde ein solches wirklich erhabene Decret die fürstliche Laufbahn Eurer Königlichen Hoheit nicht groß und glänzend eröffnen? Würden nicht alle besseren Geister der Nation Ihnen unbedingt zufallen? und würden nicht noch späte Jahrhunderte diese einzige That eines jungen deutschen Fürsten zu denen zählen die eines Weltruhmes würdig sind? Napoleon, der in Anerkennung großer Talente kein Geringer war, fühlte den Werth von Corneille so lebhaft, daß er begeistert ausrief: „Lebte er noch so würde ich ihn zum Fürsten machen!" Dieses Wort Napoleons konnte leider nicht mehr zur That werden, allein dieses bloße Wort wirkt so mächtig, daß es noch jetzt auf das Andenken jenes Helden einen besonderen Glanz wirft. Ich brauche für Eurer Königlichen Hoheit früh gereifte Einsicht und Weisheit nichts weiter hinzuzufügen, da Sie sicher die Tragweite eines solchen Beschlusses und den Ruhm der davon auf Sie Selber zurückfällt, im ganzen Umfange übersehen.

Wir sind bereits nach Kiel zurückgekehrt und hoffen in diesen Tagen unsere Zurückreise fortzusetzen. Ein Unwohlsein in Folge einer Erkältung, weswegen meine Handschrift so unsicher ist, wird hoffentlich bald vorübergehen. Mein Sohn ist wohl und stark, und wir hegen beide gegen Eure Königliche Hoheit die Gesinnungen einer tiefgefühlten Dankbarkeit. In liebevoller Verehrung beharrend

Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigster

Kiel d. 16. September 1853. Eckermann.

Eine schriftliche Antwort auf den Vorschlag scheint nicht erfolgt zu sein. Erst nach sechs Jahren, also am 28. August 1859, wurde Wolfgang von Goethe auf sein eigenes Nachsuchen in den Freiherrnstand erhoben. Eckermann aber starb am 3. Dezember 1854.

GEORG WITKOWSKI

DER STREIT DER LITERATUR-ZEITUNGEN

Gleichzeitig mit dem großen Aufstieg unserer Dichtung um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts erscholl das vorher friedliche Gefilde der deutschen Literatur von erbitterten Kämpfen. In den „Xenien" trafen die beiden großen Führer alles Beharrende, Philisterhafte, Kleine und Gemeine mit den schärfsten Pfeilen; freudig stellten die Jenaer Romantiker sich an ihre Seite, um so lieber, da ihnen, mehr noch als den Klassikern, der bittre Haß der Schwächlinge galt. Unaufhörlich erschienen neue kleine und größere literarische Hilfsvölker auf dem Schlachtfelde, und alle Truppengattungen wurden mobil gemacht: das leichte Fußvolk der Distichen, die schwere Artillerie philosophisch-ästhetischer Schriften und Aufsätze, die Reiterei der Sonette und der übrigen lyrischen Formen, einzeln oder in Kompanien ausschwärmend; als Troß Märchen, Allegorie und Parabel.

Aber das wirksamste Kampfmittel bedeutete ohne Zweifel die dramatische Farce, die Literaturkomödie, in der man den Gegner oder — von höherer Warte aus — beide Parteien leibhaftig auf einer gedachten Bühne vorführen, ihnen Worte ihrer eignen Prägung in den Mund legen und sie so dem Gelächter preisgeben konnte. Gerade in solcher Gestalt ließ sich auch der Kulissenklatsch, das anekdotenhafte Allerpersönlichste in Gebaren und Erleben literari-

scher Menschen der Neugier und Sensationslust darbieten, für die ganze Lesergemeinde ein willkommner Spaß, mochte auch oft nach heutigen Begriffen der Witz stumpf und der Anlaß erbärmlich dürftig erscheinen. Auf den Augenblick berechnet, taten solche kleinen Stücke die erwartete Wirkung, ärgerten die Angegriffenen und indiskret Bloßgestellten, reizten zu Gegenschlägen, die wiederum zu erneutem Schimpf und Hohn herausforderten, und gewährten neben der Befriedigung der Kampfgier den stets anonymen Verfassern wohl auch einen bescheidenen klingenden Lohn.

Das Jahr 1803 lockte eine besonders große Zahl solcher Eintagsfliegen ans Licht. Grimmig befehdeten einander Kotzebues „Freymüthiger" und Spaziers „Zeitung für die elegante Welt": dort Berliner Aufklärung, verstärkt durch den rachsüchtigen Weimaraner Kotzebue und den erbärmlichen Livländer Merkel, zugleich eintretend für den durch Schadow vertretenen künstlerischen Realismus, — hier Klassiker und Romantiker, das Panier des Idealismus, neuerwachender Religiosität und ungebundenen Künstlertums schwingend. Näheres darüber enthält mein Neudruck der „Ansichten der Literatur und Kunst unsres Zeitalters" (Weimar 1903), wo auch die verwandten dramatischen Erzeugnisse aufgezählt sind.

Im gleichen Jahre entstand, vielleicht durch diese Vorbilder angeregt, etwas später ein verwandtes Erzeugnis. Im Gegensatz zu den Vorgängern, die von der Forschung bereits mannigfach beachtet wurden, hat sich um dieses Stück noch niemand gekümmert; keine der mir zugänglichen literarhistorischen Schriften und Bibliographien verzeichnet es, nur (ungenau) der alte bescheidene, so oft hilfreiche „Theaterfreund" von L. Fernbach jun. Auch

ist mir nie ein Abdruck davon zu Gesicht gekommen außer dem im Folgenden wiedergegebenen der Sammlung Kippenberg, der aus der Bibliothek Joseph Kürschners stammt. Ob die Farce dem Zensor verfallen ist? Möglich wäre es schon; denn die Decknamen sind auf den ersten Blick zu durchschauen, und so mancher der unfreiwilligen Mitspieler mag versucht gewesen sein, den Arm der Themis gegen solche Angriffe auf seine Person zu Hilfe zu rufen. In den kritischen Zeitschriften der Jahre 1803 und 1804, die ich durchsah, fand ich keine Erwähnung, während doch sonst ähnliche Schriften gern vom Standpunkt ernsthafter Würdigung oder mit ironisch-polemischer Absicht besprochen wurden.

Alles das bezeugt: wir haben es hier mit einem von Anfang an unbeachteten Schriftchen zu tun. Aber diese Tatsache und die damit eng verbundene der ungewöhnlichen Seltenheit würde die Erneuerung nur in den Augen jener etwas befangenen Bibliophilen rechtfertigen, die mit frommer Verzückung zu jedem unbekannten Gott, und wäre er auch ein deus minimarum gentium, hinanbeten. Uns anderen erscheint keineswegs jeder dunkle Ehrenmann beachtenswert, nicht einmal wenn auf ihn ein Strahl der großen Goethe-Sonne gefallen sein sollte.

In diesem Falle handelt es sich freilich um weit mehr als ein Zufallsglück solcher Art. Der Gegenstand der Farce „Der Streit der Literatur-Zeitungen" steht für einen nicht unbeträchtlichen Zeitraum im Mittelpunkt von Goethes Denken, und er wendet ihm eifrigste Fürsorge zu. Ja, man darf sagen: die Puppen des unbekannten Verfassers werden zum Teil, mit oder ohne Wissen, von der Hand des Großen gelenkt, der erst gegen den Schluß hin die Bühne betritt. Handelte es sich doch darum, von der Universität

Jena und dem Weimarischen Lande einen Schlag abzuwenden, der Goethe höchst verhängnisvoll erschien.

Der Tatbestand sei in aller Kürze gegeben, soweit es zum Verständnis des kleinen Stückes nötig erscheint, die darin vorkommenden Personen in Sperrdruck, mit den Decknamen in Klammern.

Seit dem Jahre 1785 erschien in Jena die „Allgemeine Literatur-Zeitung" (Madam Literatur, Königin), herausgegeben von dem Hofrat Professor Christian Gottfried Schütz (Schü, Kammerherr der Königin). Er war vermählt mit Anna Henriette, geb. Danovius (Alta, seine Frau), nach Schillers Urteil (an Körner, 29. August 1787) „ein triviales, sonst sehr lebhaftes Weib, das unaussprechlich gern gefallen will und sich durch die auffallendsten übel angebrachten Kleidertrachten lächerlich macht. Sonst aber kommt ihre Eitelkeit den Fremden, vorzüglich denen von einigem Rufe zu gut, die sie mit Aufmerksamkeit belagert." Ihr ältester Sohn war der Dr. Friedrich Carl Schütz (Carl, sein Sohn), geboren 1779, der sich schon Ende 1800 in Jena als Historiker habilitiert hatte, „überaus eitel und ohne irgend welchen geistig-sittlichen Boden", wie die Allg. D. Biographie zutreffend, wenn auch nicht gerade schön sagt. Daß der Vater ihm seine Disputation (die Habilitationsschrift „De vera historiae catholicae idea") verfaßt hätte, wie auf S. 4 behauptet wird, dürfte nicht zu beweisen sein; aber immerhin ist der jüngere Schütz in allem der Satellit seines Vaters. Dessen Berufung nach Halle verhalf auch Carl zu der ersehnten Professur, die er in Jena nicht erlangen konnte.

Mitunternehmer der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" war von Anfang an der vielgeschäftige Friedrich

Johann Justin Bertuch (Bert, Chatoullier der Königin), Geheimschreiber und Schatzmeister Carl Augusts von 1785 bis 1796, dann ganz seinen vielfältigen Unternehmen hingegeben. Er tritt im zweiten Akt unseres Stückes, entsprechend seiner wirklichen Funktion, als der Geldgeber der Zeitung auf.

Unter den Mitarbeitern werden die namhaftesten und eifrigsten vorgeführt, sämtlich Jenaer Professoren: der Anatom Justus Christian Loder (Loth, Leibarzt), der Jurist Gottlieb Hufeland (Hufe, Justizrat), der Theologe Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (Paul, Hofprediger). Über die frühere Geschichte der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" und die Beziehungen der Genannten zu ihr gibt die Dissertation von Walther Schönfuß. Das erste Jahrzehnt der Allgemeinen Literatur-Zeitung (Leipzig 1914) Auskunft.

Im Sommer 1803 geriet die in höchster Blüte stehende Universität Jena in die Gefahr plötzlichen Verfalls. Schon früher hatte sie von ihren besten Lehrern Fichte und den Mediziner Hufeland verloren. Nun wurde eine Reihe weiterer Professoren gleichzeitig an andere Hochschulen berufen: der Jurist Hufeland, Paulus und Schelling nach Würzburg, Loder nach Halle. Dorthin ließ auch Schütz mit der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" sich durch glänzende Angebote der preußischen Regierung locken, angeblich auf Veranlassung Loders (C. A. Vulpius an Nic. Meyer, 4. Sept. 1803).

Man wollte, wie Goethe in den „Tag- und Jahres-Heften" berichtet, ganz im gewohnten Gange das laufende Jahr durchführen und schließen, sodann, als geschähe weiter nichts, ein neues anfangen, zu Ostern aber gleichsam nur den Druckort verändern und durch solches Ma-

növer mit Anstand und Bequemlichkeit diese wichtige Anstalt für ewig von Jena wegspielen.

„Die Sache war von der größten Bedeutsamkeit, und es ist nicht zu viel gesagt: diese stille Einleitung bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung. Man war diesseits wirklich in Verlegenheit: denn ob man gleich das Recht hatte, die Unternehmer zu fragen, ob dieses allgemeine Gerücht einen Grund habe, so wollte man doch in einer solchen gehässigen Sache nicht übereilt noch hart erscheinen; daher anfänglich ein Zaudern, das aber von Tag zu Tag gefährlicher ward. Die erste Hälfte des Augusts war verstrichen, und alles kam darauf an, was in den sechs Wochen bis Michael zu einer Gegenwirkung vorgenommen werden könnte.

„Auf einmal kommt Hilfe, woher sie nicht zu erwarten war. Kotzebue, der sich seit den Szenen des vorigen Jahrs als Todfeind aller Weimarischen Tätigkeit erwiesen hatte, kann seinen Triumph nicht im stillen feiern, er gibt im Freimüthigen übermütig an den Tag: mit der Akademie Jena, welche bisher schon großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sei es nun völlig zu Ende, indem die Allgemeine Literatur-Zeitung, in Gefolg großer, dem Redakteur verwilligter Begünstigungen, von da hinweg und nach Halle verlegt werde.

„Von unserer Seite hörte nun alles Bedenken auf; wir hatten volle Ursache, die Unternehmer zu fragen, ob dies ihre Absicht sei. Und da solches nun nicht geleugnet werden konnte, so erklärte man ihren Vorsatz, die Anstalt bis Ostern hinzuhalten, für nichtig, und versicherte zugleich, man werde im neuen Jahre die Allgemeine Literatur-Zeitung selbst fortsetzen.

„Diese Erklärung war kühn genug, denn wir hatten

kaum die Möglichkeit in der Ferne zu sehen geglaubt; doch rechtfertigte der Erfolg den wackern Entschluß."

So weit Goethes Bericht. Er enthält das Wesentliche der Sachlage, des Nährbodens unserer kleinen Dichtung und der in ihr verwerteten Tatsachen. Zur Ergänzung sei nur gesagt, daß der Philologe Heinrich Karl Abraham Eichstädt (Eich, Kammerherr der Erbprinzessin), seit 1796 Mitherausgeber, gewonnen wurde, die neue, Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung (Demoiselle Literatur, Erbprinzessin) unter persönlicher Oberleitung und eifrigster Mitwirkung Goethes zu redigieren, daß ferner auch der alte Drucker Johann Michael Mauke in Jena (Mau, Schloßvoigt) und der Kommissionär Fiedler (Fied, Hofnarr) das neue Unternehmen unterstützten. Schiller (Schill) lieferte freilich nichts und Böttiger (Bött), der allbekannte Magister Ubique, wenig. Von dem Geldmanne, der in unserer Farce Stein heißt, war offenbar die Gewährung der nötigen Vorschüsse zu erhoffen; die Persönlichkeit läßt sich nicht feststellen, worauf auch kaum etwas ankommt. Ebenso geht es mit mehreren Anspielungen auf intime Vorgänge und Unbekannte, z. B. gleich in den ersten Zeilen des Dialogs. während anderes sich als historisch nachweisen läßt, so der Wischer, den der junge Schütz durch den Kommandanten von Jena dafür erhielt, weil er im Weimarer Theater nach der ersten Aufführung der „Braut von Messina" (19. März 1803) an der Spitze der Jenaer Studenten Schiller ein Hoch gebracht hatte.

Untei den gelegentlich erwähnten Namen sind Homburg (richtig Homberg) und Bernstein leicht als zwei ältere Chirurgen nachzuweisen; „Thibe" bedeutet den Jenaer Juristen Thibaut, Röschlaub ist der bekannte Brow-

nianer, damals Professor in Landshut und Gesinnungsgenosse Schellings. Die Brennen sind nach der von Ramlers Oden her üblichen mythologischen Bezeichnung die Preußen, der Geist Kotzebues deutet auf die von Goethe erwähnte, für Schütz und die Seinen sehr störende Indiskretion des „Freimüthigen". Auch die List Eichstädts und Goethes, mit der alten Literatur-Zeitung die Ankündigungen der neuen ohne Wissen von Schütz und Bertuch zu versenden, ist historisch. Die in der letzten Szene auftretenden journalistischen Hilfstruppen der beiden kämpfenden Parteien sind zum großen Teil leicht zu erkennen. Die Würzburger Literatur-Zeitung, herausgegeben von J. B. von Siebold und J. K. Goldmayer, erschien erst seit dem Beginn des Jahres 1803, die Erlanger war bereits 1802 eingegangen, die „Salzburger" bedeuten die Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung, seit 1788 in Salzburg und 1800 nach München verlegt, oder ihre beiden Nachfolgerinnen, die Salzburger Literaturzeitung (1800—1802) und Süddeutschland, pragmatische Annalen, herausgegeben von F. L. Schalthammer, Salzburg 1803. Neuenhahn ist der Inhaber der Expedition des Jenaer Wochenblatts und Graf Benjowski der Titelheld eines Kotzebueschen Schauspiels.

Unsere Farce muß in den letzten Monaten des Jahres 1803 entstanden sein, als schon die Aufforderungen an die von Goethe und Eichstädt ausersehenen Mitarbeiter versandt waren und die Existenzmöglichkeit des neuen Konkurrenzunternehmens überall recht gering eingeschätzt wurde. Darüber gibt Woldemar Freiherr von Biedermann in der Einleitung zu Goethes Briefen an Eichstädt das Nötige. Offenbar glaubte alle Welt an ein baldiges Fiasko der neuen und den Sieg der alten Literatur-Zeitung. So

auch der nicht unwitzige Verfasser. Seine genaue Lokalkenntnis, sein Einblick in die häuslichen und amtlichen Verhältnisse der Jenaer Professoren gibt die Gewißheit, daß er in deren Umkreis zu suchen ist, wenn nicht unter den Kollegen so doch unter jenen akademischen und anderen Bürgern Jenas, die aus der Universitätswelt mehr zu hören bekamen als nur den auf allen Gassen des kleinen Nestes raunenden Klatsch. Aber wer dieser „Dichter" war, weiß ich nicht.

* * *

Der Streit der Literatur-Zeitungen.

Eine Farce in zwei Aufzügen.

Berlin,
bei Johann Wilhelm Schmidt.
1804.

PERSONEN

Madam Literatur, Königin.
Demoiselle Literatur, Erbprinzessin.
Schü, Kammerherr der Königin.
Alta, seine Frau.
Carl, sein Sohn.
Bert, Chatoullier der Königin.
Loth, Leibarzt.
Hufe, Justizrath.
Paul, Hofprediger.
Mau, Schloßvoigt.
Fried, Hofnarr.
Eich, Kammerherr der Erbprinzessin.
Stein, Chatoullier.
Göhe, Schill, Bött. Bedienten, mehrere Aufwärter und Domestiquen.

ERSTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

Zimmer des Kammerherrn Schü.

Alta. *(steht vor dem Spiegel und schminkt sich.)* Die fatalen Falten lassen sich kaum mehr ausfüllen! — Wenn das mein Danziger wüßte! — oder mein Freund Gruner, der mich mit dem Kamin so aufzog! — Ei du lieber Gott. Alta! wie alt bist du worden?? — Schneeweiße Locken die kaum die Kunst noch schwärzen kann, — hohle Wangen — wenig Zähne von Elfenbein — verwelkter Busen — und doch noch immer die Lust zu gefallen! — Schade! Schade! daß hier in diesem kleinen Städtchen keine Eroberung mehr zu machen ist! — Schade! daß du auch nicht mehr auf Liebhabertheatern brüstend einhertreten kannst! — Nun! — vielleicht ändern sich die Zeiten! wer weiß, wo einst noch holde Minne mir winket.

Zweiter Auftritt.

Carl. *(tritt bestürzt in's Zimmer.)*

Oh weh, Mutter! — meine schönsten Plane sind vereitelt! — meine heitersten Aussichten verschwunden! —

Alta. *(läßt die Schminkbüchse fallen.)*

Carlchen! du erschreckst mich!

Carl.

Es ist nichts mehr für mich in Literaturens Hauptstadt zu thun — mein Genie, mein großer Geist wird verkannt — meine vielen Kenntnisse verachtet. —

Alta.

Und dein Vater hatte dir doch so eine schöne Disputation geschrieben. —

Carl.

Der Heller gilt nicht da, wo er geschlagen ist — fort! fort! ins Ausland.

Alta.

Da kommst du auf mein Kapitel, Carlchen! Wir haben hier lange umsonst, wenigstens um einen sehr geringen Lohn arbeiten und uns plagen müssen. —

Carl.

Mir das zu thun! —

Alta.

Haben, so zu sagen, dieser Stadt zu dem Ruf verholfen, in welchem sie im Auslande steht — und nun —

Carl.

Mir einen Wischer von oben herab zu geben, weil ich das schönste Geisteswerk eines Schillers mit einem Bravo gelobt hätte.

Alta.

Was sagst du da?

Carl.

I! ein alter Major, der wohl auch eher wo anders hin, als unter die Soldateske paßte, hat mir heute mein neuliches Bravorufen verweisen müssen.

Alta.

Was du sagst!

Carl.

Und noch obendrein bin ich auf mein angebrachtes Gesuch um Erlangung einer Professur, abschläglich beschieden worden.

Alta.

Abschläglich beschieden worden? —

Carl.

Mich! den großen, wirksamen Kopf, abschläglich bescheiden! — mich, der mit solchem Beifall Kollegia las, daß man mir, von Wohlwollen und Liebe hingerissen, die Fenster einwarf.

Alta.

Ich werd' es ja wissen.

Carl.

Drum ist es auch fest beschlossen, ich bleibe nicht länger in meiner undankbaren Vaterstadt.

Alta.

Recht so, mein Carlchen! laß uns nur den Vater überlisten, daß er seine Dienste aufsagt.

Carl.

Da kommt er.

Dritter Auftritt.

Schü und Vorige.

Alta.

Ach! liebes Männchen! was ist dir passirt!

Schü.

Ich weiß es schon!

Alta.

Und du willst noch länger hier bleiben?

Carl.

Sie wollen die Verdienste Ihres einzigen Kindes so hintangesetzt sehen?

Schü.

Ich sehe schon, so ungern ich diesen Ort verlasse, ich muß euch folgen, wenn ich nicht immer eure Vorwürfe hören soll.

Alta.

Du mußt von hier weg.

Schü.

Wohin denn aber?

Alta.

Gleichviel wohin. Ein gelehrter Mann findet immer sein Unterkommen.

Schü.

Ein Gelehrter — aber nicht immer ein alter Gelehrter.

Carl.

Lassen Sie uns nach Würzburg unter Maximilians Fahnen.

Alta.

Ach! ja! in die schöne Rhein-Gegenden. Man soll da recht galant seyn, denn die Franzosen waren lange da.

Schü. *(für sich.)*

Schon wieder sucht die alte Henne die jungen Hähnchen!

Carl.

Oder nach Bamberg!

Alta.

Und kündige mir gleich dem Herzog die Dienste auf; sag: du gingst, und das, um es recht plausibel zu machen, mit der Königin Literatur fort, bliebst aber, wenn du so und so viel Zulage und für unser Carlchen eine Professur erhieltest.

Schü.

Gut! ich will es thun! — Was aber dann anfangen, wenn man mich in Gnaden dimittirt? —

Alta.

Dann kriechen wir bei einem andern Monarchen zu Kreuze.

Schü.

Immer ungewiß ob er auch unser Kreuzträger seyn wird. — Ich muß es dir sagen, liebe Alta, — du hast viel Schuld an dem Mißgeschick, welches mir seit einiger Zeit begegnet; — du hast von jeher mich in manches Labyrinth geführt; hängst zu sehr an deinem Carl, den du, ich will nicht sagen, verzogst, doch verzärtelst — und dieser Carl und du sind es, die mich von meinem liebsten Orte hinwegtreiben wollen.

Alta. *(weint.)*

Ach! du Undankbarer! — habe ich das an dir verdient? — — habe ich dir nicht immer die größte Ehre durch meinen gebildeten Umgang, durch meinen geschmackvollen Putz — durch die Erziehung meiner Kinder, gemacht? —

Carl. *(weint auch.)*

Habe ich nicht gezeigt, daß ich des Kammerherrn Schü Sohn sey? — Habe ich nicht disputirt? Haben Sie mir nicht erlaubt, an die Spitze manches Büchleins meinen Namen, anstatt des Ihrigen zu setzen?

Alta.

Habe ich nicht in deinen Krankheiten, an deinem Bette geweint?

Carl.

Hab ich nicht einst, ein 12jähriger Lümmel, ein hübsches Comödchen zu Ihrem Geburtstag geschrieben, betitelt: Undank ist der Welt Lohn! Kommen darin nicht Betten auf dem Theater vor, worin alles ermordet und erstochen wird? daraus, Vater, sollten Sie doch schon meinen nach Kunst strebenden Geist kennen!

Schü.

Wollte Gott! Sohn! du könntest in die Fußtapfen deines Vaters treten — schließen sich aber diese Augen —

Alta. *(trotzig.)*

Ich frage, ob du gegen den Herzog barsch thun willst?

Schü. *(schüchtern.)*

Ja! Madam!

Alta.

Ob du mir folgen willst?

Schü.

Zu Befehl!

Alta.

So setz dich gleich an den Schreibtisch und schreib wie ich dir diktire.

Schü. *(setzt sich an den Schreibtisch, nimmt Feder und Papier.)*

Alta. *(in die Feder diktirend.)*

Ew. Herzogl. Durchlaucht werden es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich in tiefster Unterthänigkeit, meine Dimission fordere. Ich habe einen sehr vortheilhaften Ruf in's Ausland erhalten, den ich, mit sammt der seit vielen Jahren allhier bestandenen Expedition der allgemeinen Literatur-Zeitung zu folgen gemüßigt werde, wenn nicht Höchstdieselben, als warum ich unterthänigst bitte, mir eine ansehnliche Gehaltszulage und meinem Sohne, eine außerordentliche Professur zu ertheilen gnädigst geruhen werden. In tiefster Devotion ersterbe ich Ew.

unterthänigster.

Schü. *(mit zitternder Stimme.)*

Der Brief ist fertig! —

Alta.

Nun kommt er auf die Post!

Schü.

Aber — —

Alta.

Kein Aber — du kennst mich! —

Schü. *(für sich.)*

Ach! leider!

Alta.

Wir müssen zeigen, was wir sind und leisten können.

Carl.

Und Carl wird entweder hier oder wo anders Profeſsor.

Schü. *(im Abgehen.)*

Und ich bleibe immer ein geschlagner Mann.

(ab.)

Alta. *(ihm nachrufend.)*

Ein gekrönter Poet.

(ab.)

Carl.

Und ich — ein lumen mundi! —

(ab.)

Vierter Auftritt.

Loth. *(allein.)*

Verdammtes — vermaledeites Loch! Ich denke, ich will's noch zum Prälaten bringen, und soll nun ewig Leibarzt bleiben! — Das geht nicht an! Drum geh ich auch in des größten Königs Dienste, wo ich mich gewiß, in dem glücklichsten Staate, recht glücklich befinden werde.

Fünfter Auftritt.

Hufe und der Vorige.

Loth.

Hören Sie Herr Justizrath! Sie müssen dies Loch verlassen!

Hufe.

Wie ich höre, so gehn Sie fort?

Loth.

Ja! weil ich nicht Prälat werde.

Hufe.

Und wegen des Ritterguts, was in der Nähe liegt —

Loth.

Stille! — davon kein Wort! — es hat jeder sein Kreuz.

Hufe.

Ja wohl! doppelt und dreifach. — Nun, es freut mich, Sie bekommen es recht gut.

Loth.

O! ich bin Seelenvergnügt! — bin ich nicht Prälat, so bin ich doch Geheimerath und — versteht es sich, in des größten Königs Landen.

Hufe.

Sie haben Recht! dort ist gut wohnen, wo so ein großer, weiser König, wie Friedrich Wilhelm, regiert, wo so weise Gesetze gelten.

Loth.

Ich verliere freilich hier auch viel.

Hufe.

Einen guten Dienst hatten Sie. Sie waren hier ein kleiner Herzog! — Geliebt, geachtet —

Loth.

Aber doch nicht Prälat.

Hufe.

Konnten es immer noch werden.

Loth.

Nun mag ich nicht! — Ich habe zwar alles, was ich bin, und durch Homburg und Bernstein zu seyn scheine, dem hiesigen Lande zu verdanken; — ich kann aber nicht bleiben und muß nun dahin denken, alle große Männer von hier wegzubringen. Das hab' ich auch neulich einem Apotheker gesagt.

Hufe.

Ich hätte fast Lust auch mit zu gehn.

Loth.

Sie müssen fort! nehmen Sie mir an, Thibe, der neue, kurz hieher gerochene Professor, bekommt schon eine an-

sehnliche Zulage, und Sie, der alte, treuverdiente, sind hintangesetzt.

Hufe.

Was? — Thibe bekäm Zulage? —

Loth.

Ja! ja! Zweihundert Thaler.

Hufe.

Ich hoffe in's geheime Conseil zu kommen — Thibe kriegt zwei hundert Thaler. —

Loth.

Gehen Sie! gehen Sie!

Hufe.

Es sey! heute noch nehme ich meine Dimission, ob ich gleich noch nicht weiß wohin? — der Himmel wird mir ja schon helfen.

Loth.

Briefchen will ich schon genug schreiben, daran soll es nicht fehlen.

Sechster Auftritt.

Paul und Vorige.

Loth.

Guten Tag! freundlicher Ritter.

Hufe.

Nicht überall wohl beritten! —

Paul.

Guten Tag! meine Collegen!

Loth.

Sie müssen auch fort!

Paul.

Das thu' ich so, ob man hier gleich nicht viel an mir verliert.

Loth.

Sie stehn doch in einem großen Ruf, Männchen! — Mit unserm Freund Hufe ist's eben so! —

Hufe.

Da haben Sie Recht! — Lassen Sie uns goldne Brücken bauen! — Ich nehme heute noch meine Dimission, denn es ärgert mich desperat, daß Thibe Zulage erhalten hat.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Schü.

Schü. *(tritt äußerst bestürzt ins Zimmer.)*

Da haben wir's nun!

Loth.

Was giebt's, Seelenfreundchen! —

Schü.

Meine Dimission in Gnaden.

Loth.

Excellent!

Schü.

Auf Weihnachten schon fort!

Loth.

Doch die Königin auch mit? —

Schü.

Ja! und die Erbprinzessin an die Regierung, unter der nämlichen Firma.

Loth.

Das geht nicht! Allons! nach Wetzlar!

Schü.

Der Chatoullier will kein Geld dazu hergeben.

Loth.

In's Feuerrohr geblasen!

Schü.

Wenn wir nur schon aus dem Lande wären.

Loth.

Krieg angefangen mit Madam und Mamsell Literatur.

Schü.

Wenn nur alles schon arrangirt wär.

Loth.

Nicht locker gelassen, Feuer angemacht, Schwärmer geworfen, Öl in's Feuer getragen. —

Schü.

Wenn ich nur schon einen Zufluchtsort für Madam Literatur wüßte.

Loth.

Fort! in jenes großen Königs Staaten; hin in die Arme des großen huldvollen Beschützers der Wissenschaften.

Schü.

Sie machen mir wieder Muth.

Loth.

Unter Friedrich Wilhelms Panier blühn Künste und Wissenschaften; alles hat da gesegneten und gedeihlichen Fortgang.

Schü.

Ja! es lebe Friedrich Wilhelm! — Aber, wie fang' ich's an! —

Loth.

Das ist bald gemacht, Männchen! — Aussichten sind schon genug da, Plane sind bald gemacht und genehmigt.

Hufe.

Ich will mein Dimissionsschreiben machen.

(ab.)

Paul.

Und ich die Abschieds-Predigt.

(ab.)

Loth.

An beiden verliert man hier nicht viel — inzwischen haben Sie doch auch einmal Ruf.

Schü.

Unter uns gesagt, ich bin auch alt und arbeite wenig mehr. Ich lasse oft den Setzer ein ganzes Jahr auf das Manuscript warten. Inzwischen ist es doch angekündigt! — Wenn mich nicht die Königin Literatur erhielt, so wär das Garaus längst mit mir gespielt.

Loth.

Es geht mir auch oft so, Männchen! Ich habe oft etwas als vollendet geliefert, was in der That noch sehr unvollendet ist.

Schü.

Exempli gratia?

Loth.

Die Kupfertafeln, worüber Röschlaub so sehr auf mich zürnt.

Schü.

Das ist ein Narre, in Schellings Schule gebildet.

Achter Auftritt.

Fied und Vorige.

Loth.

Seht! da ist ja der lustige Fied!

Fied. *(stocksteif.)*

Pitschel! Pitschel! Pitschel!

Schü.

Sehr räthselhaft!

Fied.

Ein Mägdlein wollte Vögel fahn —
Pitschel!
Drob lachten alle die es sahn!
Pitschel!
Doch gieng es in den Wald hinein
Und fing — und fing kein Vögelein. —
Pitschel! Pitschel!

Loth.

Ein sonderbarer Mensch!

Fied.

Da ging es endlich auf die Höh!
Pitschel!
Schrie in die Welt hinein, o weh!
Pitschel! —
Und die so hörten das Geschrei
Die sprangen schnell zu Hülf' herbei.
Pitschel! Pitschel!
Der eine gar das Bein zerbrach —
Pitschel!
Der andre im Moraste lag,
Pitschel!

Der dritte hatte keinen Hut
Dem Vierten stockte ganz das Blut
Pitschel! Pitschel!
Es kam gar bald ein Angstgeschrei
Pitschel!
Drauf sprang Herr Pitschel auch herbei,
Pitschel!
Doch weil er die da liegen sah,
Da schlich er sachte fort, ha! ha!
Pitschel! Pitschel!

Schü.

Und die Lehre deines Gesang's?

Fied.

Bleib zu Hause so brichst du kein Bein!

Schü.

Wenn man aber aus dem Hause muß?

Fied.

So geht man fein langsam, an Krücken oder tüchtigen Knotenstöcken — hüpft aber nicht wie der geschwätzige Elster oder die flinke Bachstelze.

Loth.

Und was willst du denn mit der Moral sagen?

Fied.

Wer wurde denn einst in eine Salzsäule verwandelt?

Loth. *(kehrt sich um.)*

Wenn Paul noch da wär, der könnte dir's sagen.

Fied.

Und wer sah sich denn so sehr um nach ungelegten Eiern? —

Schü.

Du bleibst ein Spasvogel!

Fied.

Wenn andre weinen, da lach ich; das bin ich schon so gewohnt.

Loth.

Unser Fiedchen geht doch auch mit?

Fied.

Wohin?

Loth.

Mit der Königin Literatur!

Fied.

Mit der Alten? — Nein Herr! Sie hat mich neu gemacht! eine Neue mag mich alt machen. — Wohin will denn die Königin?

Loth.

Das wirst du schon erfahren.

Fied.

Sie reis't also vor der Hand noch inkognito? Ich bin kein Freund vom Inkognito-Reisen. Da kommt einmal ein Steckbrief — und da sitzt der Herr Inkognito.

Schü.

Und Fied geht mit, wenn ich die Königin begleite.

Fied.

Da muß ich erst sehen, woher der Wind bläßt.

Denn wißt es meine lieben Herrn!
Pitschel,
Ich sehe nach dem Winde gern;
Pitschel —

Wenn dieser nicht das Fähnchen rührt
Kein Teufel aus dem Hause führt,
Pitscheln, Pitscheln.

Loth.

Der Wind wird schon blasen, da kannst du dich darauf verlassen.

Fied.

Führt er auch Goldstaub mit sich?

Schü. *(seufzend.)*

Ach ja!

Fied.

Ja Herr! den Seufzern glaub' ich nicht! — In meinem Hause hat es genug geseufzt und doch — kein Gold geregnet.

Loth.

Es kommt darauf an, was du unter dem goldenen Regen verstehst — nimmst du ihn so, wie er dort in der Mythologie irgend wo genommen wird —

Fied. *(einfallend.)*

Da meinen Sie, es hätte genug geregnet? O ja! mein lieber Herr Loth — es hat genug geregnet! — Sind Sie nicht etwa auch manchmal über solch einen goldnen Regen hin — gefahren? Und, Sie, mein lieber Schü auch! — Ach die goldne Regenzeit!

Loth.

Mit dem ist heute kein Auskommen!

Fied.

Muthwillig bin ich, meine Herren! —
Wenn der Vogel sitzt im Neste,
Pitschel,

Kann man feiern alle Feste,
Pitschel.
Bei mir sitzt gar ein großer Strauß
Und dieser hütet mir das Haus.
Pitschel.

Schü.

Du willst also hier bleiben?

Fied.

So lang' es den Göttern und der Königin Literatur gefällt. — Jedoch die letzte soll, wie ich höre, einer Filial-Kirche gleichen!

Schü.

Wie meinst du das?

Fied.

Gerade so wie der Herr Pastor Loci.

Schü.

Ich verstehe dich nicht.

Fied.

Fragen Sie einmal die Pfarrer ob sie gern in den Filialkirchen predigen?

Schü.

Dein Gleichniß hinkt aber.

Fied.

Gewiß nicht! Acht gegeben! — Jetzt geht Madam Literatur in die Filial-Kirche und predigt! — werden ihr denn viele Zuhörer nachfolgen? Gewiß nicht. —

Schü.

Da versteh ich dich noch immer nicht. —

Fied.

Einst werden Sie mich schon verstehen.

Loth.

Ich habe lange genug deinem Geschwätze zugehört, — jetzt geh rein mit der Sprache heraus! Willst du mit uns ziehen?

Fied.

Wenn ich wüßte ob's in's gelobte Land ging.

Loth.

Allerdings in ein sehr gelobtes Land, wo Milch und Honig fleußt.

Fied.

Allen Respekt vor Milch und Honig. Beides zusammen verträgt mein Magen nicht.

Loth.

Red' ordentlich! Willst du mit?

Fied.

Der Wind bläßt. Ich vernehme sein Sausen wohl, weiß aber nicht von wannen er kommt und wohinnen er fährt.

Loth. *(hitzig.)*

Ei! so handle du auch Zeitlebens mit Räucherpulver, du Pomadenbüchse du! *(ab.)*

Fied.

Ich glaube gar, der Herr wurde hitzig? — Hat nichts auf sich, Männchen! — Mein Goldkasten lebt noch! Juchhei!

Schü.

Hast so lange mit uns ausgehalten!

Fied.

Will einmal sehen, wie es sich allein aushält.

Schü.

Besinne dich! *(ab.)*

Fied.

Es wär' da nicht viel zu besinnen. Mein Kärnchen ist in's Trockne geschoben.

Neunter Auftritt.

Mau. Fied.

Mau.

Ich bitte dich um Gotteswillen lieber Bruder, es will ja alles von hier fort.

Fied.

Bleib' ich doch Närrchen! auf meine Unterstützung kannst du rechnen.

Mau.

Was du unterstützest ist gewiß schon eingefallen.

Fied.

Desto besser. Weißt du nicht daß eine so gute Polizei dafür sorgen muß, daß die Stadt nicht durch Ruinen verunstaltet werde?

Mau.

Mach mich nur nicht noch ärgerlicher mit deinen Späßchen.

Fied.

Je! zum Henker! du bist auch heute einmal zu ein großer Faucher! Hab' doch Geduld, es kann und soll sich ändern.

Mau.

Meine schöne Officinam nun leer stehen zu sehen.

Fied.

Stell deine Räppchen hinein.

Mau.

Meine rechte Hand genommen.

Fied.

Hau dir die linke auch ab, brauchst du nicht zu arbeiten.

Mau.

Aller Seegen dahin!

Fied.

Den hast du schon in dem Kasten.

Mau.

Böse Zeiten! —

Fied.

Für den Handwerksmann!

Mau.

Schmale Bissen!

Fied.

Das sieht man dem Koloß nicht an.

Mau.

Lieber Fied! sieh zu wie du die Sache tournirst.

Fied.

Ich bin dir sonst nicht gut! Ich will aber doch sehen wie ich's mache, daß unserm Ländchen nicht jeder großer Mann entzogen wird. Darum wollen wir beide hier bleiben.

Mau.

Bravo! — aber ohne Verdienst?

Fied.

Den meinigen hab' ich, Närrchen; sieh zu wie du den deinigen erwirbst.

Mau.

Wenn sie mir nur nicht die rechte Hand genommen hätten!

Fied.

Laß mich mit in deine Karte sehen, ich helfe dir.

Mau.

Wir wollen in Compagnie treten.

Fied.

Compagnie macht nur Zank. Wenn ich dir aber mit Papier dienen kann —

Mau.

Papier ist da — aber Arbeit?

Fied.

Die schaff' ich dir! du druckst alle Katalogen.

Mau.

Lumpenverdienst!

Fied.

Meine Räucherpulver-Zeddel. —

Mau.

Kaum das liebe Brodt für den Kutscher.

Fied.

Das hiesige Wochenblatt —

Mau.

Den Lohn für die Magd.

Fied.

Die Lebensgeschichte des alten Fied.

Mau.

Dafür bezahlst du nichts.

Fied.

Die neue, ganz nagelneue Literatur-Zeitung.

Mau.

Das ließ sich hören Männchen.

Fied.

Dein College Schlo muß aber auch etwas davon kriegen.

Mau.

Gieb diesem ja nichts! der junge Mann da — Großprahler!

Fied.

Hast ja auch mit dem Kleinen angefangen, Männchen! — Schleiz! — weißt du wo das liegt? —

Mau.

Im Voigtlande, wo es die fetten Ochsen für meinen Herrn Gevatter giebt.

Fied.

Was soll denn der Herr Gevatter da? Hat der etwa auch ein Capitälchen — verstehst mich schon. —

Mau.

In den Ochsenhandel gesteckt?

Fied.

Ich sage, der Literatur vorgeschossen.

Mau.

Das mußt du ja besser wissen als ich.

Fied.

Also von Schleiz?

Mau.

Aufzuwarten!

Fied.

Pitschel!

Mau.

Sag' mir nur wie du so vergnügt sein kannst!

Fied.

Pitschel!

Mau.

Ohne Verdienst!

Fied.

Pitschel! Pitschel!

Mau.

Ohne gute Aussicht! —

Fied.

Glücklich wer mit dem zufrieden,
Was der liebe Gott bescheert;
Pitschel! —
Freuden sind ihm dann beschieden
Und ein immer voller Heerd!
Pitschel.

Mau.

Wo hast du denn das Versemachen gelernt?

Fied.

Ich handle ja auch mit Neujahrwünschen, Närrchen! — Weißt du was ich der neuen Literatur-Zeitung für einen Wunsch zum Neujahre einhändige?

Mau.

Nun!

Fied.

Es werde ihnen von oben herab,
Das sehe ich schon, ein baldiges Grab.
Und dann eine Menge der Rezensenten
Die recht schimpfen an allen Enden,

Mit welchen die Expedition kann dahlen,
Weil sie nicht wird können bezahlen.

Mau.

Es ist dein Ernst doch nicht!

Fied.

Das weiß ich selbst noch nicht.

Zehnter Auftritt.

Demoiselle Literatur und Vorige.

Fied.

Ach! meine schöne Mamsell!

Liter.

Bon jour mes chers!

Fied.

Ausgeschlafen? —

Liter.

Fi donc! wer wird so spät aufstehen!

Fied. *(zu Mau.)*

Ein allerliebstes Hennchen!

Mau.

Recht Büschelig!

Fied.

Ein niedliches Pitschelinchen.

Liter.

Ich glaube gar ihr losen Vögel haltet euch über mich auf?

Mau. *(fällt ihr mit großem Krach zu Füßen.)*

Behüte der Himmel!

Fied.

Ich freue mich über Ihre Grazie.

Liter.

Auf Hofnarren-Manier!

Mau.

Vergebung Theuerste — ja! Theuerste! hm! hm!

Liter.

Steh auf, Schloßvoigt!

Mau. *(steht auf.)*

Dürft ich eine Bitte wagen?

Fied.

Der arme Mann hat kein Brod mehr!

Mau.

Nehmen Sie mich in Ihre Dienste.

Liter.

Wenn nun aber diese Dienste nicht lange dauern? — Ich weiß es schon, wohin du deutest. Du willst mein Schloßvoigt werden. — Wißt ihr aber auch, wie es unter meiner neuen Regierung zugehen wird? —

Fied. *(für sich.)*

Das mag seyn wie ihm will, wenn unsereins nur Geld kriegt.

Liter.

Glaubt es, — nicht gut! — Es wird an manchem fehlen, und dann verstehe ich noch gar nicht zu regieren.

Fied. *(für sich.)*

Kaum den Windeln entkrochen.

Mau.

Sehr bescheiden!

Liter.

Überall wird man mich verfolgen, denn meine neue Dienerschaft ist schon sehr insolent aufgetreten. Ich soll zwar in einem sehr aufgeklärten Ländchen regieren, — aber —

Fied. *(für sich.)*

Die Pitschel fehlt — das Geld —

Liter.

Meine Mutter zieht, voll Ruhm, mit ergrautem Verdienst, wie ich euch eben jetzt zu wissen thun will, ins herrliche Land der Brennen, unter den Schutz des größten, alles umfassenden Adlers — in das Land der Weisheit, der Stärke und Macht.

Mau.

Ach!

Fied.

Pitschel!

Liter.

Ich bleibe hier, eine junge unmündige Dirne, geführt von Spottvögeln, Xenienmachern, Kaufleuten, Herrnhutern und Pietisten — meine Mutter — geleitet von der Hand des größten Königs der Erde, beschützt von einem ansehnlichen Gefolge, geliebt von aller Welt, pochend auf den Ruhm, der ihr beinahe zwei Dezennien hindurch blühte.

Fied.

Machen Sie uns nur nicht so klein, Prinzessin!

Mau.

Meine Pressen sind gut —

Liter.

Ich ein unerfahrnes Mädchen, uneingeweiht in die Geheimnisse der Amazonen, werde in kurzem meiner Mutter den Krieg erklären müssen. — Ich muß mich nach Feldherrn umthun, die schimpfen können —

Mau.

Das kann freilich der Kammerherr Ihrer Frau Mutter recht gut.

Liter.

Ich muß alles anstrengen, um den Krieg mit Kraft zu führen. In unserm Lande giebt es keine Festungen — Dort Festungen die Menge —

Fied.

Hier aber doch Kanonen —

Liter.

Ich fange ohne Kasse an — dort giebt's Geld genug.

Fied.

Wie Heu!

Liter.

Wo Geld fehlt, fehlt Kredit.

Fied.

Die Juden borgen.

Liter.

Und wenn sie borgen, kann man nicht bezahlen.

Fied.

Weißt du was, Mauke! steh mit einem Capitälchen zu Dienste.

Mau.

Wenn nur meine Räppchen nicht zu viel fräßen.

Liter.

Ich habe zwar große Männer an meiner Seite —

Fied.

Aber jene auch und noch mehrere. Pitschel! —

Liter.

Allein was hilft Großthun ohne Macht!

Mau.

Probiren Sie es nur! — es muß gehen! Meine geringen Dienste stehen Ihnen jederzeit zu Befehl.

Fied.

Das heißt: er bringt Ihnen höchstens zur Messe ein Halstuch mit.

Mau.

Nein! ich meine die Pressen.

Liter.

Bleibst du bei mir, Fied?

Fied.

Wenn ich mich eben so stehe wie dort, das heißt, ein Bischen besser.

Liter.

Hier ist ein Brief an dich!

Fied. *(der gelesen hat.)*

Gut! gut! Ich bleibe Pitschel! —

Mau.

Ich bleibe auch!

Liter.

Du sollst auch deinen Verdienst erhalten!

Mau.

Gut! excellent! hm! hm!

Eilfter Auftritt.

Michael

(ein Bedienter, stürzt zum Zimmer herein.)

Um's Himmelswillen! helfen Sie! kommen Sie!

Fied.

Was giebt es?

Michael.

Es geht alles bunt über! Kotzebues Geist ist alleweil der Königin erschienen, sie liegt in Ohnmacht!

Liter.

Meine Mutter!

Fied.

Ich gehe und hohle mein Roß-Pulver!

(ab.)

Michael.

Hülfe! Es spükt grausam in der Expedition; es sind wohl Geister von hundert Rezensenten da; kommen Sie!

(alle eilen ab, man hört großes Gepolter und Wehklagen, der Vorhang fällt.)

Ende des ersten Aufzugs.

*

ZWEITER AUFZUG.

Erster Auftritt.

Zimmer der Königin.

Königin. Schü. Eich. Bert. Carl. Loth. Hufe. Alta. Fied. und mehrere Bediente. *(alle sind im heftigsten Streit begriffen.)*

Königin.

Mon dieu! über den Lärm! Bin ich denn nicht mehr Befehlshaberin in meinem Reiche! Stille!

Alta.

Ärgern Sie sich nicht, ma charmante!

Loth.

Was will Saul unter den Propheten?

Hufe.

Kreuzigt ihn.

Carl.

Dieser Judas Ischariot.

Schü.

Dieser mir zur Seite als Substitut gesetzte Windbeutel.

Königin.

Mäßigt Euch!

Schü.

Dieser Kannibal!

Carl.

Alle Mädchen haschten nach ihm, und nach mir nicht. —

Eich.

Bin ich denn unter gebildeten Männern?

Fied. *(für sich in einer Ecke.)*

Pitschel! über dich kömmt es auch noch!

Schü.

Den Verräther an uns zu spielen.

Loth.

Nicht mit fort zu wollen.

Hufe.

Zu sagen wir seyen entbehrlich.

Eich.

Das hat der Schöppenstuhl längst gesagt.

Fied. *(laut.)*

So lange zu hungern!

Königin. *(zu Fied.)*

Silence!

Fied.

Das dumme Wort Silence,
Pitschel!
Herr Kammerherr! o fang's!
Pitschel!

Loth.

Werft ihn mit seinem Gesindel zur Thür hinaus! meine Bücher mögen in der neuen Zwillingsschwester rezensirt werden, wie sie wollen.

Carl.

Pack an Fied!

Fied.

Gehorsamer Diener! Man bleibt gern kleben!

Schü.

Pack an! befehl ich dir, der Kammerherr!

Fied.

Pack nicht an, sagt mir mein Verstand, der König!

Carl.

Elender Wicht! —

Fied.

Selbst! Pitschel!

Carl.

Du verantwortest dich noch!

Fied.

(führt ihn dreimal etwas unsanft im Kreis herum.)
O ja, mein junger Herr!

Carl.

Greift an!

Fied. *(stellt sich in Positur.)*

Wer mich jetzt greifet an,
  Pitschel!
Dem steh' ich Mann,
  Pitschel!

Alta.

Laßt doch sehen!

Fied.

Frau Hofdame! — halt er an!

Alta.

(nimmt Fied beim Arm und führt ihn zur Thür hinaus.)
Marsch!

Fied. *(vor der Thür.)*

Gehorsamer Diener! so komme ich doch noch mit guter Manier weg! —

Schü.

Nun, Herr Eich! — Sie werden nun gehen; die Königin kann Sie nicht mehr brauchen!

Eich.

Sie haben mir ja schon vor dem Hause auf öffentlicher Straße den Abschied gegeben, was bedarf es also noch eines weitern Abschiedes.

Königin.

Sie gehen sogleich aus meinen Diensten und unterstehen sich nichts gegen mich und meine Dienerschaft zu machiniren oder —

Eich.

Ich wär ohnedies gegangen, Königin! — Was sollte ich auch mit Ihnen immer auf einem Beine tanzen? — Ich lobe mir zwei gesunde Knochen! *(ab.)*

Loth.

Ich möchte desperat werden.

Hufe.

Ich bin jetzt wieder froh. Auf Gerathewohl nahm ich Abschied vom Fürsten, ohne zu wissen, wohin? — Und nun habe ich doch ein Dienstchen erwischt.

Loth.

Der Himmel verläßt die Seinen nicht! —

Königin.

Lassen Sie uns jetzt allein. Sie Schü und Bert bleiben. *(alle übrige ab.)*

Zweiter Auftritt.

Königin. Schü. Bert.

Schü.

Ihre Befehle zu hören bin ich bereit.

Königin.

Jetzt muß unser erstes Augenmerk dahin gerichtet seyn, alle Kabalen des Gegentheils zu untergraben.

Bert.

Und meine gethanen Vorschüsse zu sichern.

Schü.

Dafür ist gesorgt.

Königin.

Ein großer König unterstützt uns — was wollen wir mehr? — Nur die Buchhändler, die so gern geitzig sind, müssen wir mit samt den Irrlichtern unter den Gelehrten in unser Spiel ziehen.

Schü.

Die berühmtesten Buchhändler sind auf unsrer Seite.

Königin.

Gewichtvoll müssen wir jetzt auftreten.

Bert.

Mit Geld in den Beuteln.

Schü.

Ich will meine Feder spitzen.

Königin.

Und ich alles anwenden, was zur Ehre meines gelehrten Reichs beitragen kann.

Schü.

Das Intelligenzblatt wird uns ferner belohnen, wenn unser kleiner Jolié ferner brav daran arbeitet.

Bert.

Nur müssen Sie die Insertionsgebühren noch erhöhen.

Schü.

Freilich! denn von dem Intelligenzblatt bezahlen wir die Rezensenten.

Bert.

Und diese müssen mit wenigerm zufrieden seyn. Machen Sie's doch so, wie es die neuen Expediteurs machen wollen, engagiren Sie Rezensenten, die nichts bezahlt nehmen, oder arme Schlucker, die mit einem Paar Thälerchen zufrieden sind.

Königin.

Das Merkantilische überlasse ich Ihnen ganz.

Bert.

Und meine Verlagsartikel werden ferner, wie gewöhnlich, zuerst angezeigt und gelobt.

Schü.

Bis in den Himmel erhoben.

Bert.

Für gutes Trinkgeld sorg' ich.

Schü.

Hat nichts zu sagen! Lassen Sie uns nur Ihr Capitälchen.

Bert.

Und die Selbstrezensionen sind nicht zu verwerfen.

Schü.

Das werden wir schon machen.

Bert.

Und dann wünscht ich auch meinen Carl mit der Zeit —

Schü.

Es soll gesorgt werden. Lassen Sie ihn nur erst das Lotterieartige recht capirt haben. —

Königin.

Da kommt ja schon wieder ein Bedienter.

Dritter Auftritt.

Ein Bedienter. Vorige.

Bedienter.

Eben ist ein Transport von der allgemeinen alten Literatur-Zeitung fort und da haben die Einpacker, unter Anleitung Fied's und Mau's, verschiedene Ankündigungen ihrer neuen Literatur-Zeitung mit hineingepackt und geschrieben, daß die allgemeine Literatur-Zeitung mit dem neuen Jahre hier fortgesetzt würde. Fied wollte sich halber todt lachen. Michel stand auch dabei und Mau hielt sich den Bauch.

Königin.

Ist der Transport schon fort?

Bedienter.

Schon lange allergnädigste Königin.

Schü.

Und warum kamst du nicht eher und zeigtest das Falsum an?

Bedienter.

Je! man ließ mich nicht fort. Fied sperrte mich einen ganzen Tag ein.

Bert.

Verdammter Streich, das wird nun in der ganzen Welt bald ruchbar.

Königin.

Man ziehe mit Feuer und Schwerdt gegen meine böse Tochter.

Bedienter.

Ach! das arme Kind.

Königin.

Der Kampf beginne und schwöre mir's jeder meiner treuen Dienerschaft, zu siegen oder zu sterben!

Bert, Schü und Bedienter.

Wir schwören!

Königin.

Blos mit dem Untergang einer von den streitenden Partheien werde der Kampfplatz verlassen. Jetzt folgt mir in mein Kabinet, um alles zu arrangiren.

(alle ab.)

Vierter Auftritt.

Zimmer der Prinzessin.

Fied. *(allein.)*

Grausam wird mir von der Königin mitgespielt! — Ich will dir aber schon doch eine Rechnung machen! — Funfzehnhundert Thaler! — Pitschel! — — In meine Rechnungen und das Agio kann sich niemand finden; Pitschel! — Justifizirt sind sie von meinem Freund, Pitschel! — Ordentlich hab' ich gehandelt! — das Kärnchen ins Trockene, Pitschel! — Was weiter? Ihr sollt den Guckuk kriegen.

Fünfter Auftritt.

Mau. *(in Gala.)* Voriger.

Fied.

Potz tausend, mit Haarbeutel? — Warum bist du nicht vorgefahren? He?

Mau.

Warum bist du denn nicht mit deinem steifen Fuchs vorgefahren?

Fied.

Närrchen! — Einspännig schickt es sich nicht!

Mau.

Bist du auch hieher bestellt?

Fied.

Natürlich! — Ich bin ja das Fac totum. Wenn sie mich nicht auf gute Manier gekriegt hätten, der Teufel wüßte, wo Barthel Most hohlte.

Mau.

Da kommt wohl heute die ganze Klerisei zusammen?

Fied.

Alles was Odem und Beine hat. Herren und Bedienten, Redacteurs und Rezensenten. Einer vom Rathhause war schon da.

Mau.

Sag mir nur was ich fodere?

Fied.

So viel wie möglich.

Mau.

Doch was christlich ist. —

Fied.

Das heißt: was Futter abwirft. Spann die Saiten hoch, Schloßvoigt; das schlechte Wetter kann sie leicht bald verstimmen; hernach giebts lauter Mißtöne. Pitschel!

Mau.

Da kommt Eich.

Sechster Auftritt.
Eich. Vorige.

Mau. *(sich ganz tief verbeugend.)*
Des Herrn Kammerherrn ganz unterthäniger Diener! Hm! hm!

Fied.
Pitschel steht zu Dienste! guten Tag!

Eich.
Wo sind die andern?

Fied.
Sie werden wohl vor lauter Angst nicht wissen, ob sie kommen sollen oder nicht.

Eich.
Warum vor Angst? — Unter dem Panier unsrer neuen Königin wird es uns sehr wohl sein.

Fied.
Das soll mich ausnehmend freuen.

Eich.
Itzt Herr Hofnarre, schreiben Sie schnell nach Art und Weise der alten Expedition an Buchhändler und Gelehrte und laden sie feierlich und förmlich ein, an dem alten Institute allhier Theil zu nehmen.

Fied.
An dem alten Institut?

Eich.
Versteht sich! denn wir geriren nur ganz wie die Alten; wir nehmen einerlei Druck und Format; bezahlen eben so nur, die Insertions-Gebühren setzen wir herunter, um desto besser anzulocken.

Fied.

Pitschel dächte aber, eine neue Sache, die in und für sich gut wär, brauchte keines alten Schildes? — Was wollen wir mit der alten Firma? Soll diese uns erst Ruhm verschaffen? — O weh Pitschel!

Eich.

Du redest nur so nach Hofnarren Manier.

Fied.

Und diese reden Wahrheit; denn sonst darf am Hof niemand die Wahrheit sagen. Pitschel.

Eich.

Es bleibt aber so, wir nennen die neue Zeitung, die Fortsetzung der hiesigen Allgemeinen Literatur-Zeitung.

Mau.

Ich dächte auch es wär des Absatzes wegen besser.

Eich.

Nicht wahr dicker Freund?

Fied.

Du verstehst davon gar nichts. Man nenne sie lieber Göthische, Schillersche et caetera Allgemeine Literatur-Zeitung. —

Eich.

Dummkopf!

Fied.

Pitschel!

Eich.

Und Sie Herr Schloßvoigt, besorgen den Druck!

Fied.

Pitschel!

Mau. *(sich verbeugend.)*

Gehorsamst aufzuwarten! — hm! hm! darf ich mich aber wegen des Vorschusses erkundigen? Man braucht Papier, Lettern, hm! hm!

Eich.

Von oben herab will man nichts geben als Schutz —

Fied.

Pitschel!

Eich.

Das andre besorgt Stein; da kommt er.

Siebenter Auftritt.

Stein und Vorige.

Stein.

Bin ich nicht gelaufen! Die alte Königin hat mich verfolgt — der Kammerherr gejagt —

Eich.

Armer Mann! —

Fied.

Mit dem Verfolgen wird es so bald nicht aufhören. Am besten wir bestellen uns in der hiesigen großen Porzelan-Fabrik Pfeifchen, damit jeder von seiner Parthie am Pfeifen sich erkennen kann.

Eich.

Nun Stein, wie steht es mit dem Vorschuß?

Stein.

Ich bin bereit, 10,000 rthlr. 20,000 rthlr. — wie ihr wollt.

Fied.

Pitschel!

Eich.

Excellent.

Stein.

Aber Sicherheit!

Eich.

Garantie von oben.

Fied.

Pitscheline!

Eich.

Mein Vermögen — alles gut.

Stein.

Aber —

Eich.

Ach kein Aber Freundchen! — Es geht gewiß alles gut. Aller Augen sind auf uns gerichtet.

Stein.

Das kann seyn; aber wie! wenn nun das Unternehmen mißlingt? —

Eich.

Das kann nicht mißlingen, und geschieht es ja, so müssen die Rezensenten mit herhalten.

Stein.

Nun ich will den Vorschuß machen, da ich, wegen andern Angelegenheiten, so sehr soulagirt worden bin. — Sie verstehen mich!

Eich.

Bravo! nun ist alles gut. Sie Fied, sind zugleich Ober-Sekretair und Sie Mau, Quasi-Verleger und Drucker, und halten sich, wenn Vorschüsse nöthig sind, an Herrn Stein.

Achter Auftritt.

Göhe. Schill. Bött. Vorige.

Stein.

Guten Tag, meine Herrn! Große Unterstützer und Beförderer unsrer Nachgeburt.

Eich.

Willkommen Freunde, des deutschen Athens mächtige Mäzene.

Fied.

Auch Fied erkühnt sich, den größten Männern Deutschlands in der weltberühmten Stadt Athen, sein Kompliment in optima forma zu machen. Pitschel!

Göhe. *(winkt gebietend mit der Hand.)*

Gut! gut! —

Schill.

So leben die Soldaten!

Fied.

Herr Stein der giebt den Braten
Das Publikum den Most,
Das ist so unsre Kost.
Pitschel, Pitschel, Pitschel, Pitschel.

Bött.

Ich habe heute früh noch eine wichtige Stelle im Herodot gefunden, die mir beweist, daß schon zur Zeit der griechischen Olympiaden, Literatur-Zeitungen existirten. Eine hübsche Gemme habe ich davon auch aufgefunden; das Ganze soll, mit den Kupferstichen, vor dem ersten Bogen der neuen Literatur-Zeitung glänzen.

Göhe.

Ich habe einige Rezensionen gemacht, die nur so sind.

Schill.

Und ich rezensire die Braut von Messina selbst.

Eich.

Mit Grießbachs Edition des neuen Testaments, trete ich auf.

Fied.

Und ich im Intelligenzblatt mit der kurzen Biographie einiger englischen Roßärzte.

Eich.

Kurz wir treten gewichtvoll auf.

Schill.

Es heißt bei unsern Festen,

Fied.

Die Firma muß uns mästen
Die Alte macht uns fett
Wenn sie einst untergeht.

Schill.

Wir gehn nach allen Hirschen

Fied.

Im alten Walde pürschen
Und bringen frank und frei
Statt lautren Golds nur — Blei.

(Man hört großen Tumult.)

Göhe.

Was ist das für eine Polizei, die solchen Lerm duldet? —

Fied. *(der ans Fenster getreten ist.)*

Himmel! Sie kommen angezogen.

Schill.

Wer?

Fied.

Die Alte.

Eich.

Bei Gott, der Herold voraus! Das gibt Krieg.
(alle treten ans Fenster, Mau verkriecht sich unter einen Tisch.)

Fied.

Es wird mir doch bange, die nehmen das Ding ernsthaft.

Neunter Auftritt.

Prinzessin. Vorige.

Prinz.

Allons! traute Kammeraden! in's Feld in's Feld! Krieg ist die Losung! Sieg oder Tod!

Zehnter Auftritt.

Ein Herold der Königin. *(obige.)*

Herold.

(übergiebt die Kriegs-Erklärung der Königin.)

Fied.

Was willst du Bursche? du bist mein Gefangener!
(schleppt ihn in's Nebenzimmer gebunden ab.)

Prinz.

Nun! Eich Sie sind mein General! theilen Sie nur die Posten aus.

Fied.

Ich will bei's Gepäcke.

Prinz.

Du bist Adjutant.

Fied.

Ich kann nicht gut reiten, Gnädigste.

Schill.

Das thut nichts.

Prinz.

Folgt mir alle.

(alle ab.)

Eilfter Auftritt.

(Die Scene verändert sich in einen freien offenen Platz. Ein großes Heer der alten Königin, steht in Schlachtordnung da, kommandirt vom Kammerherrn Schü; hinter dem Heer steht die volle Kriegskasse, die Bert bewacht. Weiter hinten die Hülfstruppen, als die freimüthigsten Streiter unter Kotzebue's und Merkels Anführung; die Würzburger Litteratur-Zeitung unter Anführung eines Geistlichen, mit zwei klapperdürren Rezensenten; einige Überreste der Erlanger Streiter und über zweitausend Rezensenten in buntfarbiger Mischung.

Man hört eine rauschende Musik. Das Heer der Prinzessin kommt; Schillers Marsch ertönt: Frisch auf Kammeraden u. s. w. Das Heer stellt sich in Schlachtordnung; die Hülfs-Truppen an der Seite, als: die eleganten Streiter aus Leipzig; die gothaischen Streiter; die Salzburger und die Füßelier der Jenaischen Wochenblatts-Expedition, mit ihrem lahmen General. Ganz hinten Stein mit der Kriegeskasse.)

Der Kampf beginnt.

Fied. *(von hinten.)*

Mach' dich hinter Pitschel,
Sonst kommst du in die Fitschel.

(Großes Gemetzel. Der General der Jenaischen Wochenblatts-Expedition wird zuerst geschlagen und gefangen genommen.)

Fied.

Ach mein lieber Herr Neuenhahn,
Blieb' er zu Hause, war's besser gethan.

(Die gepuderten und wohl pomadisirten Leipziger Helden nehmen Reisaus. Sie blasen zur Retraite lauter Sonnetts.

Es gelingt dem General Eich, den freimüthigen Ohnehosen zu Leibe zu gehen.

Sie werden umzingelt und total geschlagen; ihre Anführer retten sich durch die Flucht.)

Fied.

Herr Graf Benjowski ist geschlagen,
Das kann er nun freimüthig sagen.

(Das Gefecht wird lebhafter. Göhe, Schill und Bött, welcher letzterer immer die Lärm-Trommel gerührt, ergreifen die Flucht. Die Prinzessin wird gefangen.)

Fied.

Stein! nehmen Sie das Geld in Acht,
Sonst wird es mit nach Halle gebracht.

(Stein und Fied ergreifen die Flucht. Eich wehrt sich

tapfer. Ein Bombenschuß macht seinem Leben ein Ende.

Das Heer der Königin schießt und singt Victoria.)

Schü.

Es lebe die alte allgemeine Literatur-Zeitung!

Der Vorhang fällt.

Ende.

EDUARD BEREND

KAROLINE VON FEUCHTERSLEBEN

Unter den vielen Frauen, denen Jean Paul im Laufe seines Lebens nahegetreten ist, nimmt Karoline von Feuchtersleben schon insofern eine Sonderstellung ein, als die Beziehungen zu ihr zu einer regelrechten Verlobung geführt haben und sehr nahe daran waren, „in Ehe auszuarten". Wir waren bisher über dieses Verhältnis hauptsächlich durch die Briefe unterrichtet, in denen auf der einen Seite Jean Paul seinem Freunde Otto, auf der andern Karoline und ihr Bruder Heinrich ihrem Bruder Ernst darüber berichtet haben.[1]) Von dem Briefwechsel der Liebenden selber ist uns nicht viel erhalten. In dem Nachlaß Jean Pauls, den seit 1888 die Preußische Staatsbibliothek besitzt, finden sich von seinen Briefen an Karoline nur sehr unvollständige Kopien, von Karolinens Briefen an ihn nur ein kleiner Bruchteil, da sie den Hauptteil nach Auflösung des Verlöbnisses zurückforderte und -erhielt.[2]) Nach dem Verbleib von Karolinens Nachlaß hatte ich bereits vor Jahren Nachforschungen angestellt. Ich erfuhr damals von noch lebenden Nachkommen, ein großes Paket mit Briefen Jean Pauls sei nach ihrem Tode auf ihren letztwillig hinterlassenen Wunsch uneröffnet verbrannt worden; auch ihre sonstigen Briefschaften und Tagebücher, in denen viel von Jean Paul die Rede gewesen, seien damals vernichtet worden. Mit dieser Auskunft hatte ich mich zufriedengeben müssen; um so angenehmer war meine Über-

raschung, als ich erfuhr, daß sich in der Sammlung Kippenberg ein ganzer Kasten mit Papieren aus dem Nachlaß Karolinens von Feuchtersleben befinde. Die Durchsicht dieser Papiere ergab nun insofern eine Bestätigung der mir von der Familie erteilten Auskunft, als sich in der Tat von Jean Paul keine Zeile vorfand und die Reihe der Tagebücher gerade für die Zeit der Beziehungen zu Jean Paul eine offenbar nicht zufällige Lücke aufwies. Indessen fand sich bei genauerer Prüfung in dem Vorhandenen doch noch manches, was für Karolinens Verhältnis zu dem Dichter aufschlußreich ist. Vor allem ergab sich aus dem Studium der Tagebücher, daß das Interesse an Karoline von Feuchtersleben mit der Kenntnis ihrer Beziehungen zu Jean Paul keineswegs erschöpft ist, daß vielmehr auch ihr späteres Leben, von dem wir bisher so gut wie nichts wußten, eine nähere Betrachtung wohl verdient. In ihrer Stellung als Hofdame an dem mit so vielen Fürstenhäusern verschwägerten Hofe von Hildburghausen ist sie mit manchen interessanten Persönlichkeiten in Berührung gekommen und hat an bedeutsamen historischen Geschehnissen teilgenommen. Auch Karolinens eigne Persönlichkeit tritt uns aus diesen Papieren mit ihren Vorzügen wie mit ihren Schwächen in wenn nicht neuer, doch schärferer Beleuchtung entgegen.

Die Nachlaßpapiere lassen sich in fünf Gruppen einteilen:

1) Tagebücher;
2) Briefe (eigene und fremde, erstere meist Kopien);
3) Eigene Dichtungen (Gedichte, Erzählungen);
4) Auszüge aus fremden Schriften;
5) Verschiedenes.

Von diesen Gruppen kommen für die folgende Darstellung eigentlich nur die erste und dritte in Betracht. Die Auszüge aus Schriften anderer, hauptsächlich Gedichte und Sentenzen, lassen erkennen, daß Karolinens Lektüre sich auch auf fremde Literaturen erstreckte und daß ihr Geschmack im allgemeinen zum Sentimentalen und Pathetischen neigte, bieten aber sonst, ebenso wie die meist aus der Spätzeit stammenden Briefe, nicht viel Bemerkenswertes.

Daß Karoline gedichtet hat, wußten wir bereits aus Jean Pauls Angaben; er scheint nicht viel davon gehalten zu haben, und dies Urteil wird durch die zahlreichen erhaltenen Gedichte vollauf bestätigt. Es sind ausnahmslos dilettantische, konventionelle Erzeugnisse in der Molltonart von Matthisson, Tiedge oder Salis. Nichts Besseres läßt sich von den wenigen im Nachlaß vorhandenen prosaischen Stücken sagen, in denen sich hie und da der Einfluß Jean Pauls geltend macht. Übrigens scheint es Karolinen wenigstens nicht an Selbsterkenntnis gefehlt zu haben, wie der folgende, etwa 1801 entstandene Vers beweist:

Auf C[aroline] F[euchtersleben].

Begeht dieß Mädchen auch die Thorheit,
oft noch zu dichten:
dann, Muse, gieb ihr wenigstens die Klugheit:
es zu vernichten. —

Wir sind ihr aber doch dankbar, daß sie diese Klugheit nicht besessen hat; denn inhaltlich sind manche Stücke für uns von Interesse, namentlich soweit sie sich durch die häufig beigefügten Daten zu Karolinens Leben in Beziehung setzen lassen.

Der wichtigste Teil des Nachlasses sind aber zweifel-

los die Tagebücher. Es sind allerdings nur Reste eines größeren Bestandes. Drei Oktavbände und ein Quartband sind vollständig, von den übrigen nur noch einzelne Lagen und Blätter vorhanden. Die frühesten Aufzeichnungen datieren vom März 1798, die letzten vom September 1818. Vermutlich haben wir es nicht immer mit Aufzeichnungen erster Hand zu tun; es liegen wohl meist flüchtigere Tagesnotizen (wie sie in einem Falle noch erhalten sind) zugrunde, die erst einige Zeit später ins reine ausgearbeitet wurden. Sie gewinnen dadurch mehr den Anstrich von Memoiren; man fühlt sich besonders an französische Memoirenwerke des achtzehnten Jahrhunderts erinnert. Es kommen Rück- und Ausblicke, zusammenfassende Charakteristiken, lange Gespräche in direkter Rede vor. Der Stil ist gewandt und flüssig, doch stets konventionell; man atmet Hofluft. Die Handschrift, anfangs noch kindlich-unbeholfen, wird von Jahr zu Jahr flüchtiger und unleserlicher; es ist eine typisch weiblich-sentimentale, sehr weit nach rechts geneigte Schrift. Was den Inhalt betrifft, so ist Karoline, als Kind des Zeitalters der schönen Seelen, in erster Linie immer mit ihren eigenen Herzensangelegenheiten beschäftigt; man könnte ihren Tagebüchern die Aufschrift von Goethes Petschaft als Motto voransetzen: Alles um Liebe. Eine besondere Schwierigkeit der Entzifferung beruht darin, daß die vorkommenden Personen meist nur mit den Anfangsbuchstaben, zuweilen auch mit Decknamen bezeichnet sind; doch ist es mir mit wenigen Ausnahmen gelungen, den Schlüssel zu finden.

Auf Grund dieser Dokumente soll nun, unter Heranziehung der sonstigen Quellen, versucht werden, Karolinens Lebensroman im Abriß darzustellen. Ihre Be-

ziehungen zu Jean Paul werden dabei nicht erschöpfend behandelt, sondern nur insoweit dargestellt, als zum Verständnis der neu mitzuteilenden Dokumente erforderlich ist.[3])

* * *

Henriette Susanne Friederike Karoline von Feuchtersleben ist am 12. Oktober 1774 in Hildburghausen geboren, der damaligen Hauptstadt des später in Sachsen-Meiningen aufgegangenen gleichnamigen thüringischen Herzogtums. In späteren Jahren — etwa von 1808 an — nannte sie sich merkwürdigerweise Ida, und auch auf ihrem Grabstein wird sie als Ida Karoline von Feuchtersleben bezeichnet. Vielleicht geschah der Namenswechsel zur Unterscheidung von einer gleichnamigen Schwägerin.

Ihr Vater, Christoph Erdmann Feuchter von Feuchtersleben (1726—96), Geheimer Kammerrat und Generaladjutant des Herzogs von Hildburghausen, ein vorzüglicher, auch dichterisch veranlagter Mann, war zweimal verheiratet, zuerst (1752) mit einer Tochter des Generalsuperintendenten Hommel, nach deren Tode (1765) mit Rosalie (Rosine?) Sophie Marie, geb. Schott von Schottenstein (1738—1805). Aus beiden Ehen wuchsen neun Kinder auf, von denen Karoline das jüngste war. Drei von ihren Brüdern traten als Offiziere in die kaiserlich-österreichische Armee ein, einer von ihnen, Wilhelm (1768—1844), brachte es bis zum Feldmarschall-Leutnant. Ein vierter Bruder, Ernst (1765—1834), k. k. Hofkammerrat in Krakau und Wien, war der Vater des bekannten Arztes, Dichters und Philosophen Ernst von Feuchtersleben. Ein fünfter Bruder, Heinrich (1770 bis 1813), blieb als Oberforstmeister in Hildburghausen. Eine

Tochter aus erster Ehe, Ernestine (1758—1812), verheiratete sich 1779 mit dem Prinzenerzieher und Konsistorialpräsidenten Ernst Friedrich Karl von Beck in Hildburghausen.

Karoline scheint eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben; wenigstens sind ihre Briefe und Tagebücher im Gegensatz zu denen ihrer meisten Standes- und Zeitgenossinnen ziemlich frei von grammatischen und orthographischen Schnitzern. Ihr Hauptlehrer war der Kollaborator, spätere Hofdiakonus und Pfarrer Heinrich Kühner (1772—1827), der auch die Hildburghäuser Prinzessinnen unterrichtete. Sie trieb Französisch und Englisch, Naturkunde (besonders Botanik), Geschichte, sogar Astronomie. Sie interessierte sich lebhaft für Kunst, Literatur und Theater. Wie in der Dichtkunst, dilettierte sie auch in Musik und bildender Kunst: sie sang, spielte Gitarre, malte (Pastell, Miniatur), bossierte in Wachs usw.

Der Tod ihres Vaters (29. November 1796), dessen Liebling sie gewesen war, erschütterte sie tief und trug dazu bei, den ernsten Grundzug ihres Charakters zu vertiefen. Sie lebte nun mit ihrer Mutter und einer kränklichen Schwester Luise (1767—1816) zusammen in offenbar sehr eingeschränkten Verhältnissen. Drei Jahre später zog auch die seit 17. April 1799 verwitwete Ernestine von Beck mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter Auguste zu ihnen.

Die ältesten erhaltenen Tagebuchaufzeichnungen, der Rest eines Oktavbandes, sind vom März und April 1798 und weisen in Stil und Handschrift einen für eine Dreiundzwanzigjährige noch ziemlich unreifen Charakter auf. Karoline interessierte sich damals für einen Major von Schütz. Wir finden sie hier auch bereits bei der

Lektüre von Jean Pauls Schriften, auf die ihr Lehrer Kühner sie zuerst hingewiesen hatte.

22. März 1798.

Ich lese die Mumien von Jean Paul und fühle nun aufs Neue, wie gute Bücher uns die Gesellschaft entbehrlich machen; fühle aber auch, wie viel man in der Welt erdulten muß, wie viel tiefer man jedes gewöhnliche Leiden im Herzen trägt, wenn unsre Phantasie durch Lesen erhabener Karaktere gespannt, und mithin gereizt wird in der wirklichen Welt Menschen zu suchen, wie nur der edelste der Menschheit sie zu schildern vermag! — O! Jean Paul hat Recht! — Traum, Wahn [?] sind die Leiden und Freuden dieses Lebens, und doch schmerzen sie so sehr, die Wunden, die uns das Schicksal schlägt! ...

14. April 1798.

...,,O! es gibt tugendhafte Tage — sagt Jean Paul[4]) — ,,wo man alles vergiebt und alles über sich kann; wo die Freude ,,gleichsam im Herzen kniet und betet, daß sie länger bleibe — ,,Aber das Entreebillet zur Freude ist ein ruhiges Herz!" — —

20. April 1798.

Lesen ersezt mir die Menschen, aber nicht den Verlust meiner Ruhe! Ich lese und will mir Vergeßenheit anlesen; umsonst! mein Kummer wird tiefer. Ach! wenn ich aus dem Buch in die Welt um mich blicke! da füllt sich mein Auge und mein Herz blutet. Die Wunden, die Jean Paul erneut, den Schmerz, den er erregt, den heilt die Welt nicht mehr — — Ewiger Gott! wie schwach sind deine Menschen, die du so stark schufst! Wie bitter machen die Menschen den Menschen das Leben, das du so reizend schmücktest....

Wahrscheinlich noch im Jahre 1798 wurde Karoline zunächst auf ein halbes Jahr stellvertretende Hofdame bei der Herzogin Charlotte von Hildburghausen (1769 bis 1805). Die Anstellung hing wohl mit dem am 11. November 1798 erfolgten Tode der Hofdame Wilhelmine von Waldschmidt zusammen.[5]) Die Herzogin, nur fünf

Jahre älter als Karoline, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, Schwester der Königin Luise von Preußen, war eine geistig hochstehende, besonders musikalisch begabte Frau („Singlotte") und eine große Verehrerin Jean Pauls, dem sie damals (Oktober 1798) durch Vermittlung des Superintendenten Hohnbaum [6]) ihre Bewunderung aussprechen ließ. Zu Ende dieses Jahres wandte sich nun auch Karoline brieflich an den damals in Weimar lebenden Dichter; angeblich hielt sie ihn für verheiratet, wohl auf Grund seiner eben erschienenen „Palingenesien", worin er sich als jungen Ehemann ausgab. Er antwortete freundlich. Einige Zeit darauf sandte sie ihm ihre Silhouette und erhielt dafür einen warmen Dankbrief. Es scheint, daß dieser Briefwechsel wenigstens teilweise auf Veranlassung oder doch mit Wissen der Herzogin vor sich ging. Im Mai 1799 erschien Jean Paul persönlich in Hildburghausen, fand am Hofe die freundlichste Aufnahme und war entzückt von Karoline. Ihr zuliebe blieb er doppelt so lange, als er vorgehabt hatte. In einem Brief an Otto nennt er sie ein edles, tieffühlendes, männlich-festes, vom Schicksal verwundetes, ziemlich schönes Mädchen, das im Sprechen so spielend und leicht wie im Schreiben ernst sei. Der Briefwechsel wurde nun lebhafter und wärmer. Im August wurde Richter vom Herzog von Hildburghausen zum Legationsrat ernannt. Schon damals ging das Gerücht, er habe sich mit der Feuchtersleben verlobt. Aus dieser Zeit stammt das früheste datierte Gedicht Karolinens:

Furcht und Hofnung.
Am 23ten August 99.

Der Abend sinkt hernieder
und Ruhe auf die Welt; —



Karoline von Feuchtersleben

Aquarellminiaturporträt von unbekannter Hand

O Morgen, gieb mir wieder
die Ruhe, die mir fehlt!

Wird mir der Morgen bringen
die Ruhe, die mir fehlt?
und meine Furcht bezwingen,
die ahnungsvoll mich quält?

Wird denn in Engelsmilde
die Hofnung mich umwehn —
mein Aug' in die Gefilde
der Zukunft lächelnd sehn?

Wird mich das Glück berühren
mit seinem Zauberstab,
und Freude zu mir führen,
die nur mein Wunsch mir gab?

Vielleicht träum' ich vergebens
den himmlisch reinen Traum
und find' am Pfad des Lebens
von ihm den Schatten kaum. —

Doch — wird mir nichts gegeben —
soll ich kein Glück mehr sehn —
— Dann will ich schweigend leben
und schweigend untergehn.

Anfang Oktober kam Richter zum zweitenmal nach Hildburghausen, wo nun am 10. Oktober, zwei Tage vor Karolinens fünfundzwanzigstem Geburtstag, die Verlobung erfolgte, nicht ohne daß es vorher zwischen den Liebenden infolge gegenseitiger Mißverständnisse einen Zwist gegeben hatte. Karoline hat dem Ereignis die folgenden Verse gewidmet:

Der Bund.

Am 10ten Oct. 99.

Schon hieng der Himmel schwer und trübe
vor dem bethränten Aug' —
die Seligkeit der reinsten Liebe
zerrann in Wehmuthshauch:

Da brach durch Wolken sanft die Sonne,
daß sie im Herzen wiederschien,
und leuchtet nun in unbegränzter Wonne,
vor welcher Furcht und Zweifel fliehn!

Zwei Selen schloßen einem Bunde [!]
des schönsten Mein und Dein —
und fester kan auf diesem Erdenrunde
kein Bund der Wahrheit und der Liebe sein!

Zur Beurteilung der späteren Ereignisse ist es nicht ganz belanglos, daß, wenn Jean Paul auch mit der Absicht, sich zu verloben, nach Hildburghausen gekommen war, das entscheidende Wort doch zuerst von Karoline gesprochen wurde. Sie hat es in einem späteren Briefe an den Dichter (15. April 1800) selbst gestanden, daß sie ihn zuerst gefragt habe: „willst du mein sein?" worauf er geantwortet habe: „das muß i c h d i c h ja fragen." — Jean Paul gibt damals in einem Briefe an Otto eine begeisterte Schilderung der Geliebten: „Noch in keiner weiblichen Seele fand ich diese hohe, strenge, unnachlassende, religiöse Moralität... Sie würde, wenn ich mit ihr verbunden wäre, mein ganzes Wesen bis auf den kleinsten Flecken ausreinigen. Sie lieset nicht, wie Mädchen, bloß, um sentimentalisches Manna auf der Zunge zerfließen zu lassen, sondern um auch zu lernen, z. B. Geschichte und Naturgeschichte; sie hat fast ein vollständiges Herbarium und eine Suite von sinnreichen

Blumen-Zusammenlegungen. Rührend-aufmerksam hörte sie zu, da ich mit andern von der Erziehung sprach ... Sie hält jeden Vorsatz, z. B. alle Tage ins Freie in den Garten zu gehen — ‚jetzt, da ich Gesundheit habe, will ich auch gar Abhärtung' — ach, die Gute, hätte sie nur jene! — Mit größerer Macht, als ich noch gesehen, kann sie ihre Schmerzen und Empfindungen — bei der größten Enthüllung ihrer Meinungen — dicht verhüllen ... Sie geht schon, seit ich's im Frühling sagte, früh zu Bette. (Sonst blieb sie an den Büchern bis um 1, 2 Uhr; und kehrte um 5 Uhr morgens zurück; dieses und die Todesfälle erschütterten ihren an sich gesunden Bau; in einem Vierteljahre kann er ganz fest wieder stehen.) Seit meinem Frühlingspredigen liebt sie die Wirtschaft mehr; erzogen sind sie alle im Hause dazu. Nur Gründe der Pflicht oder der Liebe sind zu ihren Änderungen nötig. Der Grundton, aus dem sie den ganzen Tag spielt, ist — ewige Heiterkeit und Scherz, die unerwartet in einem so weichen Herzen wohnen. Momentanes Aufwallen gibt sie für ihren Fehler an. Da sie etwas Zurückhaltendes gegen vornehme fremde und etwas Kurzabtuendes gegen gemeine Leute hat, so scheint sie stolzer, als sie ist ... Ihre Farbe ist weiß und blaßrot, die Stirn poetisch- und weiblich-rund, die Augenbrauen stark (zu sehr fast), die Augen schwarz, die Nase das Gegenteil einer kleinlichen und kurzen, die Lippen originell beschnitten, das Kinn kräftig erhoben; kurz, alles deutet auf Bestimmtheit, trotz der Schönheit."

Die Verlobung blieb zunächst noch einige Zeit geheim. Als dann im November Richter formell um Karolinens Hand bat, widersetzte sich die adelsstolze Familie aufs heftigste der Verbindung mit einem bürgerlichen „Ge-

lehrten", wiewohl sogar das Herzogspaar keinerlei Bedenken dabei fand. Karoline kämpfte mit dem Mut und der Standhaftigkeit der Liebe, unter möglichster Schonung ihrer Mutter, um ihre Freiheit. Aus dieser Zeit stammen die folgenden Gedichte:

Hermine an Victor.[7])

Im Nov. 99.

Von dir, mein Victor, nun geschieden,
bin ich hier einsam, — wein' allein —
du giebst mir Glük und gabst mir Frieden,
doch diese Trennung giebt mir Pein!

Des reichsten Lebens goldne Tage
blühn nur in meiner Phantasie.
O Victor, Victor! höre meine Klage,
und wenn du kanst, so stille sie!

Du kanst, Geliebter, sie nicht stillen,
du Guter bist entfernt von mir,
doch meine Hofnungen wirst du erfüllen,
denn meine Welt liegt ja in dir!

Blik' ich, in Träume sanft versunken,
in die Vergangenheit zurük:
o dann, Geliebter! faß' ich wonnetrunken
kaum unsrer Zukunft Götterglük!

Laß' meine Hofnung mir nicht schwinden,
laß' mir der Zukunft Zauberlicht —;
du köntest schönre Herzen finden,
doch fändest du ein treures nicht!

Sieh' nun, mein Victor, diese Liebe,
die ich verschwiegen längst dir gab,
und wiße: diese heil'gen Triebe
begleiten mich ins kühle Grab.

Im Dec. 99.

Was packet das blutende Herz mir in der sterblichen Brust?
Ach das kalte Geschik und ein noch kälterer Wille
reist vom geliebten es los! —
Ihr faßet zwei glühende Herzen,
zerdrükt sie mit eisiger Hand —
Doch, Menschen! zwei liebende Selen trennet die Ewigkeit nicht,
nimt die Unendlichkeit auf!

Hermine an den Verlobten.

Nach Mathissons Lebe wohl.[8])

Januar 1800.

Lebe froh! vergiß mein nicht!
Herzen, die sich Treue schenken,
Selen, die sich liebend denken:
trennet ja die Trennung nicht.
Guter! ich vergeß' dich nicht!

Lebe froh! vergiß mein nicht!
Ewig theuer meinem Herzen
bleib' ich dein bey Freud' und Schmerzen,
bis mein Aug' im Tode bricht!
Glaube! ich verlaß' dich nicht!

Lebe froh! vergiß' mein nicht!
Haben hier wir ausgeweinet,
o Geliebter! denn erscheinet
wieder Glük im Himmelslicht.
Hoffe! und verlaß' mich nicht!

Auf demselben Blatt wie das letzte Gedicht werden die von Jean Paul in den „Palingenesien" mitgeteilten, einer Tafel an einem Baum in der Bayreuther Eremitage entnommenen Verse:

Die Zeit entflieht,
der Mensch verblüht,

das Herz verglüht,
Hermina, liebe mich! [9])

von Karoline so paraphrasiert:

Des Lebens Mai entlaubet sich,
die Pracht der Au verblüht:
O Guter, liebe, liebe mich,
eh' unser Herz verglüht!

Nach langen heftigen Kämpfen war Ende Februar 1800 der Widerstand der Familie gebrochen. Mit Widerstreben gab Karolinens Mutter ihre Einwilligung; doch wollte sie ihren künftigen Schwiegersohn vorerst nicht sehen. Es wurde daher eine Zusammenkunft der Liebenden in dem halbwegs zwischen Hildburghausen und Weimar gelegenen Ilmenau für den 21. März, Jean Pauls siebenunddreißigsten Geburtstag, verabredet. Aber auf einmal fühlte sich der Bräutigam veranlaßt, den Termin hinauszuschieben — „aus guten Gründen", wie er seinem Freunde Otto versichert; allein die Gründe, die er angab — das schlechte Wetter, eine leichte Unpäßlichkeit usw. — können um so weniger als stichhaltig gelten, als er gleich darauf eine Reise nach Gotha unternahm. Über die wahren inneren Gründe dieses Zauderns lassen sich nur Vermutungen anstellen. Wollte er den stolzen Verwandten, die sich so lange besonnen hatten, zeigen, daß es nun ihm nicht eile? Oder war die Beziehung zu Josephine von Sydow, mit der er eben damals ein Zusammentreffen in Berlin für den Mai verabredete, doch, ihm selber unbewußt, mehr als bloße Freundschaft? Wie dem auch sei, es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß seine Liebe zu Karoline schon damals eine merkliche Abkühlung erfahren hatte.

Auf Karolinens Drängen fand endlich Anfang Mai 1800

eine dreitägige Zusammenkunft in Ilmenau statt. Karoline war von ihrer Halbschwester Ernestine von Beck, Richter von dem Herderschen Ehepaar begleitet. Über diese Tage besitzen wir verschiedene, einander zum Teil widersprechende Berichte. Mit einiger Sicherheit läßt sich folgendes feststellen: Karolinens Mutter hatte ihre endgültige Einwilligung von der Entscheidung Herders abhängig gemacht — zwischen den Liebenden gab es, ähnlich wie vor der Verlobung, allerhand Unstimmigkeiten —, Herder äußerte daraufhin schwere Bedenken gegen die Verbindung — seine Gattin, bekanntlich eine sehr leidenschaftliche Natur, goß Öl ins Feuer — es gab eine furchtbare Szene mit hysterischen Krämpfen Karolinens — kurz, die Folge dieser verhängnisvollen drei Tage war neben einer nachhaltigen Verstimmung zwischen Richter und dem Herderschen Ehepaar, mit dem er bis dahin in ungetrübter Freundschaft gelebt hatte, die Auflösung seiner Verbindung mit Karoline. Und zwar war es Jean Paul, der das entscheidende Wort der Trennung aussprach, nachdem er es vergeblich Karolinen nahegelegt hatte. Wenn in dem Bericht von Karolinens Bruder Heinrich behauptet wird, Herders Ausspruch habe genügt, die Liebenden zu trennen, da sie selber es nur auf diesen hätten ankommen lassen, so wird das, wie bereits durch Jean Pauls Angaben, noch durch folgenden bisher ungedruckten, ebenfalls in der Sammlung Kippenberg befindlichen Brief Herders an Jean Paul widerlegt, der jedenfalls am gleichen Tage wie die bereits veröffentlichte Antwort Jean Pauls[10]), d. h. am 16. Mai 1800, geschrieben ist:

Ich hoffe, Lieber, der Sturm wird sich in Ihrem Gemüth gelegt haben u. eine heitre Stille gefolgt seyn; lesen Sie in solcher diese Zeilen; ich schreibe sie in reiner guter Absicht.

Wahrscheinlich schreiben Sie heut. Ich bitte, schreiben Sie heiter, ruhig, klar und bestimmt. Vermeiden Sie alle Härten u. Raschheiten; Misverständnisse lassen sich nur in Ruhe, nicht im Feuer der Imagination aufheben, Aufschlüsse nur in Ruhe klar u. bestimmt geben. Ich will vom Inhalt des Briefes nichts wissen; ich rathe nur wohlmeinend über den Geist des Briefes.

Vielleicht sind Sie über mich desorientirt. Ich kann Ihnen aber beim Himmel sagen, daß ich mich alles Endurtheils, Bescheidgebens pp. sorgfältig enthalten habe. Auf alle Fragen u. Besorgniße habe ich die Sache in **C.** Verstand u. Herz zurückgeschoben; dies ist auch die Antwort, die ich der Mutter habe geben lassen; u. sie ist, wie mich dünkt, die einzige richtige Antwort. Ihr beide müßt mit u. durch einander glücklich seyn; Frage u. Antwort liegen allein bei Euch.

Wie unschuldig ich zu diesem ganzen Verhältniß gekommen bin, wißen Sie selbst. Mein Gefühl gegen **C.** ist reine Hochachtung u. mein reiner inniger Wunsch für Euch beide ist Euer beider Glück. Nur säet den Samen in Ruhe, ohne Sprünge der Phantasie, ohne Stürme. Guten Morgen.

H.[11])

Erst aus Jean Pauls Antwort erfuhr Herder, daß Richter selber von der Notwendigkeit der Lösung des Verhältnisses überzeugt war. Er war sich jetzt darüber klar geworden, daß Karolinens Natur mit der seinigen nicht harmoniere, daß „moralische kleine Ecken (Unähnlichkeiten)" der Ehe das ganze Glück nehmen würden. Das war ja auch Herders und seiner Gattin Ansicht, und sie war gewiß richtig, nur daß nicht etwa, wie Herder, bekanntlich kein guter Menschenkenner, meinte, Karoline zu „reell" für den phantastischen Dichter war, sondern gerade weil sie, wie dieser, hauptsächlich in der Phantasie- und Gefühlswelt lebte, nicht die für die Ehe heilsame Ergänzung zu seinem Wesen bildete. Jean Paul hat das in einem Briefe an sie (vom 8. Juli 1800) mit den schönen Worten ausgesprochen: „Wir sind gleichförmig im

höheren Streben, wir spielen dieselbe höhere Melodie, aber jeder trägt sie in einer andern Tonart, d. i. Individualität, vor — und dadurch wird das Ähnlichste das Unähnlichste: die Sekunde ist der größte Mißton." Was man ihm zum Vorwurf machen muß, ist also weniger, daß er sich von Karoline trennte, als daß er sich so weit mit ihr eingelassen hatte. Die Entschuldigung, die er später dafür anführte, sein Leben mit ihr habe sich hauptsächlich auf dem Briefpapier abgespielt, und erst im persönlichen Zusammensein sei der Antagonismus ihrer Naturen zutage getreten, ist offenbar ungenügend. Eher könnte man zu seiner Entlastung auf Karolinens vielleicht etwas zu weitgehendes Entgegenkommen hinweisen. Was aber unter allen Umständen befremdend bleibt, ist die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der er sich über das Geschehene hinwegsetzte. Schon wenige Tage nach der Ilmenauer Katastrophe war er so zufrieden und heiter wie zuvor. Vierzehn Tage später reiste er nach Berlin, stürzte sich in ein Gewühl alter und neuer Freundinnen, und wenn er dabei auch gelegentlich versicherte, daß „die gute Karoline mit ihren Schmerzen in seiner Brust lebe" (an Otto, 25. August 1800), so tröstete er, echt jean-paulisch, sich und sie mit der Beteuerung, er liebe sie jetzt, wo der Gedanke an Besitz nicht mehr störend dazwischentrete, gerade am meisten. Im November war er bereits der Bräutigam einer anderen Karoline (Mayer), die er im Mai des folgenden Jahres als Gattin heimführte. —

Die verlassene Karoline hat die jähe Zerstörung ihres Liebesglücks nicht so leicht verwunden. Zunächst konnte und wollte sie an die Unvermeidlichkeit ihres Schicksals noch gar nicht glauben und versuchte im Juni durch Herders Vermittlung das zerrissene Band wieder anzu-

knüpfen, indem sie die Unzufriedenheit ihrer Angehörigen als die eigentliche Ursache des Konflikts hinstellte und diese für nunmehr endgültig beseitigt erklärte. Aber sie holte sich damit nur eine noch entschiedenere Absage. Nun versank sie in einen an Verzweiflung grenzenden Schmerz, dem sie, wie in einem ergreifenden Briefe an Herder[12]), auch in folgendem vom 1. Juli 1800 datierten Gedichte Ausdruck gegeben hat:

Der Gewitterhimmel der Erde und des Lebens.

Wie der Himmel schwer und düster
— auch von keinem Stral erleucht't —
sich mit schauervollem Brausen
dort, auf dunkle Berge beugt:

Ach, so liegt auf meiner Sele
eines Lebens trege Qual,
und durch meines Kummers Tiefe
dringet[13]) nie der Freude Stral!

Wie das Blümchen, das sich schuldlos
nur vom Morgenthau genährt,
niedersinkt bey schwüler Hizze,
von des Tages Gluth verzehrt:

So erstirbt in diesem Busen
ein zu weich geschafnes Herz;
von des Unglüks Pfeil getroffen,
zukt es — und erliegt dem Schmerz.

Wie der Schiffer auf dem Meere
ängstlich strebt nach Ziel und Land,
in der Stürme Leidenstage
nur sich sehnt nach sichrem Strand:

Ach, so ring' ich nach Befreiung
von des Lebens Kummerloos —
sehn' nach Ruhe und Vollendung,
Erde! mich in deinem Schoos.

Wenn Karoline damals nicht Jean Paul, sondern Herdern die Hauptschuld an dem Vorgefallenen zuschob, so lag dem wohl ein wenig sehr entschuldbare Eitelkeit zugrunde, die es nicht wahr haben wollte, daß das Herz des Geliebten sich von selbst von ihr abgewandt habe, zugleich aber auch der aus unauslöschlicher Liebe und Anhänglichkeit geborene edle Entschluß, den Seelenfrieden des Dichters nicht durch Vorwürfe und Klagen zu stören. Sie hat das im Juli 1800 in folgenden Versen ausgesprochen:

Zu klein für mein Leben ist mir die Klage,
und für das Mitleid zu groß meine Qual.
Nie sol sie den Frieden des Guten zerstören,
der nicht sie zu lindern vermag;
Nicht in die Freude des Glücklichen tönen:
daß er nicht ahnend sie fühle. —
Darum leih' ich dem Kummer der Ruhe Gewand;
trag' lächelnd die blutende Brust.
Doch — ständ' auf dem rollenden Balle der Erde
Ein Mensch noch, der leidet wie ich:
O, zu dem Einzigen nur dürfte ich fliehen
und sagen: „ich lebe wie du."

So sind in einer im Dezember 1800 entstandenen Elegie unter den Freunden, von denen sie sich betrogen glaubt, vermutlich Herder und seine Gattin zu verstehen:

Elegie.

Ach wie viele Tage sind dahingeflogen,
Seit ich an des Vaters Sarg gekniet,
Und ein jeder hat die Leidens-Kette fester angezogen,
Die so schneidend um dies wunde Herz sich zieht.
Seit des Vaters Geist für mich verloren
Und sein Wesen der Vernichtung übergeben ist:
Haben Glük und Friede gegen mich geschworen
Und ich schleppe nun des Lebens öde Frist.

Liebend hatt' ich mich der Menschheit anvertrauet;
Hab' den Menschen Geist und Kraft geweiht,
Mir schien auf Liebe nur des Lebens Glük gebauet,
An Tugend nur der Friede angereiht.
So sank ich denn mit einem ofnen Herzen,
Des Argwohns Hölle mir noch unbewußt,
Bei eignem Glüke wie bei fremden Schmerzen,
Mittheilend an geliebter Menschen Brust,
Hab' ihnen glaubensvol mein höchstes Glük gezeigt
Und — man entriß es mir mit Schmeichler Trug;
Hat in der Freundschaft Schaale mir Gift gereicht
Und, festvertrauend, leert' ich es auf Einen Zug.
— Betrogen nun, von allem, was der Glaube faßet,
Von jeder Lebensfreude, jeder Hofnung,
Blieb mir dies Herz, das seine eignen Pulse haßet,
Und diese kalte, ruhige Verzweiflung. —

Mit Jean Paul blieb Karoline noch einige Zeit in freundschaftlichem Briefwechsel. Sie forderte zwar ihre Briefe zurück, überließ ihm aber ihr in Wachs bossiertes Selbstbildnis. Als er ihr im November seine Wiederverlobung anzeigte, wünschte sie ihm in würdiger Fassung Glück. Unwillkürlich mischte sich aber nun in ihren Schmerz die unrichtige Vorstellung, daß er sie um einer andern willen verlassen habe. So erklärt sich eine im Januar 1801 entstandene, an Richters Braut gerichtete, aber wohl nicht abgesandte durchsichtige Allegorie:

Die Lilie.

An Johanna Pauline.

Auf der großen Blumenau der Erde stand neben Veilchen, Rosen, Tulpen und Vergismeinnicht, auch eine Lilie, rein und einfach — empor gerichtet zu dem Himmel, der sie entfaltet hatte. Der Garten**herr** liebte die Blume; der **Gärtner** pflegte sie sorgsam ..... Menschen zogen daher, verweilten beim duftenden Veilchen — beschaueten die prangenden Tulpen und **brachen** Vergismeinnicht — Schmetterlinge und Bienchen

umflatterten die Rosen. — Die einsame Lilie sah mitleidig auf die stolzgeschmükten Tulpen, die so gefühllos neben einander standen — blikte mit ernstem Nachdenken auf die von Bienchen ausgesognen, verblätternden Rosen und mit Rührung auf die gebrochnen Vergismeinnie. Dem bescheidnen Veilchen, das sich genügsam und friedlich in seinen grünenden Teppich hülte, bot sie ihre Freundschaft, beugte sich zu ihm hin und das Veilchen hob sich ihr entgegen. — Die durch den Garten hinpilgernden Menschengestalten grüsten die ernste Lilie — den Grüsenden lohnte sie in sanfter Freundlichkeit mit ihres Hauptes Duft. — Viele freuten sich über die beiden Freunde, — manche der Wandernden weilten gern bei ihnen .... Da kam ein Waller, der gröste Freund der Blumen; die einfache, einfarbige Lilie, so fest auf ihren grünen Stab gestüzt unter ihren bunten, schwebenden Schwestern, machte ihn aufmerksam und vertraulich trat er näher zu ihr — schüzte sie nun vor der Mittagsglut — freuete sich mit ihr beim Abendthaue und stand neben ihr bei rauhen Stürmen. Die stille Lilie dankte dem edlen Freund durch ihr Vertrauen, und jeden Hauch, jede glänzende Perle in ihrem Kelch, weihete sie ihm — — „holde Blume, du must mein seyn — sprach er — an meinem Herzen wil ich dich tragen!" — „An keinem andern möcht' ich verblühen" — lispelte die Weiche, und der Freund wolte sie eben an sein Herz nehmen, als er eine fernherprangende Rose erblikte — — er flog dahin — — — Die verlaßne Lilie sah ihm sehnend nach und senkte ihr Haupt. Der Abendthau, der sie sonst gestärkt — der Morgenthau, den sie sonst dankbar der Sonne wieder zum Opfer gebracht hatte: rolte jezt in großen Tropfen aus dem gebeugten Kelche auf die Erde und die Hizze des Tages troknete sie aus —. Mit edler, sanfter Rührung wandte sie sich noch einmal zu dem Entflohenen hin —: „pflege die Rose!" hauchte sie ihm nach und: „blühe fort an seinem Herzen!" rief sie der Rose zu — Sie selbst aber konte nicht mehr fort blühen und nicht sterben. Traurig hieng die welkende Krone am schwankenden Stab — langsam zerfiel sie. —

Die Tagebücher dieser Jahre sind, wie schon gesagt wurde, nicht mehr vorhanden; erst aus dem Sommer 1801 hat sich wieder ein vereinzeltes Blatt erhalten. Karoline

weilte damals mit dem Hofe in dem Jagdschlosse Seidingstadt. Am 2. Juli traf sie an der Tafel den oben erwähnten, mit Jean Paul befreundeten Superintendenten Hohnbaum aus Rodach und schreibt darüber:

Schon der Anblik erinnerte mich schmerzlich an die begrabenen Jahre; aber die Todtenhand der Vergangenheit zerdrükte mit Einem Druk mein Herz[14]), als ich in einem Buch, nach dem ich unwißend gegriffen, einen Brief erblikte, und die Schrift zu gut erkante — [es war mir unmöglich,] so künstlich gefaßt zu bleiben, als ich es gewöhnlich bin. Nur ein schnelles Fliehen in mein Zimmer und in mich rettete mich ....

Im März des folgenden Jahres stand ihr eine noch schwerere Prüfung bevor: Richter selbst erschien wieder am Hofe in Hildburghausen. An Karoline Herder schreibt er darüber: „Ich ... sah die blühende F[euchtersleben], sprach sehr mit ihr und sagte still: Gott sei Dank!"

Zum letztenmal sind sich die beiden im Juli 1802 in Weimar begegnet. Damals scheint Karoline auch ihre glücklichere Nebenbuhlerin kennen gelernt zu haben, gegen die sie sich, nach Jean Pauls Angabe, „nicht recht benahm".[15]) Von Karoline besitzen wir über diese letzten Begegnungen keine Äußerungen. Daß aber ihr verwundetes Herz langsam vernarbte, der nagende Schmerz allmählich in stille Resignation überging, das lassen Tagebuchstellen aus den Jahren 1804 und 1805 deutlich erkennen:

6. Nov. 1804.

Lafontaines Fedor und Marie, die unsre Abendlecture ausmachen, hätten vielleicht einen größern Antheil an dieser immer wemüthigen Stimmung, hätt' ich mir nicht so ernstlich vorgenommen mich gegen jeden Eindruk zu stählen. O, es bedarf nicht der weichen, schmelzenden Schilderungen von Lafontaines Fedor um meine Brust langsam einzudrükken, sie erdrükt sich durch eigne Gefühle.

Lafontaine lehrt lieben, und — erliegen, wie Jean Paul ... O warum lehrt ihr uns nicht lieben, kämpfen und siegen — lieben lernt jedes Herz durch sich selbst. Doch welches Herz kan Liebe vertilgen? Das lernte noch keines! Das lehrte noch keiner!

Also weg mit Fedor und Marie! Gros seyn ist mehr, als lieben; und wer nicht lieben darf, muß wenigstens g r o s seyn, um l e b e n zu können.

24. Nov. 1804.

Wohin man blikt, Kranke — da kan der Gesunde doch etwas leisten, und wohl mir, daß ich es konte. Vom Morgen bis Abends besucht' ich die Kranken im Schlos — Beym Herzog wurde gespielt, bey Prinzeßin Therese eine Geschichte erzählt, bey Prinz Friz wurde getanzt und gesungen — und bey der armen W—[16]) gelesen im — Aristipp von Wieland. Natürlich war es da am schönsten, denn war es nicht fast wie in Griechenland? H. Kn.[17]) war gekommen um vorzulesen. Ich hörte viel zu; aber ich dachte doch mehr an eine Zeit — o wo ich so selig war im höchsten Schmerz der Liebe. Dieser Abend, und dieser Mann, mahnten mich an jene Vergangenheit, die mir so theuer ist, die ich so gern mir zurükrufe, weil sie so reines, schuldloses Glük mir bot, daß es selbst in der dürftigen Erinnerung mich noch beseligt. Zwar gebietet Fenelon und durch ihn Herder mir: point de retour à soi même! Herder sagte in einem seiner Briefe an mich: „Die Erinnerung ist ein Herzensbohrer.“ Freylich! edler Herder, hast du Recht, — sie öfnet das Herz dem Schmerze und aus solchen Öfnungen entquilt ihm die Kraft.

Aber sie öfnet es auch dem Eingang süßer Empfindungen und aus diesen zieht es die Liebe zum Leben, die ihm der Schmerz geraubt.

Laße mir immer die selige Erinnerung an unschuldiges Glük — sie führt uns in ein heiliges, geweihtes Reich, das selbst die Götter ehren und k e i n e Macht uns rauben kan. —

Es gehört mit unter meine schönsten Träume, die Geschichte meines Lebens vor mich nieder zu schreiben und einst einem Freunde zu hüten [zu] laßen. Die Menschen, die darein verwikkelt sind, vielleicht wünschen sie nicht, gekant und genant zu seyn, wenigstens hab' ich kein Recht i h r e Geschichte zu schreiben, da es denen davon, die noch leben, nicht vortheilhaft

in ihren Verhältnißen seyn könte — Die gestorben sind, die treten mit mir auf.

30. Nov. 1804.

...Hohnbaum war diesen Abend da und las vor in — den Flegeljahren von Jean P., ich hörte nach Jahren zum erstenmal wieder von ihm etwas lesen — nämlich vom R[ichter] — und so schöne Stellen, daß es mich heftig, heftig angrif und den unersezlichen Verlust der so theuer erkauften Briefe [18]) auf schwerer Wage vorhielt. Es ist dahin! Das Vergangne kehrt nie wieder, sollte nicht endlich die Stimme auch ermüden, die es ewig umsonst ruft? „O Duldung! des sanftern Weibes sanftere Gefährtin bist du!" sagt Kotzebue in seiner Octavia, und nicht umsonst sol er mir diese Wahrheit sagen. —

15. Dez. 1804.

Die Fürstin liest noch [?] aus den Flegeljahren vor, und ich fühle bestimmt, das [!] diese Lecture meinem Geiste wieder einen eignen Schwung giebt, — ich fühle mich wohl dabey ohne das mindeste Weh. Es ist wirklich viel, daß ich es so weit gebracht habe, und ich schäzze mich glüklich in dieser geistigen Kraft.

16. Febr. 1805.

Ich weiß jezt, was seit einigen Tagen die Wunde schmerzlicher Erinnerung so blutend aufreiset in mir: es ist die Karakteristik Herders von Gruber geschrieben, die ich lese. O Herder! bey deinem Namen stürmt eine Welt vol Erinnerungen, vol Gefühlen, vol Leiden, in meine Brust, und das Bild meines ganzen Lebens steht in Riesengestalt vor mir und — zerdrükt mich. Herder! wenn deine Größe mich nicht zerknirscht: so klimm' ich zu ihr hinan — hebe meinen Geist an deinen großen Gedanken empor, und schwinge mich über die Erde, die ich ohnehin nur mit den Fußspizzen berühre und mich nie fest auf sie stüzze um nicht hinein zu sinken.

20. März 1805.

Immer bleibt er ein großer Tag für mich! Immer ist er mir heilig und theuer! Richters Geburtstag [19]) — ich feyere ihn stil in mir. Es gab ein Jahr, wo ich jauchzte an diesem Tag

— eines, wo ich unendlich litt — eines, wo ich stum verzagte. Jezt erst, nach dieser vielfachen langen Prüfung, fühl' ich jene glükliche, sanfte, ruhige Wehmuth, die das Nachgefühl überstandner Leiden ist. Ich bin stark genug geworden, die Erinnerung ertragen zu können, ohne zu unterliegen — glüklich genug, um in der Gegenwart zufrieden zu seyn, und genügsam genug, um von der Zukunft nicht viel zu erwarten. So, großer, sanfter, starker Geist, hat deine Liebe auf mich gewürkt, und unsere Trennung. Ich danke dir beydes, mit unvergänglichen Freuden der Erinnerung und unvergänglichem Schmerz. Du hast dem Ziel meines Geschikkes mich näher gebracht, du hast meinen Geist gereift! Ich habe durch unbegränzte Liebe dir manchen schönen Traum gegeben und als ich dich wekken solte — muste — da hab' ich dir keinen Schmerz gelaßen und keinen Zwang. Frey hast du dein Herz abgelöset von meinem, und kein Vorwurf und keine Klage hat deine neue Freude gestört; ich habe dich mehr geschont als du mich, und doch hab' ich es nur dadurch gekont, weil du es mir möglich machtest. Deinen Geburtstag weiht' ich wieder Freuden, die auch dich beglükken würden, wenn du sie wüßtest.

Ich habe einigen kranken Armen Geld geschikt. Sie werden mir danken, sie werden für mich beten — doch die Freuden, die sie vom Himmel erflehen, gehören nicht mir an, sie sind für Ihn. Unendlicher Gott! Laß' Ihn glüklich seyn!

Mag man von solchen Worten noch so viel abziehen, was an Überspanntheit, Selbstbespiegelung, Tugendvirtuosentum (wie Jean Paul dergleichen nannte) gewiß mit unterläuft, es bleibt doch als Grundlage ein echtes und edles Gefühl, das der Schreiberin — und ein klein wenig auch dem ungetreuen Geliebten — zur Ehre gereicht.

Aus späterer Zeit besitzen wir noch ein Zeugnis für Karolinens fortdauernde Anteilnahme an dem Dichter. Im „Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet,

auf das Jahr 1808" erschien von Jean Paul ein „Pasquill auf die jetzt lebende schönste Frau in Deutschland", das unter verschiedenen Rubriken, wie Liebe, Ehe, Spiegel, Entkleidung usw., allerhand mit Schmeichelhaftem untermischtes Satirisches über das weibliche Geschlecht vorbringt. Dazu findet sich nun in Karolinens Nachlaß ein Gegenstück, „Pasquill auf den jetzt lebenden schönsten Mann in Deutschland", worin sie, übrigens ohne jede Schärfe, Gleiches mit Gleichem heimzuzahlen versucht hat. Indessen Witz und Humor waren nicht ihre Sache, und es verlohnt nicht, das schale, übrigens unvollendet gebliebene Produkt abzudrucken.

Als Jean Pauls Schwiegersohn, Ernst Förster, im Jahre 1827 die Dreiundfünfzigjährige kennen lernte, fand er ihr Gefühl für den seit zwei Jahren unter der Erde ruhenden Dichter immer noch lebendig. — Jean Paul aber — das mag zum Schluß noch als Kuriosum erwähnt werden — konnte sich, als im Jahre 1820 in München bei seiner Audienz am bayerischen Hofe das Gespräch auf seine Hildburghäuser Verlobung fiel, nicht mehr auf den — Namen seiner Braut besinnen.

* * *

Wir haben mit den zuletzt gemachten Angaben dem chronologischen Bericht über Karolinens Leben vorgegriffen, in welchem die Beziehungen zu Jean Paul doch nur eine Episode, wenn auch die wichtigste, bedeuten.

Wohl noch im Jahre 1800 war Karoline als Hofdame in Hildburghausen fest angestellt worden. „Sie lebt nun", schreibt damals ihr Bruder Heinrich, „am Hofe in einer honetten Pauvreté, wo sie freilich mehr bewundert und

bedauert als geliebt wird." Die Bibliothek des Bayerischen Nationalmuseums in München besitzt ein kleines Tagebuch Karolinens mit pädagogischen Aufzeichnungen über die drei Hildburghäuser Prinzessinnen, Charlotte (1787 bis 1848), Therese (1792—1854) und Luise (1794—1825), vom 26. Oktober bis 8. November — das Jahr ist nicht angegeben; da die Prinzessinnen damals aber offenbar noch ziemlich jung waren, muß es um die Jahrhundertwende entstanden sein. Einige lose Tagebuchblätter ihres Nachlasses schildern die Festlichkeiten, die im September 1802 zu Ehren des Hildburghäuser Herzogspaares in Königsberg in Franken stattfanden[20]), u. a. einen Besuch bei dem bekannten „letzten Ritter" Christian Freiherrn Truchseß von Wetzhausen (1755—1826) auf der Bettenburg, mit dem Karoline seitdem in freundschaftlicher Verbindung blieb. Das erste vollständig erhaltene Tagebuch beginnt am 1. August 1804. Karoline war damals Gesellschaftsdame der siebzehnjährigen Prinzessin Charlotte. Ihr Hauptinteresse galt einem gewissen „Karl", mit dem sie in einem durch ihren Bruder Ernst vermittelten lebhaften Briefwechsel stand. Man erhält den Eindruck eines leidenschaftlichen Liebesverhältnisses; aus einigen Angaben geht jedoch mit Sicherheit hervor, daß der Korrespondent kein andrer war als Karolinens ältester Halbbruder, Karl Friedrich Ferdinand von Feuchtersleben (1752 bis ca. 1830), ein damals schon zweiundfünfzigjähriger Oberstleutnant, der Ende 1804 zum Kommandanten der Festung Kufstein ernannt wurde. Dieser war es auch, auf dessen Veranlassung Karoline, wie oben erwähnt, die Briefe Jean Pauls vernichtet hatte, eine Übereilung, die sie bald bitter bereute. Sie deutet gelegentlich im Tagebuch an, daß sie sich die über die Grenze

der Geschwisterliebe offenbar hinausgehende Zärtlichkeit Karls nur im Interesse ihrer Mutter gefallen lasse, die vermutlich von dem Stiefsohn unterstützt wurde. Eine von keiner Leidenschaft getrübte Freundschaft verband Karoline mit einem gewissen E., wahrscheinlich dem Hofrat August Engelhardt aus Ansbach, dem Erzieher des Erbprinzen Joseph.[21]) Außerdem stand sie in freundschaftlichem Briefwechsel mit dem Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz, dem Bruder der Herzogin Charlotte, der häufig am Hof zu Besuch war und ihr Auszüge aus seinen Reisejournalen und dichterischen Arbeiten mitteilte.

Im Juni 1805, gelegentlich eines Besuchs des preußischen Königspaares in Hildburghausen, wurde die älteste Prinzessin, Charlotte, mit dem Prinzen Paul von Württemberg (1785—1852), dem jüngeren Sohne des Kurfürsten (späteren Königs) Friedrich, verlobt. Die diplomatischen Verhandlungen darüber wurden durch den gothaischen Etatsminister Hans Wilhelm von Thümmel (1744—1824) eingeleitet. Karoline lernte bei dieser Gelegenheit auch dessen Bruder, den bekannten Dichter Moritz August von Thümmel, kennen, dem sie ihr Tagebuch vorlegte und auf seine Bitte die Erlaubnis gab, zwei Stücke daraus — Charakteristiken seines Bruders und des Prinzen Paul — in dem „Journal für Damen" zu veröffentlichen. Noch mit einem andern Herrn des gothaischen Gefolges schloß Karoline damals enge Freundschaft; er erscheint fortan in ihrem Tagebuch unter dem Namen Theodor als ihr stets ergebener, anhänglicher, treuester Freund. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Herrn von Wangenheim.

Am 12. Juli 1805 starb Karolinens Mutter. Durch die

lange, anstrengende Pflege der Kranken und den Kummer war Karolinens Gesundheit so angegriffen, daß sie sich einen einmonatigen Badeaufenthalt gönnen mußte. Aus den letzten Monaten dieses Jahres sind keine Aufzeichnungen vorhanden; in diese Zeit fiel die Hochzeit der Prinzessin Charlotte, die am 28. September 1805 in Ludwigsburg gerade unter dem Einrücken der Franzosen gefeiert wurde. Wahrscheinlich hat Karoline daran teilgenommen. Zu Beginn des zweiten Tagebuchs, Neujahr 1806, finden wir Karoline als Hofdame der nunmehrigen Prinzessin Paul an dem soeben königlich gewordenen Stuttgarter Hofe, wo bald darauf (18.—20. Januar) zu Ehren der Anwesenheit Napoleons und Josephinens glänzende Festlichkeiten stattfanden. Karoline fühlte sich anfangs vereinsamt. Am 28. Januar schreibt sie:

Ich finde keinen Geist, wie er aus E—s Freundschaft zu mir sprach; keine Liebe, wie Carl sie mir gab; und kein Herz, wie es in Theodors Brust schlägt — Wo solt' ich ein Wesen wieder finden, das dies alles vereint wie J[ean] P[aul]?

Das seltsame Verhältnis zu Karl scheint nach dem Tode der Mutter sich gelöst zu haben. Aber bald gewann ihr eine Persönlichkeit ihrer neuen Umgebung ein Interesse ab, das unversehens in Liebe überging. Das Tagebuch nennt ihn nur „den guten Menschen", später wohl auch „Aimé". Aus gelegentlichen Angaben läßt sich feststellen, daß es sich um den Generalintendanten, Vizepräsidenten des Kriegsministeriums und Kommandeur der Artillerie August Friedrich von Camrer (oder Cammerer) handelte, der im Juli 1807 vom König von Württemberg in den Freiherrnstand erhoben wurde und 1829 zu Rottenburg als Feldzeugmeister starb. Er scheint Karolinens Neigung

nicht erwidert zu haben. Im März 1808 traf sie die schmerzliche Nachricht von seiner bevorstehenden Verehelichung mit einem Fräulein von L—. Inzwischen hatte aber bereits ein anderes delikateres Verhältnis sich in ihr Herz eingedrängt.

Die Ehe der Prinzessin Charlotte mit dem Prinzen Paul — im Tagebuch werden sie mit den Decknamen Louise und Charles bezeichnet — war von Anfang an nicht glücklich. Extratouren des Prinzen verursachten bald Zwistigkeiten, bei denen Karoline zunächst entschieden für ihre Herrin Partei nahm. Die erste Entbindung der Prinzessin im Januar 1807, zu welcher der Hildburghäuser Hof nach Stuttgart kam, führte nur vorübergehend zu einer Versöhnung. Prinz Paul von Württemberg — nicht zu verwechseln mit dem bekannten Reisenden gleichen Namens — war eine jener problematischen Naturen, an denen gerade die damaligen Fürstenhäuser so reich waren. Anstelle der idealisierenden blassen Charakteristik, die Karolinens Tagebuch von ihm entwirft, sei hier angeführt, wie ihn der Kriminalist Feuerbach, der ihn 1815 in Karlsbad kennen lernte, geschildert hat: „Belesen, geistreich, gewaltige Redegabe, glühendes Feuer des Ehrgeizes, durch zurückgehaltene Befriedigung genährt. Daher Unmut, wilde Leidenschaft gegen alle regierenden Häuser. Freche Offenheit; Revolutionsgrundsätze unverhohlen geäußert. An Charakter und Sitten ein Orleans Égalité. Ein imponierendes Äußere, hoher kräftiger Wuchs, großes, geistvolles, zuweilen starres oder in wilder Irre hin- und herblickendes Auge.“ [22]) Durch seinen leidenschaftlichen Haß gegen Napoleon war der Prinz mit seinem despotischen Vater zerfallen. Im Jahre 1806 desertierte er ins preußische Lager [23]), wurde aber zurückgeholt und auf Schloß

Comburg im nördlichen Württemberg interniert, wohin am 4. März 1807 auch die Prinzessin und Karoline übersiedelten. Die Untätigkeit, zu der sich Prinz Paul hier verdammt sah, wirkte höchst ungünstig auf sein Wesen; u. a. begann er, wohl mehr aus Langerweile als aus tieferer Leidenschaft, sich für die Hofdame seiner Gemahlin mehr zu interessieren, als gut war. Es kam so weit, daß er sie gelegentlich eines kleinen Festspiels, das Karoline zum zwanzigsten Geburtstag der Prinzessin (17. Juni 1807) verfaßt hatte, auf ihrem Zimmer aufsuchte und stürmisch umarmte. Sie wies ihn zurück, jedoch vielleicht nicht ganz mit der Entschiedenheit, die erforderlich gewesen wäre. Ihre Gefühle ihm gegenüber waren geteilt, wie am deutlichsten folgende Sätze zeigen, die sie an seinem Geburtstage, dem 19. Januar 1808, ihrem Tagebuch anvertraute:

O glücklich-unglückseliger Tag! wo die Natur das Vollkommenste und das Unvollkommenste erschuf und zusammenkettete in Ein Wesen. Ein Wesen voll Liebenswürdigkeit und voll Mängel. Das Hohe und Große in diesem Einen strebt mächtig stets zu dem Höchsten empor; während das Niedere ihn zu dem Niedrigsten ziehet — Und mich wirft das Schicksal in dessen Nähe — und ich muß das Hohe lieben, und muß das Niedere dulden und verzeihen, um das Hohe zu schonen und zu pflegen.

Bezeichnend ist auch, daß Karoline jetzt geneigt war, über die Prinzessin (die am 21. Februar 1808 zum zweitenmal Mutter wurde) ziemlich abfällig zu urteilen. Doch vergaß sie natürlich niemals, was sie ihrer Herrin und sich selber schuldig war. Aber schon hatte sich der Hofklatsch der Angelegenheit bemächtigt. Karoline geriet in den Verdacht, mit dem Prinzen heimlich zu korrespondieren. Sie bat um ihre Entlassung, ließ sich aber

durch die heftigen Bitten des Prinzen, denen sich auch — obzwar weniger dringend — die Prinzessin anschloß, nach langen Kämpfen zum Bleiben bewegen. Doch es war zu spät; der Hofmarschall, Herr von B. (Biesenrodt), dem sie sich anvertraut hatte, hatte bereits ohne ihr Wissen und Wollen ihre Absicht, zu gehen, nach Stuttgart gemeldet. Es blieb ihr nun nichts anderes übrig, als ein offizielles Entlassungsgesuch an den König Friedrich zu richten, das am 10. Mai 1808 kurzerhand bewilligt wurde. Nach langem, tränenreichem Abschied verließ sie am 17. Mai Schloß Comburg und kehrte nach kurzem Aufenthalte bei ihrem Würzburger Onkel am 25. Mai nach Hildburghausen zurück, wo man sie am Hofe wieder freundlich aufnahm, ihr also an dem Vorgefallenen offenbar keine Schuld beimaß. Sie konnte sogar den Versuch wagen, die Herzogin Charlotte, die auf ihren Schwiegersohn Paul sehr schlecht zu sprechen war, zu dessen Gunsten umzustimmen, was ihr allerdings nicht gelang.

Am 12. Juni 1808 begleitete Karoline die Herzogin und deren Bruder, den Erbprinzen Georg von Mecklenburg, ins Bad Liebenstein, wo sie während eines zweimonatigen Aufenthalts u. a. mit dem damals schon todkranken Kunstschriftsteller Fernow und dessen Gönnerin, Adele Schopenhauer, verkehrte. Von einem sich daran anschließenden Aufenthalt in Seidingstadt wurde die Herzogin Ende September plötzlich zu dem Erfurter Fürstenkongreß abgerufen. Karoline bildete sich in ihrer Überspanntheit allen Ernstes ein, bei dieser Gelegenheit für den Prinzen Paul etwas ausrichten zu können. „Karoline, handle mit Römersinn!" ruft sie sich selber im Tagebuch zu. Auf der Hinfahrt beschwört sie die Herzogin, den Kaiser (Napoleon) zu bitten, er solle den König von

Württemberg bestimmen, den Prinzen durch irgendeine Anstellung in Tätigkeit zu setzen, da längerer Müßiggang dessen sichrer Untergang sein werde. So selbstverständlich erschien es damals, in allen deutschen Schwierigkeiten von dem Korsen das Heil zu erwarten! Natürlich kam es nicht einmal dazu, ihm die Angelegenheit auch nur vorzutragen. Man traf am Abend des 1. Oktober in Erfurt ein und nahm bei der Schwester der Herzogin, der Fürstin von Thurn und Taxis, Quartier. An den folgenden Abenden wohnte Karoline im Gefolge der Herzogin den berühmten französischen Theateraufführungen „vor einem Parterre von Königen“ bei, am 4. Oktober einem Diner bei dem Minister Champagny. Sie kam mit vielen Fürstlichkeiten in Berührung, z. B. mit den Erbprinzen von Weimar und Mecklenburg-Schwerin, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Herzog von Gotha. Am 3. Oktober stattete Kaiser Alexander der Herzogin einen Besuch ab, am folgenden Tage diese dem soeben erst eingetroffenen König von Württemberg, den man aber verfehlte, womit Karolinens letzte Hoffnung vereitelt wurde.[24]) Am 5. Oktober erfolgte die Abreise nach Weimar; unterwegs wurde das Schlachtfeld von Auerstädt besucht.

Den Winter 1808 auf 1809 verbrachte Karoline als Begleiterin der Herzogin bei deren Vater in Strelitz. Im nächsten Winter erfolgte in Hildburghausen die Verlobung der zweiten Tochter der Herzogin, der siebzehnjährigen Therese, mit dem Kronprinzen (späteren König) Ludwig von Bayern. Karoline hat dieses Ereignis aus nächster Nähe miterlebt, und ihre Aufzeichnungen darüber verdienen vollständig mitgeteilt zu werden, zumal die bisherigen Biographen Ludwigs von den interessanten

Begleitumständen der Verlobung nichts zu wissen scheinen.

Am 21ten (Dez. 1809).

Es wurde diesen Abend ein Graf von Helfenstein am Hofe angesagt — Niemand kennt ihn — jederman wolte ihn errathen, dennoch blieb er uns fremd — Nur die Zeitungen, welche die Reise eines Grafen von Helfenstein durch Bamberg verkündet hatten, geben Vermuthungen.

22ten

Heut ist der Graf, und seine 3 Gefährten am Hofe. — Er gefält mir wenig — die beyden Herrn kaum mehr. Einen ausgenommen, der fein — klug — schlau — aussiehet.

23 ten

Er scheint Therese scharf zu beobachten — Wir thun Gleiches gegen ihn — wohl läßt sich ahnden wo das hinaus wil —

Am 23ten

war Ball — er tanzte gern mit Therese, und sprach dann lange mit der Mutter — Endlich ging ihm das Herz über, er sprach seinen Wunsch stokkend aus, und bat die Mutter mit J —[25]) zu sprechen über seine Absichten.

Dies geschah heute

am 24ten.

Aber die Mutter ist außer sich über eine Bedingung[26]), die seinem Wunsche zu Grunde liegt — Sie ist nicht auszusprechen, sie ist nicht zu erfüllen. Welch ein Kampf für die Mutter — welch eine Prüfung für Therese! —

Am 25ten.

Heut ist er wieder abgereist — wie wird das Ende seyn — er wil von seiner Bedingung nicht weichen — man kan ihr nicht nachgeben.

Am 27ten.

Heut komt ein Brief vom Bruder der Mutter[27]) — er wil Therese für sich wählen — doch kan er jezt noch nicht entscheiden — Was ist hier zu thun?

Er wil, man sol Therese selbst wählen laßen zwischen ihm und L—. Wie unglüklich für das junge Wesen! Die Mutter ist außer sich in diesen Zweifeln und Kämpfen — Es betrift

das Glük, das Schiksal dreyer Menschen! Und schwer und bedeutungsvoll ist die Wahl! Wer kan hier richten? wer rathen? wie wählen?

Am 31 ten.

Bis Mitternacht schrieb ich heut an den Bruder der Mutter — er mus schweigen, bis Therese so — oder so für L— entschieden hat. Ach es ist eine schwere Aufgabe für ihn ein liebendes Herz zum Schweigen zu bringen, einer Wahl zu entsagen — eine Geliebte aufzuopfern, ohne daß sie je unser Opfer erfahre. — Es ist sehr viel, sehr schwer! Wie wird er antworten? Wie wird es werden? —

Am 6ten (Jan. 1810)

kam die Antwort auf meinen Brief vom 31 ten. Der Bruder trit schweigend zurük — Therese sol nichts davon erfahren. Sein Brief ist ein Kampf der Grosmuth und der Liebe — doch ohne Leidenschaft.

Von L— kommen oft Briefe, er wil Entscheidung — Therese mus nun Alles erfahren — seine Liebe, seine Forderung — —

Am 12 ten.

Ich habe nicht Zeit, nicht Ruhe genug diese wichtigen Stunden und Tage aufzuzeichnen — in meinem Herzen stehen sie unauslöschlich wie in meinem Gedächtnis. Morgen geht W —[28]) zu L— um ihm Theresens Antwort zu bringen — Welche Kämpfe, welche tiefe Empfindung, welche Anstrengung, welche Theilnahme hab' ich empfunden, hab' ich erlebt.

Das junge Herz stüzt mit Vertrauen sich auf mich — wie vieles must' ich vergeßen, um frey für sie zu sprechen — wie vieles must' ich ihr sagen, um sie stark zu machen, selbst für die schwerste Prüfung. Ihr Lehrer, ihre Erzieherin theilten diese Arbeit, diese Gefühle. Die Entscheidung ist nun, mit dem abgeschikten Briefe gegeben — Wird er nachgeben, und seiner Forderung entsagen, die ihrem Karakter entgegen ist? —

Und der gute George — wie wird er harren und beben, bis er Gewisheit hat, seines Schiksals.

L— ist mir nicht so lieb — ich tadle Manches an ihm, wegen seiner Handlungsweise [?] — besonders gegen Therese — sie soll ihr Herz frey erhalten — bis er es verdient.

Am 5ten Februar.

Welch eine lange Zeit für soviel Ungewisheit — W — hat oft geschrieben, doch konte er nichts Entscheidendes sagen über L—'s Entschluß — Dieser wolte Theresen nicht antworten, bis J— aus Paris zurük sey, wohin er ihn geschikt ....

Diesen Abend kam W— zurük, noch hab' ich ihn nicht allein gesprochen — er scheint wenig Hofnung für unsre Wünsche wegen Therese zu haben.

Am 9ten.

Während dieser Tage hat W— mir viel, fast alles über L— erzählt. Die Hofnung, daß er nachgeben könne, wird schwankend — doch geb' ich sie noch nicht auf. Nur Therese schmeichle ich mit keiner Hofnung; schon seit jenem Tage, wo sie den entscheidenden Brief geschrieben — stelte ich ihr die Sache als verloren dar. Ihr Herz mus frey bleiben, damit ihr Kopf nicht schwanke.

Dies gelingt auch — sie ist ruhig — und resignirt — obgleich die junge Seele nicht ahnet, daß sie wieder gewinnen könnte, was sie jezt verliert. Sie ahnet G—'s Wünsche nicht. Glükliche Unwißenheit —!

Seit 4 Stunden ist L— hier — Er trat in's Zimmer, Niemand ahnete es, Niemand traut seinen eignen Augen. „Hier bin ich!" rief er, und nur seine Stimme überzeugete uns endlich, daß er es wirklich sey.

Therese faßte mich mit einer kalten Hand, und sagte mit glühendem Gesicht: „was wil das werden?" — „Gutes, hoff' ich", gab ich ihr zur Antwort.

Ja dies muß nun gut werden, denn sonst hat L— sehr Schlimmes gethan!

Am 10ten.

L— hatte heut eine lange Unterredung mit der Mutter — Er wil, er kan nicht von seiner Forderung weichen, die Therese nicht erfüllen wil, nicht kan. Und dennoch ist er gekommen? wie unbedacht! wie kühn! Er wird nachgeben — hoffe ich — sobald Therese ihn selbst überzeugt hat, daß sie nicht wanken kan und darf. J— bestürmt die Mutter auf alle Weise.

L— hat heut lange mit mir gesprochen — er gefält mehr, wenn man ihn länger hört — ihn sehend gefält er nicht so.

Am 11 ten.

Heute ist Ball. L— ist noch in Kampf und Streit mit sich. Diesen Nachmittag hatte ich eine lange Unterredung mit L— worum er mich gebeten. — — Ach er hat wohl vieles für sich — doch kan man ihm nicht nachgeben — Es waren 2 schwere Stunden, die ich mit ihm hinbrachte — doch schied er zufrieden, obgleich ich ihm um kein Haar breit in seiner Forderung nachgeben konte. Es war schon 7 Uhr als er mich verlies und ich hatte nur 1/4 Stunde übrig zu meiner Ball Toilette. Auf dem Ball sagte er zu der Herzogin: „an der Frl. Ida ist Hopfen und Malz verloren."

Er sprach nun immer mit mir, wenn er nicht tanzte, und gestand mir endlich, daß ich ihm in den ersten Tagen gar nicht gefallen habe. Jezt sey er aber zufrieden mit mir.

Diese Aufrichtigkeit verdiente eine gleiche und ich gestand ihm daßelbe von mir gegen ihn.

Er ist sehr herzlich — hört fremde Meinung, und Wahrheit gegen ihn — hat warmes Gefühl, für häusliches Glük, für Vaterliebe — hat Sin für Gerechtigkeit — hat kühnen Muth in Gefahren — ist ein guter Wirth. —

Dies ist das Resultat fremder Zeugniße, Erfahrung, Beweise, Beyspiele und eigner Überzeugung, nicht blos seiner eignen Worte.

Am 12 ten

brachte Therese den Vormittag bey mir zu — in Angst, Zittern und Zagen — Sie solte selbst mit J— sprechen. Sie harrte so bis 1 Uhr — endlich schikte die Mutter, sie holen zu laßen. Sie sprach J— nur 1/4 Stunde — er konte sie nicht bereden, — sie wolte nicht wanken. Ihre Antwort war: L— ihre Meinung selbst zu sagen.

Mittags sagte mir L— sogleich, daß er Theresen bey mir sprechen wolle. Nach der Tafel kam Therese zu mir. Ich sprach ihr noch Muth ein, und sie war ziemlich gefaßt auf die angstvolle Stunde. — Er kam. Ich führte sie Beyde in's andre Zimmer — mit den Worten: „sprechen Sie sich gegenseitig aus — es mus nichts im Herzen zurükbleiben, diese Stunde entscheidet über Ihr beyderseitiges Glük."

Wie klopfte mein Herz, bey den Worten Theresens, wie

zitterte ich, bey seinen Bitten — wie oft sprang ich auf, Theresen bey zu stehen, wenn ihr Muth sie zu verlaßen schien — aber ich sezte mich wieder — denn keine fremde Stimme durfte hier sprechen, wo 2 Menschen nur allein über sich selbst entscheiden konten. Mir fiel das Buch aus der Hand, in dem ich zu lesen schien — ich wolte das Licht puzzen und löschte es aus — die zitternden Stimmen der Wemuth zerschnitten mein Herz — ich glaubte es nicht länger ertragen zu können und weinte laut — da hört' ich L—'s Stimme Theresen fragen, ob „Nein" ihr leztes Wort sey — Therese schwieg, und schluchzte — Er stürzte vor mir vorbey zum Zimmer hinaus — Ich trat zu Theresen hinein — sie schwankte auf das Sopha, und sagte zitternd: „wird er wol wegreisen? er ist außer sich?" Ich suchte sie zu beruhigen — mich kont' ich nicht beruhigen, — ich verstand diese Heftigkeit nicht — So blieben wir trauernd [?] $1/4$ Stunde noch auf meinem Zimmer um Theresen Faßung zu geben — wir gingen dann zum Thee. L— kam spät erst nach — mit blaßem zerstörtem Gesicht, einsilbig, aber schweigend — saß er neben Theresen — die nicht den Muth hatte ihn anzusehen — Eine schreckliche Spannung ergriff die ganze Geselschaft — und stieg so auf den höchsten Grad.

Nach der ersten Taße Thee zog L— die Mutter in's Kabinet und sprach hier nur wenig Worte; er bat Theresen noch einmal allein sprechen zu dürfen; Therese kam und bracht' ihm eine Taße Thee — er zog sie neben sich auf das Sopha — die Mutter lies sie allein. — Da fiel er Theresen um den Hals mit den Worten: „ich gebe dir nach, du hast gesiegt, wir müßen glüklich seyn!" Wir waren es alle mit dem liebenden Paar. Ich fand sie Hand in Hand — L— zog mich in ihre Umarmung — meine Thränen fielen auf die verschlungnen Hände, und segneten die verbundnen Herzen.

Am 22 ten

reisete der glükliche Bräutigam ab — von der herzlichsten Theilnahme und Liebe aller geleitet, die ihn näher kennen lernten so wie ich. Er hat gewiß einen herrlichen Karakter und viel erlerntes Wißen, ohne jedoch natürliche glänzende Anlagen zu haben. So scheint es mir, bey längerer Beobachtung, doch ein

treffendes Bild seines Innern zu machen wag' ich noch nicht. Dieser Mensch ist mir zu intereßant, sein Wesen zu wichtig um nicht die strengste Wahrheit über ihn richten zu laßen.

Am 22. März 1810 erschien der Bräutigam noch einmal unvermutet in Hildburghausen. Am 6. Oktober reiste die Braut in Begleitung ihrer Mutter und Karolinens nach München ab. Die Reise ging über Koburg, Lichtenfels, Bamberg, Nürnberg, Regensburg, Landshut, Freising. Sowohl beim Abschied von der alten wie beim Betreten der neuen Heimat wurde die Braut überall jubelnd begrüßt; der Bräutigam war ihr gegen das Zeremoniell ein Stück entgegengereist. Am 12. Oktober, also gerade an Karolinens Geburtstag, fand dann in München unter großer Feierlichkeit die Vermählung statt. Von den sich daran anschließenden Volksfestlichkeiten hat bekanntlich das Oktoberfest seinen Ursprung genommen und die Theresienwiese ihren Namen erhalten. Karoline blieb noch bis zum 26. Oktober in München. Inzwischen hatte ihr leicht entzündliches Herz wieder Feuer gefangen. Der Gegenstand ihrer auch diesmal unerwiderten Neigung war eine Persönlichkeit des bayerischen Hofstaates, wahrscheinlich ein Graf Max von T., vielleicht Tauffkirchen, oder Törring, oder Thurn und Taxis. Er erschien im Dezember mit dem oben erwähnten J[ordan] für einige Tage in Hildburghausen, vermutlich in diplomatischer Mission. Bei einem Gespräch unter vier Augen zwischen Karoline und J. erlaubte sich dieser Zudringlichkeiten; sie stieß ihn zurück und schloß sich nun noch enger an seinen Begleiter an. Nach seiner Abreise kam es zu einem Briefwechsel, der aber von seiner Seite nur lau betrieben wurde und bald einschlief.

Im April 1811 war Karoline mit ihrem Bruder Hein-

rich, der sich nach zwölfjähriger Liebe endlich mit ihrer Freundin und Kollegin, der Hofdame Sophie von Kospoth, verlobt hatte, eine Woche bei ihrem oben genannten Freunde Theodor und dessen Gattin in Gotha zu Besuch. Karoline erschien auch bei Hofe, wo sie sich außer mit dem regierenden Herzog August, den sie von früher her kannte, namentlich mit dessen Bruder Friedrich, der lange in Italien gewesen war, unterhielt. Im November reiste das Hildburghäuser Herzogspaar anläßlich der ersten Entbindung seiner Tochter noch einmal nach München. Karoline sah hier den Geliebten wieder, mußte aber bald jede Hoffnung auf Gegenliebe zu Grabe tragen. Bei dieser Gelegenheit machte sie auch die Bekanntschaft Alexanders von Humboldt.

Im Oktober 1812 wurde Karoline zu ihrem sterbenden Onkel nach Würzburg gerufen, der mit mehr als oheimlicher Liebe an ihr hing. Auf der Hinreise hatte sie eine zufällige Begegnung mit dem — vermutlich württembergischen — Kronprinzen.

Das letzte erhaltene Tagebuch vom Winter 1812 auf 1813 berichtet von der Krankheit ihres Bruders Heinrich (er starb am 27. März 1813), von der Verlobung der dritten Hildburghäuser Prinzessin, Luise, mit dem Herzog Wilhelm von Nassau und von Karolinens Freundschaft mit einem gewissen G., der ihr anvertraute, daß er mit einem ungeliebten Mädchen verlobt sei. Wahrscheinlich handelt es sich hier schon um ihren späteren Gatten. Auf losen Blättern finden sich noch Aufzeichnungen über die Festtage anläßlich der Vermählung der Prinzessin Luise (24. Juni bis 15. Juli 1813), aus der Trauerzeit nach dem Tode der Herzogin Charlotte (14. Mai bis

12. Juni 1818), endlich von einer Reise nach Dresden im September 1818.

Am 30. Mai 1817 wurde die zweiundvierzigjährige Karoline von ihrem einstigen Lehrer Kühner in Eishausen mit dem vier Jahre jüngeren Kammerherrn und Prinzenerzieher Karl Christoph von Grundherr von Altenthann getraut. Das Glück der Mutterschaft blieb ihr versagt. Sie adoptierte aber eine Nichte ihres Mannes, Marianne Karoline (Lina) von Grundherr, die sich 1835 mit Karl Ludwig Friedrich von Hinckeldey, dem späteren Polizeipräsidenten von Berlin (1856 im Duell gefallen), vermählte. Zum Hofe blieb sie auch nach ihrer Verheiratung in naher Beziehung. Sie erwarb sich große Verdienste um das Wohltätigkeitswesen und wurde Ehrendame des bayerischen Theresienordens. Am 5. Mai 1831 verlor sie ihren Gatten. Sie selbst ist am 7. Juni 1842 im achtundsechzigsten Lebensjahre in Liegnitz gestorben.

Die Persönlichkeit Karolinens ist, wie ich hoffe, durch die vorstehende Darstellung ihres Lebenslaufs und die mitgeteilten Dokumente aus ihrer Feder bereits deutlich genug umrissen, so daß hierüber nur noch wenige Schlußworte gesagt werden mögen. Zweifellos kann sie nicht unter die bedeutenden Frauen ihrer Zeit gerechnet werden; dazu fehlt es ihr vor allem an Originalität. Ebenso gewiß aber war sie an Geist, Gemüt, Charakter und Bildung dem Durchschnitt ihrer Zeitgenossinnen überlegen. In ihrer Sentimentalität, Überspanntheit und Schwärmerei war sie ein echtes Kind ihrer Zeit. Aber sie besaß als Gegengewicht offenbar wahre Charakterfestigkeit und Aufopferungsfähigkeit. Ihre Stellung als Hofdame verrät sich in einer gewissen konventionellen Glätte, einer manchmal fast gouvernantenhaft anmutenden Nei-

gung zum Feierlichen und Pathetischen. Wenn in ihren Beziehungen zum männlichen Geschlecht die Initiative auch meist auf ihrer Seite lag, so hat sie doch ihrer weiblichen Würde nie etwas vergeben. Mögen „schöne Seelen" wie Karoline heute nicht mehr nach jedermanns Geschmack sein, so sollte man doch nie vergessen, daß sie die notwendige Begleiterscheinung, ja in gewissem Sinne die Voraussetzung unsrer klassischen und romantischen Blüteperiode gewesen sind.

ANMERKUNGEN

1) Die letzteren sind veröffentlicht von Franz Ilwof im Euphorion, Bd. 11 (1904), S. 498 ff.

2) Der Briefwechsel ist unvollständig und ungenau veröffentlicht von Ernst Förster im zweiten Bande der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. F. Richter", München 1863; Karolinens Briefe sorgfältiger von Nerrlich in den Akademischen Blättern, hg. von O. Sievers, Braunschweig 1884, S. 471 ff.

3) Der wahrscheinlich von Julian Schmidt verfaßte Aufsatz „Karoline von Feuchtersleben, eine Episode aus dem Leben Jean Pauls" in den Grenzboten, 18. Jhrg. (1859), 2. Bd., S. 370 ff., ist nur eine Zusammenstellung der damals bereits bekannt gewordenen Stellen aus Briefen Jean Pauls, Herders usw. Einige Angaben entnehme ich der „Chronik der Stadt Hildburghausen" von Dr. Arnim Human, Neue Ausgabe, Hildburghausen 1908—12. Die genauen Angaben über die Familie von Feuchtersleben verdanke ich der gütigen Mitteilung des Herrn Oberpfarrers Michael in Hildburghausen; die betreffenden Angaben in Humans Schrift „Die Adelsgeschlechter des Herzogtums Sachsen-Meinigen", Hildburghausen 1915, S. 725 f., sind unzulänglich.

4) Die unsichtbare Loge (Mumien), 2. Tl., S. 339 der Erstausgabe.

5) Human, Chronik von Hildburghausen, S. 427.

6) Bekannt durch Rückerts Idylle „Rodach".

7) Hermine heißt in den „Palingenesien" (1798) und in „Jean Pauls Briefen und bevorstehendem Lebenslauf" (1799) Jean Pauls

Gattin. Viktor heißt der Held des „Hesperus", den Karoline mit J. P. identifiziert.

[8]) Das zugrunde liegende, zuerst in Schillers Musenalmanach auf 1798 erschienene, nicht von Matthisson, sondern von Johann Friedrich Cordes (1759—1807) herrührende, von andern vielfach veränderte und vermehrte Gedicht lautet:

Lebewohl.

Lebe wohl, vergiß mein nicht,
Schenke mir dein Angedenken,
Liebe darfst du mir nicht schenken,
Ach, das Schicksal will es nicht!

Lebe wohl, vergiß mein nicht,
Ewig teuer meinem Herzen
Denk' ich dein mit süßen Schmerzen,
Bis das Aug' im Tode bricht.

Lebe wohl, vergiß mein nicht,
Wenn wir endlich ausgeweinet,
Ausgelitten, dann erscheinet
Glück uns dort in höherm Licht.

[9]) In den „Palingenesien" ist der Wortlaut etwas anders.

[10]) „Aus Herders Nachlaß", hg. von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder, 1. Bd., Frankfurt a. M. 1856, S. 308.

[11]) Darunter steht von der Hand von Jean Pauls späterer Gattin: „Einziges Billet, was sich von Herder vorfindet."

[12]) Aus Herders Nachlaß, 1. Bd., S. 261.

[13]) dringend Hs.

[14]) Eine Lieblingswendung Jean Pauls.

[15]) Damals traf die Dichterin Amalie von Imhoff in Tiefurt mit Karoline von Feuchtersleben zusammen und schreibt über sie in ihrem Tagebuch (18. Juli 1802): „Es ist ein exzentrisches Geschöpf, die mit vielleicht viel Geist ebenso viel Ziererei und falschen Verstand hat ... Sie machte unsern alten Wieland ganz böse, als sie ihm die größten Schmeicheleien sagte ... Als sie fort war,

lachten wir herzlich über die verkünstelte Erscheinung." Vgl. Henriette von Bissing, Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff, Berlin 1889, S. 79.

[16]) Magdalene von Wolzogen, Oberhofmeisterin (1744—1806).

[17]) Wahrscheinlich Knebel, der im nahen Ilmenau lebte und mit Jean Paul befreundet war.

[18]) Wie später noch zu erwähnen sein wird, hatte sie Richters Briefe bereits damals vernichtet. Die mir von den Nachkommen erteilte Auskunft ist also vermutlich dahin zu berichtigen, daß nach ihrem Tode nicht Jean Pauls Briefe an sie, sondern die ihrigen an Jean Paul, die sie ja größtenteils zurückerhalten hatte, vernichtet wurden.

[19]) Eigentlich am 21. März; aber Jean Paul feierte ihn an Frühlings Anfang, also meist schon einen Tag vorher.

[20]) Vgl. Human a. a. O. S. 466.

[21]) Vgl. Human S. 299 und 410; Akademische Blätter S. 484; Jean Paul an Otto, 10. Okt. 1799.

[22]) „Anselm Ritter von Feuerbachs Leben und Wirken", Leipzig 1852, 1. Bd., S. 294.

[23]) Vgl. die Memoiren Ludwigs von Wolzogen, Leipzig 1851, S. 36.

[24]) Über die späteren Schicksale des Prinzen Paul konnte ich aus andern Quellen folgendes ermitteln: Als 1814 seine Gemahlin, die ihm vier Kinder geboren hatte, von einem Besuch bei ihren Eltern in Hildburghausen zurückkehrte, erhielt der immer noch internierte Prinz die Erlaubnis, ihr bis Bamberg entgegen zu reisen. Er benutzte die Gelegenheit zur Flucht, reiste bei Nacht und Nebel bis zur russischen Grenze, und als er hier abgewiesen wurde, nach Paris. Seine Gattin, die er von seiner Absicht nicht verständigt hatte, folgte ihm, kehrte aber bald nach bittern Erfahrungen und Kränkungen in ihr elterliches Haus zurück. Eine offizielle Scheidung ließ der König von Württemberg nicht zu. Die Prinzessin starb am 12. Dezember 1847 in Bamberg, der Prinz am 16. April 1852 halb verkommen in Paris; er soll vierzehn Tage vor seinem Tode katholisch geworden sein. Vgl. Vehse, Geschichte der deutschen Höfe, 26. Bd., S. 86, und C. Kühner, Dichter, Patriarch und Ritter, Frankfurt a. M. 1869, S. 170.

[25]) Wilhelm von Jordan, Oberst und Flügeladjutant. (Nach freundlicher Ermittelung des Geh. Hausarchivs in München.)

[26]) Jedenfalls Theresens Übertritt zum Katholizismus.

[27]) Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, Theresens Onkel, damals dreißig Jahre alt.

[28]) Der Oberhofmarschall Karl von Waldschmidt (1764—1839).

ANTON KIPPENBERG

GOETHE UND GOETZ

Im „Weimarischen Wochenblatt" vom 11. Januar 1820 erschien folgende Ankündigung:

Subscriptions-Anzeige. Gallerie merkwürdiger und interessanter origineller und komischer Menschen der Grosherzogl. Residenz-Stadt Weimar, treu nach dem Leben dargestellt, gezeichnet und gestochen von Theodor Götz.

Der erste Heft besteht aus folgenden 6 Abbildungen, als:

Taf. 1 Die Bambergin.
„ 2 Die Kummerfeld.
„ 3 Der Hofjäger Hauptmann.
„ 4 Der Kellerey-Verw. Christiani.
„ 5 Der Rathsdiener Waldmann.
„ 6 Der alte Tambour Rippler.

Jedes Blatt enthält eine Figur in groß 8, genau charakteristisch dargestellt und portraitirt. Diese 6 Blatt auf feinem Velinpapier, sauber colorirt und in einem farbigen Umschlag machen einen Heft. Der Subscriptions Preis ist 2 Kpfst. Bis zu Anfang des Monats März ist der erste Heft fertig, und von jetzt bis dahin kann man darauf subscribiren. Der zweite Heft erscheint zu Ostern. Man wende sich unmittelbar an Unterzeichneten.

Weimar den 11. Jan. 1820.

Theodor Götz, Kupferstecher.

Diese Ankündigung scheint in Weimar, insonderheit wohl bei den zumeist noch am Leben befindlichen Personen, die im ersten Heft der Goetzischen Sammlung dargestellt werden sollten und gewiß fürchteten, dadurch öffentlich herabgesetzt zu werden, Erregung hervorgerufen zu haben, denn Goetz sah sich veranlaßt, in die Nummer vom 1. Februar folgende sorgsam umkleidete Berichtigung einzurücken:

Zur Erwiederung auf mehrere Anfragen an mich, ob das von mir angekündigte Unternehmen „Gallerie merkwürdiger und interessanter Menschen etc.", ein Werkchen sei, was durch mehrere Hefte fortgesetzt werden würde, dienet hiermit zur Nachricht, daß es allerdings eine ganze Suite von Heften, jeder mit sechs collorirten Kupfern, enthalten wird. Das Erscheinen eines jeden Heftes ist an keine Zeit gebunden, so wie meine übrigen Geschäfte es gestatten, wird ein neuer Heft erscheinen. Auch sind diese Blätter (um jede irrige Meinung zu benehmen) weder Carricaturen noch lächerlich dargestellte Gegenstände. Jede Figur ist so dargestellt, wie sie im gemeinen Leben erschien und erscheint. Mancher wird beim Erblicken ihm noch wohl bekannter Menschen, lang verflossener Zeiten, sich mit Vergnügen fröhlich durchlebter Jugendjahre erinnern; mancher einen Mann finden, den er so gern noch nach dem Leben im Bilde zu besitzen wünschte, um selbigen ein Plätzchen unter Glas und Rahmen in seinem Wohnzimmer zu gönnen. Bei der Zusammenstellung der Gegenstände findet kein Rang und Stand statt, diesen mögen die Besitzer der Blätter ihnen nachher ertheilen...

Weimar, den 1. Februar 1820.

Theod. Götz.

Diese Berichtigung indessen scheint nicht genügt zu haben, um die Wogen zu glätten, und so sah sich Goethe, vielleicht auf Grund an ihn ergangener Beschwerden, veranlaßt, seinen Donnerkeil zu schleudern. Folgendes Schreiben, dessen Original sich in meiner Sammlung befindet, erging an „Den Unternehmer der Großherzogl. Sächs. Lithographischen Anstalt. Müller. Dahier":

In dem Wochenblatt No: 3 d. Jahrs, ist eine Subscriptions-Anzeige enthalten:

„Gallerie merkwürdiger und interessanter origineller und komischer Menschen der großhrzl. Residenz-Stadt Weimar, treu nach dem Leben dargestellt, gezeichnet und gestochen von Theodor Götz."

Da man nicht wissen kann wohin ein solches Unternehmen in der Folge führen möchte so hat unterzeichnete Behörde beschlossen in Ihrem Bereich dergleichen keineswegs zu dulden.

Der Unternehmer der Großherzogl. S. Lithographischen Anstalt L. Müller wird deshalb hiedurch aufmerksam gemacht und ihm ausdrücklich verboten keine dergleichen auf irgend eine Persönlichkeit hindeutenden Bilder noch irgend eine Art von Spott- und Zerrbild zu lithographiren noch in seiner Offizin abdrucken zu lassen, auch wenn ihm dergleichen angeboten würde solches von der Hand zu weisen und sich durch gegenwärtige Verordnung zu legitimiren.

Weimar d. 8. Februar 1820.

Großherzogl. S. Ober-Aufsicht über
alle unmittelbare Anstalten für Wissenschaft
und Kunst.
[eigenhändig:] J. W. v. Goethe.



Theodor Goetz: Caroline Kummerfeld



Theodor Goetz: Nachtwächter Simon



Theodor Goetz: Briefträger Jacob



Theodor Goetz: Tambour Rüppler

Die Lithographische Anstalt war auf Veranlassung Carl Augusts im Jahre zuvor, 1819, begründet und mit einer staatlichen Subvention ausgestattet worden. Die Leitung lag in den Händen Franz Heinrich Müllers, der die Lithographie in München erlernt und zwei Steindruckpressen von dort mitgebracht hatte. Die spezielle Aufsicht über die junge Anstalt wurde der „Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst", also Goethe übertragen, der dem Müller in einem Schreiben vom 5. Oktober 1819 hievon Kenntnis gab: „Wie man denn von dem Vorsteher erwartet, daß er die bedeutendsten Arbeiten, von Zeit zu Zeit, einreiche, damit man von seiner Thätigkeit sowohl bei Serenissimo, als beim Publikum vortheilhaftes Zeugniß ablegen könne." Als erstes Erzeugnis der Anstalt erschien, mit einem Geleitwort von Goethe, das erste Heft der „Weimarischen Pinakothek". Über ihre weiteren Schicksale zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Bereits vor einem Jahrzehnt nach ihrer Gründung ging sie, als Müller früh starb, wieder ein; Goethe hat so wenig Freude daran erlebt wie einst am Ilmenauer Bergwerk.

Da Goetz einige Jahre später ein großes Werk für die Lithographische Anstalt herstellte, so ist es wohl möglich, daß er jetzt schon dort mit der neu nach Weimar verpflanzten Kunst sich lernend beschäftigte. Aber in seiner Anzeige stand, daß die Blätter gestochen werden sollten. So ist es nicht recht erfindlich, warum Goethe — wenn man nicht annehmen will, daß er die Anzeige gar nicht gelesen und sich auf mündlich ihm vorgetragene Beschwerden gestützt hat, — seinen Erlaß an Müller richtete, und man möchte vermuten, daß er, der geschworene Feind aller Karikaturen und Parodien, irgendwie seinem

Unmut hat Luft machen wollen. Und er tat es dort, wohin seine Ingerenz reichte.

Aber Goetz, der von diesem Schritt des Allmächtigen gewiß erfuhr, kümmerte sich nicht darum und ließ, wohl schon des Broterwerbes wegen, die zwei angekündigten Hefte erscheinen. Die Original-Aquarelle kamen auch in Goethes Hand. Dessen Tagebuch vermerkt am 27. Februar 1821: „Goetz Original-Handzeichnungen interessanter und merkwürdiger Personen Weimars."

Die „Gallerie merkwürdiger und intreßanter Menschen" erschien in zwei Heften mit aufgeklebtem Titelschild ohne den Namen des Künstlers. Jedes Heft enthielt sechs Blätter, von denen nur eines, das erste des ersten Heftes, das die Bamberg vorstellt, signiert ist: Theod. Goetz del. et sc. 1820. Nur dieses Blatt trägt auch eine gestochene Unterschrift: „Wissen Sie warum ich gedichtet habe vor Hochehrwürd'ge Christen? — Zur dankbaren Gabe!!!" Ursprünglich sollten anscheinend auch die andern Blätter solche Unterschriften erhalten; sie stehen nebst Namen und kurzer, oft sehr drastischer Charakteristik auf den Originalzeichnungen, und darnach hat Kräuter sie in sein nunmehr in meinem Besitz befindliches Exemplar eingetragen. Aus diesen Bemerkungen Goetzens ersieht man, daß das Unternehmen doch nicht so harmlos gemeint war, wie er in seiner zweiten Anzeige vorgab. Dargestellt wurden im ersten Heft: 1. die Schloßmagd Frau Bamberg, 2. Hofjäger Hauptmann, 3. Rost, Aufseher der Großherzogl. Wildprets-Niederlage, 4. Nachtwächter Simon, 5. ehem. Ratsdiener Waltmann, 6. Tambour Rüppler; im zweiten Heft: 1. Madame Kummerfeld (die einstige Schauspielerin Mademoiselle Schulz, die Goethe als Student in Leipzig bewunderte und angeblich besang),

2. Kaufmann Philipp Bose, 3. Tuchmacher Zünckel, 4. Briefträger Jacob, 5. ehem. Kaufmann Daniel Bose, 6. Consistorialsecretär List. Weitere Hefte waren geplant, wie aus Goetzens Ankündigung hervorgeht; neun dafür bestimmte Aquarelle verwahrt das Weimarer Museum mit elf von den zwölf Zeichnungen, die Goetz für die ersten Hefte stach.

Goetzens Gallerie, wohl nur in kleiner Auflage hergestellt, ist überaus selten geworden; außer zweien, die sich in meiner Sammlung befinden, sind mir nur Exemplare im Weimarer Museum, in der Weimarischen Landesbibliothek und im Goethe-Nationalmuseum bekannt; in das letztere sind sie kürzlich als Dublette der Bibliothek gekommen und erregen dort, in einer der Vitrinen des Christiane-Zimmers ausgestellt, das Vergnügen der Betrachtenden.

Ohne Zweifel kannte Goethe Goetzen, der seit Jahrzehnten in Weimar tätig war, im Jahre 1820 längst persönlich und aus seinen Arbeiten. Sein Tagebuch erwähnt ihn noch zweimal. Am 15. Oktober 1827 heißt es: „Kupferstecher Goetze, welchem den Becher für Wagner übergab." Der Schriftsteller Gottlob Heinrich Adolf Wagner in Leipzig hatte Goethe sein Werk „Il Parnasso Italiano" mit einem längeren italienischen Gedicht in Terzinen zugeeignet; zum Dank dafür schenkte ihm Goethe einen silbernen Becher, „dessen er sich viele Jahre in Freud und Leid bedient hatte", und ließ durch Goetz eine Widmung hineingravieren (s. W. v. Biedermann, Goethe und Leipzig, 1865, II, S. 327 ff.). Und unter dem 28. Juni 1831 vermerkt Goethe: „Merkwürdiges Bild des Kupferstecher Götz, von lobenswerther charakteristischer Ausführung im Einzelnen, durchaus aber chinesisch, ohne den

mindesten Begriff von Schatten und Haltung." Ich vermute, daß es sich hier um das Aquarell des zwar nicht mit Goetzens Namen bezeichneten, aber unzweifelhaft von ihm herrührenden handkolorierten Stiches handelt: „Ankunft des Leichnams Sr. Königl. Hoheit des Höchst seel: Fürsten u. Herrn Carl August weil. Großherzogs zu Sachsen-Weimar-Eisenach, &c. &c. von Graditz bey Torgau nach Weimar, am 21. Juni, Abend $9^1/_2$ Uhr. Jedem treuen Unterthan und Verehrer dieses wahrhaft Großen Fürsten gewidmet." (Quer-Gr.-fol.) Goethes Charakteristik dieses Blattes kann auf Goetzens Kunst überhaupt angewendet werden; sie hat durchweg etwas Chinesisches.

Trotzdem Goetz mehr als ein halbes Jahrhundert in Weimar tätig gewesen ist und ein äußerlich immerhin ansehnliches, inhaltlich zum mindesten interessantes und zeitgeschichtlich wichtiges Werk hinterlassen hat, wird er nirgends, auch nicht in den Weimarischen Führern von Gräbner, Biedenfeld und Schöll, die doch viel gleichgültigere Weimaraner verzeichnen, erwähnt. Der Grund war vielleicht, daß sein Lebenswandel irgendwie zu wünschen übrigließ. Wir aber wollen uns durch moralische Bedenken nicht abhalten lassen, dem Manne, der, ein kleines Kometlein, Goethes leuchtende Bahn gekreuzt hat, mit Max Heckers freundlicher Hilfe hier ein bescheidenes biographisches Denkmal zu errichten.

Theodor Maximilian Georg Goetz (er schreibt sich abwechselnd so und Goetze) war am 12. Januar 1779 zu Weimar geboren, heiratete 1803 und starb in Weimar am 24. Mai 1853. Seit dem Ende der neunziger Jahre war er als Kupferstecher in Bertuchs Landes- und Industrie-Comptoir tätig. Wir finden seinen Namen unter mehreren Blättern des ersten Bandes von Bertuchs Bilder-

buch, und für die weiteren Bände dieses Werkes wie wohl auch für das Journal des Luxus und der Moden hat er dann eine gewiß sehr große Anzahl von Platten geliefert. Im Jahre 1824 aber endete dies längst gespannte Arbeitsverhältnis mit einem Bruch: die fünfte Zehe des Hinterfußes eines Murmeltieres brach Goetz den Hals.

Im Goethe- und Schiller-Archiv befindet sich folgender Briefwechsel Goetzens mit Bertuchs Schwiegersohn und Nachfolger, dem Obermedizinalrat v. Froriep:

Goetz an v. Froriep

Ew. Hochwohlgebohrn

ersuche ich gehorsamst, als die lezte und größte Bitte, welche mir dieselben erfüllen möchten, daß ich wegen dem gänzlichen Verlust aller Arbeiten für das pr. Land. Indust. Comptoir ein Zeugniß meines rechtlichen Verhaltens in den Zeitraum von 25 Jahren ausgestellt bekommen möchte. Es ist leider von dem unglückseeligen Augenblick an hier Stadtkundig, Ew. Wohlgeb. hätten schlechter Streiche wegen meine Arbeiten mit Füßen getreten, mich zu der Thüre hinausgewießen, mich Ihres Zutrauens für unwürdig erklärt u. dergl. mehr. Was meinen Verdienst anbelangt, hierauf muß ich wohl Verzicht thun, doch was meine Ehre anbelangt, hierauf Verzicht zu thun, hiezu kann mich keine menschliche Macht vermögen, übrigens gebe ich Ew. Hochwohlgeb. die Versicherung, daß, wenn mich nicht Pflichten gegen einen einzigen hoffnungsvollen Sohn, der in Jena studirt, zurückhielten, ich mir am Sonnabend nach jener schmerzlich schimpflichen Behandlung bei meiner Nachhausekunft eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte. Ich hoffe daher Sie werden einen Menschen, dessen höchstes Gut seine Ehre ist, dessen Bitte nicht versagen. Häusliches Unglück, eine drückende Lage im Leben, und hierzu noch unverschuldeter Verlust an Ehre könnten bei Verweigerung meines gerechten Gesuches einen Entschluß bestärken, der nur allein vermögend wäre, diese drückenden Lasten von mir zu werfen. Glauben Sie übrigens daß auch der sanftmüthigste Mensch im exaltirten Zustand zu jedem Entschluß fähig ist.

Übrigens bin ich mit den pr. Indust. Compt. gänzlich ins Reine und kein Heller Schuld lastet mehr auf mir.

Hochachtungsvoll Ew. Hochwohlgeb.

ergebenster

Goetz

v.[om] H[ause]. d. 13. Dec. 24.

Frorieps Antwort (erhalten in Kopie)

Ich bin mir bewußt daß ich jedermann freundlich behandle, mit dem ich zu thun habe. Ich gebe, wo ich Veranlassung habe, Unzufriedenheit zu äußern, diese in der Regel auf eine Weise zu erkennen, welche gewiß nicht kränken kann. Wenn eine und dieselbe Veranlassung wiederkehrt, so muß ich mich wohl strenger äußern. Aber die Geduld verläßt mich, wenn ich mir denken muß, daß jemand der mit mir zu thun haben will, sich gar nicht nach meinen billigen Wünschen, nach meinen gerechten Forderungen richtet, seine Arbeit nur zu beendigen, nicht zu vollenden sucht und mir etwas als gebessert bringt, wo er auf den gerügten Fehler gar nicht Rücksicht zu nehmen für gut befunden hat.

In diesen letzten Falle bin ich mit Ihnen, und so leid mir es thut, so sehe ich mich außer Stande, Ihnen irgend eine Arbeit wieder zu übergeben, wo es auf genaue Beachtung der Vorschrift, auf sorgfältige Behandlung von Einzelnheiten ankommt. Deswegen kann ich Ihnen keine anatomische, keine zur systematischen Naturgeschichte gehörige Platte mehr anvertrauen. Denn ist es wohl zu verantworten, daß Sie an dem einen Murmelthiere auf der Ihnen mehrmals zurückgegebenen Platte die fünfte Zehe des einen Hinterfußes willkürlich weggelassen haben, statt daß Sie genau zu copiren hatten, was das Original enthält. Ich habe Platten von Ihnen als ganz unbrauchbar zurückstellen müssen, dazu habe ich das Geld nicht. Ich habe unzähligemale Ihnen meine Unzufriedenheit zu erkennen gegeben, ein und dieselbe Platte drei-, viermal durchgehen, vergleichen, ändern lassen müssen, dazu habe ich die Zeit nicht. Auch zu schriftlichen Auseinandersetzungen fehlt es mir an Zeit, und ist das die letzte, die Sie erhalten.

Eines besondern Zeugnisses bedarf es nicht! Daß ich Ihre Arbeit mit Füßen getreten, Ihnen die Thüre gewiesen, wird niemand, der mich kennt, glauben.

Ich habe übrigens keinen Groll gegen Sie und bin auch nicht abgeneigt, Ihnen Arbeiten, wobei es nicht so wesentlich ist, daß das Original auf das genaueste copirt werde, ferner zu geben, wenn ich deren habe. Nur dürfen Sie auf keine regelmäßige Versorgung mit Arbeit rechnen. pp.

In einem Briefe vom 4. Juli 1826 bat Goetz Froriep „nochmals", ihm Arbeit zu übertragen. Er wolle keine Versprechungen vorausgehen lassen, die Arbeiten, die er liefern zu dürfen hoffe, sollten selbst sprechen.

Inzwischen hatte Goetz zwanzig große Lithographien zu einem Werk über das Weimarische Militär verfertigt, das 1825 zu Carl Augusts fünfzigjährigem Regierungsjubiläum erschien; sie wurden in der Großherzogl. Lithographischen Anstalt gedruckt und mit der Hand koloriert. Vorher schon und im weiteren Verlaufe seines gewiß armseligen Lebens hat Goetz sodann, wohl auf eigene Rechnung, eine Anzahl von Blättern gestochen oder lithographiert, die zumeist zeitgeschichtliche Ereignisse zum Gegenstande haben. Seine letzte bekannte Arbeit, die Thüringer Bauernhochzeit, ist die reizvollste.

Wie Froriep, so hatte wohl auch Goetzens Familie Grund, mit ihm unzufrieden zu sein. Als im Jahre 1825 Goetzens Frau gestorben war, veröffentlichte sein schon erwähnter Sohn im „Weimarischen Wochenblatt" folgende „Todesanzeige":

Ausgelitten, ausgerungen
Hat die gute Dulderin,
Ach zu früh starb sie dahin
Ganz von Schmerz und Gram durchdrungen. —
Kummer schloß ihr Auge zu
Gott giebt nun ihr sanfte Ruh.

Ihrer Gönner Gütigkeit
Bleibet stets mein Dank geweiht.

Und da zudem der Sohn bald darauf an gleicher Stelle um Einsendung der Forderungen bat, die man an den Nachlaß seiner Mutter haben könne, so darf man wohl auf häusliche Zerwürfnisse schließen, an denen Goetz die Schuld trug.

Wir geben zum Schluß ein Verzeichnis von Goetzens Arbeiten, soweit wir sie haben feststellen können.

NAPOLEON am 16. October 1806, früh 9 Uhr im Begriffe aus dem Schloßhof zu reiten... mit seinem Generalstaabe unter Anführung des damaligen Oberforstmeister v. Stein, wird von den zur Zeit lebenden Viertelsmeister, Schumacher Mstr: Petri in Nahmen der Bürgerschaft fußfällig gebeten der Plünderung Einhalt thun zu laßen. Theod. Götze del. als Augenzeuge. Photographie nach dem verschollenen Original.

GEFECHT zwischen den Kossaken und Franzosen bey Weimar am Jacobsthore am 22. October 1813. Aquarell dat. im Novembr. 1816. 41 × 32 cm.

FÜNF BLATT Kostümfiguren zum Maskenzug am 2. Februar 1818 (Dichtung von Riemer). Aquarelle.

Schloß-Museum Weimar.

CARL AUGUST nach der Hasenjagd. Aquarell. 52,7 × 38,5 cm.

JAGDSZENE mit unbekannten Personen. Aquarell. 53,2 × 39 cm.

Beide Blätter: Staatliche Kunstsammlungen Weimar.

DER HYPOTHEKEN SATZ des von dem Buttstädter Roßmarkte zurückkehrenden ehemaligen hiesigen Nachrichters Wittich. [In der rechten unteren Bildecke:] Th. G[ö]tz. d. 15 Aug. 41. Aquarell. 18,1 × 27 cm.

BILDERBUCH FÜR KINDER enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, der Künste und Wissenschaften; alle nach den besten Originalen gewählt, gestochen, und mit einer kurzen wissenschaftlichen, und den Verstandes-Kräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet, von F. J. Bertuch ... Erster — Zwölfter Band. [Band I: Dritte Auflage.] Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs. 1810—1832. 4°. Die zahlreichen Kupfer sind sämtlich handkoloriert. Text deutsch und französisch.

Die Abbildung, die Goetz die Stellung kostete, befindet sich im 11. Bande [1824], Tafel CXVII der Säugetiere.

PLAN der Herzogl: Haupt und Residenz Stadt Weimar. Nach Original-Aufnahme gezeichnet und nach den neuen Bezirken eingetheilt. Gestochen von Theodor Goetz. Weimar, im Verlage des Geograph: Instituts 1811. Teilweise kolorierter Kupferstich. Quer-Gr.-Fol. — Dasselbe. 1812.

ANSICHT des Badeortes Berka an der Ilm mit seinen Umgebungen. Nach Natur gemalt im Monat August 1813 v. Th. Goetz. gestochen von ebendenselben. Sr. Durchlaucht dem Herrn Carl Friedrich Erbprinzen zu Sachsen Weimar & Eisenach &c. &c. unterthänigst zugeeignet von Theodor Goetz. Quer-Gr.-Fol.

ANSICHT des Badeplatzes. [Text wie oben.] Quer-Gr.-Fol.

Beide Blätter: Städtisches Museum Erfurt.

ANSICHT des großen Apfelbaumes mit seinen 329 Aepfel-Sorten im Pfarrgarten des Pastor Agricola zu Göllnitz ohnweit Altenburg, von der Abendseite. Auf Allerhöchsten Befehl nach Natur gezeichnet und gestochen in den Mon. Aug. u. Sept.br 1818, von Theod. Goetz. Handkoloriert. Quer-Gr.-Fol. Nach der Bezeichnung „Taf. 9" zu schließen, einem größeren, nicht mehr bestimmbaren Werke zugehörig.

GALLERIE merkwürdiger u. intreßanter Menschen. 1—2. Heft. [1820.] Je 6 handkolorierte Kupfer. Kl.-4°.

Elf Originalzeichnungen dazu in den Staatlichen Kunstsammlungen Weimar, wo überdies weitere neun, die nicht in Stich ausgeführt wurden; eine Originalzeichnung auch in der Sammlung Kippenberg.

ANKUNFT des Leichnams Sr. Königl. Hoheit des Höchst seel: Fürsten u. Herrn Carl August weil. Großherzogs zu Sachsen-Weimar-Eisenach, &c. &c. von Graditz bey Torgau nach Weimar, am 21. Juni, Abend 9 1/2 Uhr. Jedem treuen Unterthan und Verehrer dieses wahrhaft Großen Fürsten gewidmet. Handkolorierter Kupferstich. Quer-Gr.-Fol.

[MÜLLER-AUGUST.] Geschichtliche Übersicht der Schicksale und Veränderungen des Grossherzogl: Sächs: Militairs waehrend der glorreichen Regierung Sr: Königl. Hoheit des Grossherzogs Carl August zur ehrerbietigsten Feyer Hoechst Dessen funfzigsten

Regierungs-Festes. [Vignette.] Weimar den 3 ten Sept. 1825 [(I) + 17 Blatt.] Nebst XXII Beilagen und XX colorirten Abbildungen in Steindruck, entworfen und lithograph. vom Kupferstecher Theodor Goetz. Quer-Fol. Carl August gewidmet.

WEIMAR von der Nordseite. [Von der Gegend des Feldschlößchens aus gesehen.] Nach der Natur gezeichnet und geäzt von Th. Götz in Weimar. Handkolorierter Kupferstich. Quer-Gr.-Fol.

Von diesem Blatte gibt es auch einen Zustand mit eingedrucktem blauen Ton. Landesbibliothek Weimar.

GEFECHT zwischen den Kosacken, Oesterreichern und Franzosen vor dem Jacobsthore am 22 October 1813. zu Weimar Abend $^1/_2$ 5 Uhr. gez. u. inv. v. Theod: Götze 1841. Lith. Anstalt von A. Weissleder. Quer-Fol.

ERINNERUNGS-BLATT an den 27ten October 1842. Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Carl Alexander und der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau Sophie Erbgroßherzog und Erbgroßherzogin von S. Weimar-Eisenach Königliche Hoheiten. in unterthänigkeit zugeeignet von Theodor Goetze. 2 Blatt handkolorierte Lithographien in Quer-Imp.-Fol. Darstellung einer thüringischen Bauernhochzeit, aufgeführt zur Hochzeitsfeier des erbgrossherzoglichen Paares.

BELVEDERE. Nach der Natur gezeich: und geäzt v: Theod: Goetz in Weimar. Ihro Königl. Königl. Hoh. Hoh. den Durchlauchtigsten Prinzessinnen Carl und Wilhelm von Preußen unterthänigst zugeeignet von Theodor Goetz. Quer-Gr.-Fol.

ZWEI HIRSCHE werden von der Meute in einem Gebirgsbach gestellt. Aquatinta. Fol. In Farben gedruckt.

HUNDE-GALERIE oder naturgetreue Darstellung des Hundes in drei und vierzig reinen unvermischten Raçen. Mit einer kurzen Einleitung und der Beschreibung jeder Raçe. Zweite Ausgabe. Mit 32 colorierten Kupfern. Weimar, im Verlage der Kunsthandlung von Eduard Lobe. In Commissions-Verlag v. F. Jansen & Comp. 1853. Quer-Kl.-Fol.

Außer den beiden zuletzt aufgeführten und wo kein anderer Ort angegeben, befinden sich die Bücher und Blätter in der Sammlung Kippenberg.

AUGUST VON KOTZEBUE

MEINE VERSCHIEDENEN BESTIMMUNGEN IM BÜRGERLICHEN LEBEN

Zum erstenmale veröffentlicht von

Werner Müller

Als 1821 L. J. von Knorring das Bändchen „Aus A. von Kotzebues nachgelassenen Papieren" herausgab, sollte auch die nachstehend abgedruckte, nunmehr in der Sammlung Kippenberg befindliche Schrift darin ihren Platz finden. Wir entnehmen dies einem ebenfalls vorhandenen Erlaß der „Censur-Comität der Kaiserlichen Universität zu Dorpat, an den Herrn Oberpastor Dr. Pässler in Reval", der folgenden Wortlaut hat:

„Die Censur-Comität dieser Kaiserlichen Universität hat desmittelst die Ehre, Ew. Hochwürden das von Ihnen zur Censur eingesandte Manuscript: ‚Aus A. v. Kotzebues hinterlaßenen Papieren' mit der Druckbewilligung zurückzusenden, von welcher jedoch der Aufsatz S. 53—85: ‚Meine verschiedenen Bestimmungen im bürgerlichen Leben' ausgenommen ist, wegen mehrerer indiskreter Äußerungen über Personen und politische Verhältnisse, die auf bescheidenere Rücksichten Anspruch machen dürfen, wie z. B. des jetzigen Königs von Schweden Majestät (S. 69 [= S. 194 f.]) und des Herrn Verfassers amtliche Thätigkeit als General-Consul in Königsberg S. 73 ff. [= S. 196 ff.]), u. a. m. Die Censur-Comität hält

diese Verfügung um so mehr für nothwendig, da Herr v. Kotzebue seine Aussagen nicht mehr beweisen kann. Dorpat am 14. Febr. 1820.

Im Nahmen der Censur-Comität der Kaiserlichen Universität zu Dorpat:

Dr. Gustav Ewers, d. Z. Lector."

Die Aufzeichnungen, auf einunddreißig eng beschriebenen Quartseiten, können nicht von Kotzebues eigener Hand herrühren; die Schrift läuft schräger und hat einen festeren Zug als die in den zum Vergleich herangezogenen Handschriftenproben. Auch spricht er selbst einmal in den „Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel" von seiner „sehr unleserlichen Hand", die eine Menge Druckfehler hervorgerufen habe; die Schrift des vorliegenden Manuskripts ist indes ohne Schwierigkeit zu lesen.

Wenn jetzt dieser von Kotzebue selbst herrührende Überblick über seine äußeren Lebensumstände veröffentlicht wird, so ist das nicht unbegründet. Denn er enthält eine Anzahl interessanter Einzelzüge, die der Forschung bisher unbekannt geblieben waren und zur Kenntnis von Kotzebues Leben wichtige Ergänzungen bieten.

In amüsanter Weise erzählt er hier zum erstenmal, daß er als Jenaer Student auch ein Schüler des Juristen Walch war. (Mit dem „weitschweifigen, geschmacklosen W—", den er in seiner Schrift „Mein literarischer Lebenslauf" nennt [Ausgew. pros. Schriften. Wien 1842 f., 24. Band, S. 148], wird Walch kaum gemeint sein.) Bezeichnenderweise bereitete es ihm die größte Freude, im Disputatorium seinen alten Lehrer gelegentlich in die Enge zu treiben. Dann bringen die nächsten Seiten eine wichtige Enthüllung: den Grund, weshalb Kotzebue so plötzlich

Weimar den Rücken kehrte. Wohl mag, was man bisher als Erklärung anführte: er habe durch seinen Hang zur Satire einen weiteren Aufenthalt in seiner Vaterstadt zum mindesten sehr erschwert, dabei mit im Spiele gewesen sein. Ausschlaggebend aber war, daß er durch Goethes Vermittlung einen Posten als Kriegssekretär erlangen wollte und Goethe sich nicht zugänglich zeigte. So entschloß der junge Kotzebue sich kurzerhand, Weimar zu verlassen.

Nach einem kurzen Petersburger Aufenthalt kam er nach Reval (zwischen dieser Stadt und Riga stand ihm die Wahl offen); daß er hier mit dreiundzwanzig Jahren schon den Sitz eines Präsidenten des Gouvernements-Magistrats der Provinz Estland innehatte, verdankte er in erster Linie persönlichen Beziehungen. Die Titelsucht in der kleinen Stadt wurde ein willkommenes Objekt seiner Spottlust.

1797 folgte er einem Ruf an die Wiener Hoftheater, aber, wie er hier zugibt, aus wirtschaftlichen Gründen. Das klingt etwas anders als das, was er in seiner Verteidigungsschrift „Über meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienst-Entlassung" (Leipzig 1799) als Grund angeführt hatte (Ausgew. pros. Schriften. Bd. 45, S. 257): „... so kam ich mit der Hoffnung nach Wien, in einem mir angenehmen Wirkungskreise nützlich zu werden. Was hätte mich auch sonst bewegen können, mein liebes Friedenthal zu verlassen? — Nahrungssorgen drückten mich nicht, Eigennutz habe ich nie gekannt." Auch die eigentlichen Ursachen, weshalb er sein Amt so schnell wieder niederlegte, werden in der nachgelassenen Schrift zum erstenmale aufgedeckt: der Haß der Kaiserin, der allerdings mit der Zeit erlosch, hat ihn doch wohl nicht recht zur Ruhe kommen lassen, dann aber war

seiner Frau der Aufenthalt in Wien unleidlich. Mehrere Wege zum Kaiser und zum Minister ließ er es sich aber vor seiner Abreise noch kosten, um die Bekanntmachung seiner Ernennung zum Hoftheaterdichter in der Hofzeitung zu erwirken und seinen Feinden auf diese Weise einen Schlag zu versetzen.

In Berlin wurde er 1802 zum Kanonikus von Magdeburg und zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt, was ihn zu seinem Werk über Preußens ältere Geschichte veranlaßte. Beide Posten trugen ihm jedoch nichts ein; damit erfährt die Berechnung des Einkommens Kotzebues, die Caroline Herder anstellte (Minor teilt sie in seiner Besprechung der Rabenyschen Kotzebuebiographie in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" 1894, Bd. 1, S. 37, mit), eine Korrektur. Von seinem internationalen Ruf zeugt die Mitgliedschaft zweier ausländischer gelehrter Gesellschaften; auch die Petersburger Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Korrespondenten, und die philosophische Fakultät (doch wohl der Königsberger Universität) überreichte ihm das Doktordiplom.

1813 finden wir den ruhe- und rastlosen Mann als Herausgeber des „Russisch-Deutschen Volksblattes" im Dienste des Generals Wittgenstein. Sein ältester Sohn war im Kampfe gefallen; das veranlaßte den Vater, sich in den Dienst der Sache zu stellen, für die der Sohn sich geopfert hatte. Aber unangenehme Erfahrungen nahmen Kotzebue bald die Lust; auf sein Gesuch hin erhielt er noch im selben Jahre die Stelle eines Generalkonsuls in Königsberg. Zum erstenmal hören wir hier näheres über seine Tätigkeit als Konsul, die viel lästige Arbeit zum Gefolge hatte.

Nach seiner Abberufung von Königsberg sah er seinen Plan, als literarischer Kommissar der russischen Regierung nach Deutschland zu gehen, bald gebilligt und empfing im März 1817 seine Instruktion. In dieser Zeit verfaßte er die vorliegende Schrift. Mit der frohen Aussicht, in Weimar die letzten Tage seiner Mutter erheitern, und mit dem Wunsche, dereinst in seinem geliebten Reval im Kreis der Seinen sein Leben enden zu können, konnte er sie schließen. Damit zeigte er sich noch einmal von seiner besten Seite; denn seine Mutter hat er zeitlebens geliebt und verehrt, und am glücklichsten fühlte er sich stets im vertrauten Kreis seiner Familie.

* * *

WENN ich zurückdenke, wie seltsam in dieser Hinsicht meine Schicksale verknüpft waren, und wie oft von dem kleinsten, geringfügig scheinenden Umstande eine folgenreiche Zukunft abhing, so kann und mag ich es nicht Zufall nennen.

Das Theater zu Weimar unter Eckhof [1]) hat mich schon als Knabe zum dramatischen Dichter erweckt; es hat einen Funken in meine Brust geworfen, der immer fort glimmte, und auf mein ganzes Leben entscheidend würkte.

Daß ich schon im 17ten Jahre die Universität bezog, war [nicht] [2]) gut, denn es mangelte mir an gründlichen Schulkenntnissen, die ich auch nie erlangt habe. Allein die Noth zwang meine Mutter zu diesem Schritte; denn mein Bruder, drei Jahre älter als ich, war reif für die Universität; vernünftiger Weise hätte ich erst dann sie beziehen sollen, wenn er sie verließ; doch die Vermögens-Umstände meiner Mutter erlaubten nicht, sechs Jahre

hintereinander eine solche Ausgabe zu bestreiten; daher entschloß sie sich, mit uns beiden nach Jena zu ziehen, und auf solche Weise die Kosten zu verringern. Ich studirte Jura, wenn man es studiren nennen kann, daß ein so flüchtiger Knabe aus einem Collegio in das andere läuft, und öfter noch sie ganz versäumt. Nicht viel besser machte ich es im zweiten Jahre, welches ich in Duisburg [3]) verlebte. Damals wäre ich fast Soldat in Preußischen Diensten geworden. In der Festung Wesel nemlich, 7 Stunden von Duisburg, befand sich der Obriste Courbiere, derselbe der im Jahr 1807 als alter General Graudenz so rühmlich vertheidigte. Damals, 1778, errichtete er ein Frei-Corps, bei welchem einige Studenten als Officiere angestellt wurden. Ein lockendes Beispiel für mich. Die Vorstellung, eine hübsche Uniform zu tragen, hat leider für alle Jünglinge so viel reizendes, daß Tausende jährlich dadurch in den Strudel gezogen werden, in welchem Tausende untergehen. Ich war entschlossen, mich dem Obristen anzubieten, und schrieb es meiner Mutter, und blieb auch dann noch fest bei meinem Vorsatz, als sie in einem ernsten Briefe Klagen und Ermahnungen erschöpfte. Da wandte sie sich mit mütterlicher Angst an einen jungen Mann aus Mecklenburg, Graumann hieß er, der, mehrere Jahre älter als ich, während meines Aufenthalts in Jena mich lieb gewonnen, den ich herzlich wieder liebte, und der eine große Gewalt über mich erlangt hatte. Ich muß mich schämen, daß auch jetzt ein Brief von ihm mehr auf mich würkte, als die Klagen, Bitten und Drohungen meiner Mutter. Mein guter Graumann war es, dem ich damals meine Rettung verdankte; denn ohne Zweifel wäre ich in jenem Frei-Corps ein Taugenichts geworden. Daß ein vernünftiger junger

Mecklenburger zufällig in Jena studirte, das rettete einen unvernünftigen jungen Thüringer.

In den Jahren 1779 und 1780 vollendete ich meine Studien in Jena und war ziemlich fleissig. Das meiste Vergnügen gewährte mir ein disputatorium bei dem seligen Walch [4]), wo wir an jedem Sonnabend juristische Thesen vertheidigten und bestritten, und wo ich, zu meiner größten Freude, den alten Walch selbst bisweilen in die Enge trieb. Diese gelehrte Balgerei geschah in lateinischer Sprache. Freilich war es nur Küchenlatein, aber man lernte doch dadurch lateinisch schwatzen, und besonders die juristischen Ausdrücke wurden Einem geläufig.

Als ich nun 1781 von der Universität heimgekehrt war, mußte ich, um Advocat zu werden, mich examiniren lassen. Das geschah vor versammelter Regierung. Der Kanzler war ein Vetter von mir, aber ein ernster strenger Mann, der vielleicht gerade darum mich weniger schonte, weil ich sein Vetter war. Noch vier andere wurden zugleich mit mir examinirt, und ich bin überzeugt, daß sie alle wenigstens eben so viel wußten als ich. Dennoch wurden von uns fünfen, zwei abgewiesen; denn auch dieses Examen wurde in lateinischer Sprache gehalten, deren beide nicht mächtig genug waren, denn sie hatten jenes disputatorium nicht besucht. Ich weiß gewiß, daß sie viele Fragen blos darum nicht beantworteten, weil sie die Ausdrücke nicht finden konnten. Ich wurde folglich Advocat, weil ich Küchenlatein schwatzen konnte. Das hätte ich aber auch nicht gekonnt, wenn meine Mutter nicht eine Freundin des alten Walch gewesen wäre, der zu gefallen er mich selbst aufforderte, seine Disputir-Übungen mitzumachen; denn ohne diese Aufforderung

hätte ich nie daran gedacht. Also verdanke ich es dem Zufall, daß ich jene Prüfung mit Ehren bestand.

Nun war ich Advocat; allein der Advocaten gab es in Weimar so viele, und geschicktere als ich, daß für lange Zeit von diesem Nahrungszweige wenig für mich zu hoffen war. Überdieß stand meine Jugend mir im Wege, man hatte kein Vertrauen zu mir, und ich erinnere mich noch, daß ein Bauer, der mir einen Proceß übertrug, lange nicht glauben wollte, daß ich würklich der Herr Advocat sey, und auch dann noch den Kopf schüttelte, als ich seinen Proceß würklich gewonnen hatte.

Unter diesen Umständen wünschte meine Mutter sehr, daß ich einen kleinen Dienst erlangen mögte. Die Stelle eines Kriegs-Secretairs in Weimar wurde erledigt, ein Posten, dem ich, in damaligen friedlichen Zeiten, wohl vorstehen konnte. Die Gewährung meines Wunsches hieng gröstentheils von Goethe ab. Dieser berühmte Mann war Jahre lang ein Freund unsers Hauses gewesen; er hatte meine hübsche Schwester sehr ausgezeichnet, sogar die Geschwister für sie geschrieben und dieses liebliche kleine Stück mit ihr gespielt. Der Umgang mit meiner klugen Mutter hatte ihm stets interessant geschienen, und ich selbst als Knabe seine Aufmerksamkeit erregt; daher war zu hoffen, daß er gern der Schöpfer meines mäßigen Glückes werden würde. Viermal ließ ich mich bei ihm melden, um meine Bitte vorzutragen, allein vergebens, er ließ mich nicht vor. Es war keine Zeit zu verlieren, darum entschloß sich die liebende Mutter selbst zu einem Besuche bei ihm. Er wohnte in seinem Garten, ziemlich weit von der Stadt. Es war ein sehr heißer Tag. Meine Mutter gieng und ich blieb zu Hause, ihre Zurückkunft mit Sehnsucht erwartend. Sie kam früher zurück als ich

vermuthet hatte; sie sank ermattet, erhizt und in Thränen schwimmend auf den Sofa, denn — Goethe hatte, ob er gleich zu Hause war, durch seinen Bedienten sie abweisen lassen. Nie wird das Bild aus meiner Seele verlöschen, wie meine erschöpfte, tief gekränkte Mutter Schweiß und Thränen sich abtrocknete. — Freilich hatte Goethe selbst eine Art von Secretair, eigentlich einen Schreiber, aus Frankfurt am Mayn, den er versorgen wollte oder mußte[5]), und daß er diesen mir vorzog, verdenke ich ihm nicht; aber er hätte es wohl auf eine schicklichere Weise thun können.

Rasch und unwiderruflich faßte ich in jener Stunde den Entschluß, Weimar zu verlassen und mein Glück in der Fremde zu suchen. Hätte Goethe damals, eingedenk daß ich ein Landeskind sey, und daß mein Vater sich große Verdienste um den Hof erworben hatte, mir das kleine unbedeutende Amt gegeben, so würde ich in sehr beschränkter Sphäre, vermuthlich mein ganzes Leben in meiner Vaterstadt zugebracht haben. Goethe ist es, der mich hinaus in die Welt geworfen hat.

Zwei angesehene Freunde hinterließ mein Vater, von welchen zu hoffen war, daß sie sich meiner annehmen würden; der Eine, Baron Hemvliet, Mitglied der Holländischen General-Staaten, den, oder dessen Sohn mein Vater erzogen hatte; der andere, Graf Görz; vormals Gouverneur der Weimarischen Prinzen (eine Stelle, die er meinem Vater verdankte) jezt Preußischer Gesandter am Russischen Hofe. An beide schrieb ich, an die alten Verhältnisse zu dem Vater sie erinnernd, um ihre Gunst für den Sohn zu gewinnen. Beide antworteten sogleich. Baron Hemvliet bot mir eine vortheilhafte Stelle als Erzieher eines jungen Herrn an, mit dem ich nach einigen

Jahren auf Universitäten und auf Reise gehen sollte. Graf Görz lud mich nach Petersburg, um Secretair bei dem berühmten General-Ingenieur von Bawr[6]) zu werden. Warum ich das Letztere vorzog, weiß ich eigentlich nicht; ich glaube, weil ich zum Erzieher mich nicht tauglich fühlte. [Wäre ich nach Holland gegangen, so hätte abermals mein Schicksal eine ganz andere Wendung genommen.] [7])

Ich gieng nach Petersburg und wurde daselbst als Secretair bei der damals noch unvollendeten Moscauischen Wasserleitung angestellt, obgleich das nur um der Form willen geschah, und ich mit jener Wasserleitung wenig oder nichts zu schaffen gehabt habe.

Bei dem General Bawr blieb ich bis an dessen Tod, worauf die Kaiserin mich zum Titulair-Rath ernannte, und befahl, in der Lievländischen oder Ehstländischen Statthalterschaft mich anzustellen. Der damalige Kanzler, Graf W.[8]), ließ mich zu sich kommen und seine erste Frage war: haben Sie studirt? Als ich das bejahte, nahm er sich nicht die Mühe, weiter zu fragen, w a s ich studirt hätte? ich hätte immerhin ein Theologe oder ein Arzt seyn mögen, das galt gleich, die Kaiserin hatte befohlen. Die einzige Frage, die er noch an mich richtete, war: wollen Sie in Riga oder in Reval angestellt seyn? — Ganz unvorbereitet mußte ich rasch antworten, und ich sagte: in Reval. Warum ich Riga nicht wählte, welches manche Vorzüge vor Reval hatte, das weiß ich mir nur dunkel zu erinnern. Beide Orte waren mir gänzlich fremd, aber meine liebsten Freunde in Jena waren Ehstländer gewesen; Lievländer hatte ich nur wenige und nur entfernt gekannt. Die Ehstländer hatten mir immer ein so reizendes Bild von ihrem Vaterlande entworfen. Diese

Erinnerungen schwebten plözlich vor mir und ich nannte Reval. Wäre hingegen in diesem Augenblicke mir eingefallen, daß in Riga ein Theater, und in Reval keines war, so würde ich ohne Zweifel mich für Riga entschieden haben. An solchen dünnen Fäden hängen die Schicksale der Menschen.

Ich wurde nun Tribunal-Assessor in Reval, das heißt Mitglied eines Oberappellations-Gerichtes für die ganze Provinz; fürwahr ein sehr wichtiger Posten für einen fremden Jüngling von 22 Jahren. Er verlieh mir Majors-Rang, ob ich gleich als Titulair-Rath nur Hauptmanns-Rang hatte. Bekanntlich besteht in Rußland die Einrichtung, daß der Titel-Rang und der Amts-Rang zwei ganz verschiedene Dinge sind und bleiben. Man kann, so lange man ein gewisses Amt verwaltet, einen weit höhern Rang haben, als der Titel verleiht; legt man aber das Amt nieder, so tritt man in den Rang zurück, der mit dem Titel verknüpft ist, und hatte man vielleicht zufällig gar keinen Titel, so behält man auch keinen Rang. Aus dieser Ursache herrschte in Reval ein gewaltiger Hang, Titel zu erjagen; ein Treiben, über welches ich mich lustig machte, und durchaus nicht mit einstimmen wollte, obgleich mehrere male günstige Gelegenheiten sich darboten. Das hat in der Folge mir sehr geschadet, denn ich stünde nun schon längst auf einer höhern Stufe.

Damals schien es mir, ich könne des Titels entbehren, wenn ich nur im Dienst fortschritte. Als nun der Präsident des Gouvernements-Magistrats starb, wünschte ich diesen Posten zu erlangen, was mir abermals ohne die sonderbarsten Zufälle nicht gelungen seyn würde. Erstens war es ein Zufall, daß mein Schwiegervater, der General-lieutenant und Ober Commandant v. Essen[9]), ein alter

Freund des General-Gouverneurs, Grafen Browne, war, bei dem er sich für mich verwandte. Allein das war noch nicht hinreichend. Graf Browne schrieb ihm, er habe bereits sein Wort gegeben, einen Herrn von S. zu versorgen. Alles was er thun könne, sey, daß er einige Wochen warten wolle, ob dieser Mann, oder Jemand in seinem Namen sich melden werde. Geschehe das nicht, so werde er es ansehen, als ob dieser Posten ihm nicht anständig sey und dann mich dem Senat vorstellen. Der Posten war dem Herrn von S. allerdings anständig, und seine unterrichteten Freunde in Reval eilten, ihn von der Erledigung desselben zu benachrichtigen. Zu meinem Glücke traf der Brief ihn nicht in Petersburg, wo er sich aufzuhalten pflegte, denn er hatte eben eine Lustreise nach Cronstadt gemacht. Man schickte den Brief nach Cronstadt, wo aber die Post erst ankam, als S. schon abgereist war, folglich empfieng er ihn erst mehrere Tage nach seiner Zurückkunft in Petersburg. Über all diesem Hin- und Herschicken war die Zeit vergangen, und als seine kräftig unterstüzte Supplik in Riga anlangte, hatte Graf Browne Tages zuvor mich dem Senat empfohlen. Alle diese Umstände weiß ich aus S.'s eigenem Munde.

Wie viele besondere Zufälle mußten zusammentreffen, um mir in meinem 23ten Jahre den Präsidenten-Stuhl eines Gerichts zu verleihen, welches, als Appellations-Instanz für sämmtliche Magistrate der Provinz, einen ausgezeichneten Rang behauptete. Schon im Tribunal hatte ich meine juristischen Kenntnisse fleißig hervorgesucht; jezt war ich noch fleißiger, zumal, da mein Secretair, ein kenntnisreicher geschmeidiger Mann bis jezt das ganze Gericht beherrscht hatte, und weder mein Stolz, noch mein Gewissen das zugeben mogten. Ich darf

wohl sagen, daß ich, während der zehn Jahre, in welchen ich dieses Amt verwaltete, viel Gutes gewürkt habe. Nur Einmal während dieser Zeit bewog mich der Wunsch, gewisse Verhältnisse abzubrechen, (welches nur durch meine Entfernung geschehen konnte) nach einer Veränderung meiner Lage zu trachten. Die Kaiserin schickte eine feierliche Gesandtschaft nach Constantinopel, an deren Spitze der General Kutusoff stand.[10]) Dieser Biedermann, der den Deutschen wohl wollte, und gern deutsche Schriften las, kannte und schäzte mich als Schriftsteller, und mein Antrag, ihn zu begleiten, war ihm willkommen. Er sezte mich auf die Liste des Gesandtschafts-Personale, welches zu wählen er befugt war. Meine Anstellung schien keinem Zweifel unterworfen, denn daß die Kaiserin jene Liste abändern würde, war nicht zu vermuthen. Aber Catharina hielt mich für einen Jacobiner; warum? das weiß ich nicht. Sie hatte mir ein Jahr zuvor Urlaub zu reisen ertheilt; ich war 1791 in Frankreich gewesen, und das mogte wohl einen Argwohn bei ihr erregt haben. Nach meiner Zurückkunft erhielt der Gouverneur von Ehstland den Auftrag: er solle mich erforschen, wo ich auf meinen Reisen mich aufgehalten? mit wem ich Umgang gepflogen? und warum ich das Schauspiel Graf Benjowsky[11]) geschrieben habe? ferner: mit wem ich correspondire? ob ich viel Geld verzehre? ob man aus dem Auslande mir Geld schicke? u. s. w. Auf den Bericht des Gouverneuren erfolgte zwar weiter nichts; aber der Argwohn gegen mich war doch nicht aus Catharinens großer Seele gewichen; denn als die Liste der Gesandtschaft ihr vorgelegt wurde, und sie die Feder zum Unterschreiben schon in der Hand hatte, erblickte sie meinen Nahmen und strich ihn aus.

Kutusoff und der Fürst Suboff, die allein in ihrem Kabinette gegenwärtig waren, erstaunten als sie es gewahr wurden, konnten aber von ferne nicht sehn, welchen Nahmen sie ausgestrichen hatte, und sie erklärte sich auch nicht weiter darüber. Erst bei seiner Heimkunft fand Kutusoff, daß ich es war, den das ungünstige Schicksal betroffen hatte, und eröffnete es mir mit Bedauern. Erst vor wenigen Jahren erfuhr ich in Königsberg durch den Fürsten Suboff, der mich besuchte, daß die Kaiserin befürchtet habe, ich würde in Constantinopel mich an die französische Gesandtschaft anschließen. Vielleicht bin ich durch diesen falschen Verdacht der Pest entronnen. Damals schmerzte mich diese Begebenheit; aber die genauere Bekanntschaft des Fürsten Kutusoff habe ich ihr doch zu verdanken, und sein Wohlwollen ist mir geblieben bis an seinen Tod. Noch wenige Tage vor demselben schrieb mir der graue Held aus seinem Feldlager, daß er eine ganze Nacht hindurch meine Leontine [12]) gelesen habe.

Ein anderes mal wünschte ich, Gouvernements-Procureur in Reval zu werden, als dieser Posten erledigt war. Ich führe das nur an, weil mein geringer Titel-Rang mir im Wege stand, und weil ich das, was ich in dieser Hinsicht versäumt hatte, nun durch eine impertinente Freimüthigkeit nachhohlen wollte. Ich schrieb nemlich an den damaligen General-Gouverneur, Fürsten Repnin, ich sey nur um deswillen im Range nicht weiter befördert worden, weil ich Bestechungen verschmäht habe. Es ist mir noch jezt unbegreiflich, wie ich so unbesonnen handeln konnte, und ich muß es dem Fürsten Repnin noch im Grabe danken, daß er mit einem ernsten Verweise mich durchschlüpfen ließ, und sogar die Schonung für mich

hatte, diesen Verweis nicht in das, von fremder Hand copirte, und von ihm unterzeichnete Schreiben einrücken zu lassen, sondern nur als Postscript mit eigener Hand hinzuzufügen. Hütet Euch, liebe Söhne, vor solchen Ausbrüchen unkluger Freimüthigkeit.

Häusliche Verhältnisse und Hang zu ländlicher Einsamkeit bestimmten mich endlich, meinen Abschied zu nehmen.

Im Jahr 1797 wurde ich zu der Verwaltung der beiden Kaiserlichen Hoftheater in Wien berufen. An der Spitze dieser Verwaltung stand der Baron Braun[13]); unter ihm hatte bis jezt der Dichter Alxinger[14]) die Leitung des Kunstfaches gehabt; als dieser starb, sollte ich seine Stelle ersetzen. Trotz meinem Hange zum Theater würde ich doch diesen Posten aus bloßer Neigung gewiß nicht angenommen haben, allein durch Niederlegung meines Amtes waren meine Einkünfte verringert, und eine Erfahrung von zwei Jahren belehrte mich, daß ich entweder Schulden machen, oder mich einschränken müsse. Das Letztere gieng in meinen damaligen Verhältnissen durchaus nicht an, und das Erstere habe ich stets verabscheut. Es war also der Klugheit gemäß, einen Gehalt von 3000 Wiener Gulden, (damals klingende Münze) nicht zu verschmähen.

In Wien verwaltete ich die Bühnen des Hofes, unter dem bescheidenen Titel eines Hoftheatral-Secretairs. Die Ursachen, warum ich Wien 1799 wieder verließ, sind zum Theil bekannt geworden, zum Theil unbekannt geblieben. Die bekannten waren die unaufhörlichen, oft schändlichen Intriguen der Schauspieler, besonders des berühmten Brockmann[15]), der einst viel gegolten, selbst gewissermaßen die Direction geführt hatte, und nun mir

nie verzeihen konnte, daß ich ihm vorgesezt wurde. Er mißbrauchte meine Offenheit auf mancherlei Weise; er suchte mich mit dem wackern Baron Braun zu entzweien, und hielt ausdrücklich zu dem Ende ein Tagebuch, in welches er alle, mir etwa entschlüpfte, unwillige Äußerungen eintrug, um sie nach Monaten und Jahren an den Mann zu bringen. Zwar gelang seine Hinterlist ihm nicht; der Baron Braun ist bis auf den heutigen Tag mein warmer Freund geblieben; allein diese Bosheit eines großen Künstlers, den ich wahrhaft hochgeschäzt hatte, und die gänzliche Verwilderung fast aller übrigen, verleideten mir den Posten. Der tägliche Aerger machte mich kränklich. Vielleicht wollte ich auch manches Gute zu rasch durchsetzen. Merkt es Euch, liebe Söhne! auch das, was man offenbar besser versteht und besser zu machen weiß, muß man nie zu rasch geltend machen wollen, wo das verjährte Schlechte herrscht; denn es gleicht der Brombeerstaude im Getreide, die, trotz der Sense, immer wieder hervorbricht, wenn man nicht mit großer Geduld, nach und nach, ihre lezten Wurzelfasern aus dem Boden gräbt.

Meine zweite wichtige Ursach, Wien zu verlassen, war der Haß, den die Kaiserin, eine Neapolitanische Prinzessin [16]), auf mich geworfen. Sie hielt mich nemlich für einen Jacobiner noch eh ich ankam und hatte, wie ich später erfuhr, sogar darauf gedrungen, daß, bei meiner Ankunft, ich gleich am Thore, zu einem höhern Polizei-Beamten eingeladen und von diesem gewarnt werden sollte. Der Baron Braun hatte diesen beleidigenden Empfang von mir abgewandt, versichernd, daß ich auf der Stelle wieder umkehren würde, (was auch geschehn wäre) und übrigens für mein ruhiges Betragen sich ver-

bürgend. Aber länger als ein Vierteljahr mußte, mir unwissend, die Polizei auf allen Tritten und Schritten mir nachschleichen, um den vermeinten Jacobiner zu ertappen. Als ich das endlich erfuhr, machte es mir böses Blut. Da indessen jener ungerechte Argwohn mit der Zeit ganz verschwand, (weil mein häusliches Leben untadelhaft war,) und da ich in öconomischer Hinsicht mich wohl befand, so würde ich doch wohl in Wien geblieben seyn, wenn nicht meiner guten Christel [17]) der Aufenthalt unleidlich gewesen wäre. Ihr zu Liebe ergriff ich einen Vorwand, der allerdings hinreichend war, und den ich in der Schrift: über meinen Aufenthalt in Wien [18]), auseinander gesezt habe. Kaiser Franz selbst, der mich jederzeit sehr gnädig behandelt hatte, las das dort erwähnte Protocoll, und sagte zu dem Baron Braun: „ich kann es Kotzebue nicht verdenken, daß er gehen will; aber man muß in diesem Fall ihm etwas Gutes erzeigen; fragen Sie ihn, was ihm lieb wäre.“ — Ich erwiederte, daß es mir am angenehmsten seyn würde, wenn der Kaiser mich als Hoftheater-Dichter beibehielte, mir eine Pension von 1000 Gulden und die Erlaubniß gäbe, sie zu verzehren wo ich wollte. Das geschah. Die nöthigen Papiere wurden ausgefertigt. Doch Mißgunst verfolgte mich bis zum lezten Augenblicke. Ich hatte nemlich erwartet, daß das Kaiserliche Decret, wie sonst immer geschah, in der Hofzeitung bekannt gemacht werden würde; allein es verstrichen mehrere Wochen und nichts erschien. Ich ließ mich einige mal bei dem Fürsten Colloredo [19]) melden, um ihn daran zu erinnern, wurde aber nie vorgelassen. Nun gieng ich zum Kaiser selbst, bei dem es leichter war Audienz zu erhalten, als bei seinem Minister. Ich dankte ihm für die

erzeigte Gnade. „Es ist mir lieb, sagte er, wenn ich Ihnen etwas Angenehmes habe erweisen können.“ Ich bat um Bekanntmachung des Decrets. „Ohne allen Anstand“, war seine Antwort. Ich fuhr fort: „werden Ew. Majestät erlauben, daß ich solches in Ihrem Nahmen dem Fürsten Colloredo eröffne?“ — „Sehr gern“, erwiederte der Kaiser. Auf der Stelle gieng ich zu dem Fürsten, der auch in der Hofburg wohnte, und ließ mich mit dem Zusatz melden, daß der Kaiser mich zu ihm sende. Sogleich wurde ich vorgelassen. Als der Hofmann vernahm, wovon die Rede sey, antwortete er sehr höflich: er habe geglaubt, wenn der Kaiser, ich und Er um die Sache wüßten, so sey das hinreichend. Ich bemerkte dagegen, daß mir in meinen Verhältnissen weniger an der Pension liege als daran, daß diese Gnadenbezeugung des Kaisers öffentlich bekannt werde; denn jenes sey nur ein öconomischer Vortheil und dieses meine Ehre. Diese Gesinnungen, meinte der Fürst, gereichten mir zum Ruhme, und mein Wunsch solle sogleich erfüllt werden. Würklich enthielt nun die nächste Zeitung das Decret, und meine Feinde verstummten. — Aus guten Ursachen wandte ich, vor meiner Abreise, mich noch an den Polizei-Minister, und ersuchte ihn um ein Zeugniß, daß ich, während meines Aufenthalts in Wien, mich jederzeit als ein ruhiger Staatsbürger betragen habe. Es wurde mir nicht verweigert, und mit ruhigem Herzen verließ ich Wien.

Was mir im Jahr 1800 wiederfuhr, ist aus dem merkwürdigsten Jahr meines Lebens hinlänglich bekannt[20]), wie auch, daß Kaiser Paul mich zum Hofrath und Director seines deutschen Hoftheaters machte. Das leztere geschah wider meinen Willen und wider meine Neigung.

Darum eilte ich nach seinem Tode meinen Abschied zu erbitten. Kaiser Alexander ließ durch den Fürsten Suboff mir sagen, er wünsche mich in seinen Diensten zu behalten. Ich erkannte diesen ehrenvollen Antrag gebührend, bat um eine andere Anstellung, oder, wenn das deutsche Hof-Theater beibehalten werden sollte, um eine Einrichtung desselben, die es würdig mache, diesen Titel zu führen. Der Kaiser verlangte zu wissen, wie viel dazu vonnöthen sey? ich forderte 60 000 Rbl. jährlich. Das war gerade die Hälfte von dem, was das französische Theater bisher gekostet hatte. Aber ein gewisser Miré, vormals Fechtmeister, nachher Unternehmer des deutschen Theaters, bevor es Hoftheater wurde, erbot sich zu gleicher Zeit, Alles was ich zu leisten versprochen, für 5000 Rbl. zu liefern. Ich sagte dem Fürsten Suboff, der Kaiser müsse mich nothwendig für einen Spizbuben halten, und meiner Ehre sey daran gelegen, daß er den Versuch mit einem Manne mache, mit dem es mir auf keine Weise gezieme in Collision zu kommen. Ich erneuerte daher mein Gesuch um Abschied und erhielt ihn auf die gnädigste Weise als Collegien-Rath mit einer Pension von 1200 Rbl. Die Folge hat bewiesen, daß Miré ein Schwindler war, denn nachdem er auf des Kaisers Kosten große Reisen gemacht und dennoch nur ein schlechtes Theater zusammengestoppelt hatte, mußte der Kaiser jährlich außer jenen 5000 Rubeln 30 bis 40 000 Rubel Schulden bezahlen; am Ende wurde Miré doch banquerut, und das deutsche Kaiserliche Hoftheater ist Eines der schlechtesten geblieben, die ich kenne.

Als ich im Jahr 1802 mich in Berlin aufhielt, wünschte der König von Preußen, daß ich daselbst für immer meinen Wohnsitz aufschlagen mögte, und ernannte mich

deshalb zum Canonicus von Magdeburg, und, über alle meine Erwartung, zum Mitgliede der Academie der Wissenschaften. Schon früher hatten, zu verschiedenen Zeiten, die Société des observateurs de l'homme in Paris, unter dem Vorsitz des berühmten Fourcroy[21]), und die Société d'émulation in Antwerpen mich zu ihrem Mitgliede ernannt, ohne daß ich mich dadurch besonders geschmeichelt fühlte. Allein die Ehre, die mir jezt als einem bloßen Belletristen widerfuhr[22]), übertraf mein kühnstes Hoffen und spornte mich zu dem Versuche, durch Preußens ältere Geschichte[23]) mich eines solchen Vorzugs würdig zu beweisen. Daß es, nach dem Urtheil vieler Kenner, mir gelungen, hat endlich die Schaam vertilgt, die ich wahrhaftig empfand, als ich zum Erstenmale Platz unter Männern nahm, die als Gelehrte mich so weit übertrafen. In pecuniairer Hinsicht konnte die Gnade des Königs mir erst in der Folge nützlich werden; denn auf die Präbende in Magdeburg war mir blos die Expectanz und die Berechtigung das Kreuz zu tragen verliehen, und als Academiker konnte ich auch erst dann Besoldung ziehen, wenn Ältere durch den Tod mir Platz machten. Es fügte sich aber daß ich in keiner dieser Stellen zum Genuß der Einkünfte gelangte; denn der Tod meiner Frau[24]), und später der Krieg, vertrieben mich aus Berlin. Das Domkapitel zu Magdeburg hoben die Franzosen auf, der König von Preußen hat es nicht wieder hergestellt, und ich verlor dadurch eine jährliche Einnahme von 800 Thalern, die ich nun schon seit vielen Jahren genießen würde. Indessen leugne ich nicht, daß der Gedanke meiner Eitelkeit bisweilen gekitzelt hat, der einzige deutsche Schriftsteller zu seyn, der von drei großen Höfen, (Rußland, Preußen und Östreich) pen-

sionirt wurde. Als ich 1805 zu Königsberg die Materialien zu meiner Preußischen Geschichte sammelte, wurde ich zum Mitgliede der dortigen deutschen Gesellschaft ernannt.

In den stürmischen, unglücklichen Jahren von 1806—12 lebte ich auf meinem Gute Schwarzen in ländlicher Zurückgezogenheit. Als die Franzosen Riga bedrohten, floh ich mit meiner Frau und meinen Töchtern in die Residenz und war bereits mit Pässen versehen, um von da im Nothfall weiter nach Schweden zu entweichen. In Petersburg lernte ich damals den berühmten Baron Stein[25]) kennen, der sich meiner Feder bedienen und deshalb mit dem Kaiser sprechen wollte, bei dem er zu jener Zeit viel galt. Allein das Wohlgefallen, welches er an mir fand, verschwand augenblicklich, als ich, in unserer zweiten Unterredung, auf seine Frage: ob ich für besser hielte, daß in Deutschland nur Ein Monarch, oder daß mehrere Fürsten herrschten? mich für das leztere erklärte und meine Gründe dafür angab. Seit jenem Augenblicke wurde er kalt, und hielt mich für ein untaugliches Werkzeug.[26]) Ich glaube mir Glück wünschen zu dürfen, daß ich nicht mit ihm in nähere Verbindung kam; denn, so sehr ich auch seinen hellen Kopf verehre, und seinen patriotischen Eifer schätze, so ist doch nicht zu leugnen, daß er stets das Kind mit dem Bade zu verschütten pflegte, daß er sehr zur Despotie geneigt war, und durchaus keine andere Meinung gelten ließ als die seinige. Daß auch Er irren könne, schien er für unmöglich zu halten.

Im Monat October des Jahres 1812 traf mich der harte Schlag, meinen ältesten Sohn Wilhelm zu verlieren, der, nachdem er Tausendmal dem Tode allzukühn getrozt

hatte, nach dem Sturm bei Polozk bei Verfolgung des Feindes, durch eine Granate tödtlich verwundet wurde. Ich hatte auf diesen Sohn meine ganze Hoffnung gebaut, ich wollte frei vom Dienst, mein Leben beschließen, denn ich wußte, daß alle seine jüngeren Brüder in ihm einen Versorger finden würden. Wilhelm wäre nun schon längst General und ich säße ruhig in Schwarzen, wenn jene unglückliche Granate nicht meine Hoffnungen plötzlich zerstört hätte. Der Schmerz um seinen Tod; der Wunsch, ihn, so viel in meinen Kräften stünde, an den Franzosen zu rächen und dadurch zugleich dem Vaterlande zu dienen; der Wunsch, gleichsam einen lezten Willen meines Sohnes zu erfüllen, da er oft den Gedanken geäußert hatte, man werde wohl thun, mich zur Armee zu berufen um sich meiner Feder zu bedienen; Alles das bestimmte mich, an den Grafen Wittgenstein [27]) zu schreiben und ihm meine Dienste anzubieten. Er antwortete mir auf der Stelle durch einen Courier und lud mich in sein Hauptquartier. In Berlin kam ich zu ihm, wurde wie ein alter Freund von ihm empfangen und auf seine Vorstellung zum Staatsrath ernannt.

Nachdem die nothwendigsten Proclamationen geschrieben waren, konnte ich diejenigen, die künftig noch erforderlich seyn mogten, auch in Berlin schreiben; ich schlug dem Grafen daher vor, mich zurückzulassen, um das Russisch-Deutsche Volksblatt herauszugeben. Er billigte das sogleich und erwürkte vom Könige die Erlaubniß dazu, nachdem der Vorschlag, die Haude- und Spenersche Zeitung durch mich redigiren zu lassen, von der bedenklichen Preußischen Regierung unter dem Vorwande verworfen worden war, daß es sich nicht gezieme, einem Fremden die Hofzeitung zu übergeben. [28]) Das Russisch-

Deutsche Volksblatt wurde, ohne meine Bitte, von aller Censur befreit. [29]) Es begann und nahm einen glänzenden Aufflug. Hunderte von Neugierigen belagerten am frühen Morgen die Orte, wo es ausgetheilt wurde. Doch stieß ich bald auf eine Klippe. Freimüthige Äußerungen über das zweideutige Benehmen des Königs von Sachsen, hatten dem Preußischen Gouvernement so bedenklich geschienen, daß es, da es meiner Person nichts anhaben konnte, einen Befehl an den Buchdrucker erließ, über jedes Blatt die Worte zu sezen: ohne Preußische Censur. [30]) Das verdroß mich; auch konnte es bei vielen Lesern Mißtrauen gegen das Blatt erwecken. Ich schrieb daher an das Gouvernement [31]): daß ich aus der getroffenen und von mir ernstlich verbetenen Maaßregel den Schluß zöge, mein Blatt enthalte zweckwidrige Aufsätze. Es sey bekannt, daß man wider meinen Willen mich von der Censur befreit habe; da aber mein einziges Streben sey, der guten Sache zu nützen, und ich durch einseitige, vielleicht irrige Ansichten, ihr nicht schaden wolle, so bäte ich selbst um einen Censor, nur dürfe es nicht der .... seyn, dessen engherzige Beschränktheit allgemein bekannt war. [32]) Man antwortete mir sehr höflich, da der König ausdrücklich befohlen habe, mein Blatt keiner Censur zu unterwerfen, so könne man diesem Befehl nicht entgegen handeln; man wolle aber deshalb ins Hauptquartier schreiben, und ich mögte dasselbe thun.

Beides geschah, und ich erhielt zum Censor den Geheime-Legations-Rath v. Schulz [33]), einen sehr wackern, aber auch sehr ängstlichen Mann, durch welchen das Russisch-Deutsche Volksblatt zu einer ganz gewöhnlichen Zeitung herabsank. Ich will gern glauben, daß seine Instruction ihn zu übertriebener Strenge nöthigte, allein ich

fühlte bald, daß ich mir selbst die Flügel gelähmt hatte. Die Deutschen sollten nun einmal nicht kräftig sprechen, während die Franzosen alle ihre spitzigsten Federn aufboten und ohne alle Rücksichten auf Alles schimpften, was ihrem Joche Verderben drohte.

Wenigstens hätte man glauben sollen, ich sey nun außer Gefahr gewesen, durch das Volksblatt bei irgend Jemandem anzustoßen, wenn er nicht zu der Gegenparthey gehörte; allein auf die sonderbarste Weise gerieth ich sogar in Lebensgefahr dadurch. Hamburg erwartete seine Rettung von dem Kronprinzen von Schweden, der sich bereits in Stralsund befand; ja die Augen von ganz Deutschland waren auf ihn gerichtet. Man weiß wie er zögerte und endlich Hamburg fallen ließ. Ehe das geschah, waren alle Zeitungen von diesem Gegenstand voll, ließen alle Schweden marschiren und vorrücken, wunderten sich daß nichts entscheidendes unternommen wurde, oder äußerten fromme Wünsche und Hoffnungen. Dasselbe that auch das Volksblatt einigemal, und, wer sich die Mühe nehmen will es nachzulesen, wird finden, daß es stets mit der bescheidensten Vorsicht geschehen war, wie ohnehin von dem ängstlichen Censor sich erwarten ließ. Allein der Kronprinz (vielleicht mit seinem eigenen Bewußtseyn uneins) gerieth plötzlich in eine grenzenlose Wuth, und trug einem Preußischen Officier, der eben bei ihm war, ausdrücklich auf, dem Gouvernement in Berlin zu schreiben, daß, wenn er nach dieser Residenz komme, er mich und den Censor werde erschießen lassen, wenn auch (das waren seine eigenen Ausdrücke) die Allianz mit Rußland und Preußen darüber zum Henker gehn sollte.[34]) Der Gouverneur Sack[35]), ein kluger und trefflicher Mann, war nicht wenig verlegen,

was er aus dieser unerwarteten Mittheilung machen sollte. Mir, als einem Fremden, wollte er nichts davon sagen, aber dem Censor gab er den Bericht jenes Officiers zu lesen, und dieser kam sogleich zu mir in heftiger Bewegung, die ich dem sonst kalten Manne kaum zugetraut hätte. Mit Recht hatten die unbesonnenen Äußerungen des Kronprinzen ihn tief empört. „Wie!“ rief er aus, „ich, der ich schon die Ehre gehabt habe, meinen Monarchen zu repräsentiren“ (er war einst Chargé d'affaires, wo ich nicht irre, am Bairischen Hofe gewesen) „ich soll nicht wissen, was man in einer Zeitung schreiben dürfe oder nicht? ich soll gelassen solche Beleidigungen erdulden?“ — Er schrieb an das Gouvernement einen starken Brief, und bestand darauf ihn in das schwedische Hauptquartier zu schicken. Auch ich schrieb an den Kronprinzen, höflich, aber männlich. Ich sagte ihm daß er wahrscheinlich kein Deutsch verstehe, und äußerte die Vermuthung (die ich auch noch jezt hege,) daß mein unedler Feind, A. W. Schlegel[36]), der sich damals bei ihm befand, durch eine hämische Übersetzung die Veranlassung zu seinem unbegreiflichen Zorne gegeben haben möge; ich legte ihm daher eine treue Übersetzung aller ihn betreffenden Stellen bei, bat ihn trocken sie zu lesen, oder, wenn er sie nicht lesen wolle, wenigstens nicht zu vergessen, daß ich unter Russisch-Kaiserlichem Schutz stehe. Weder H. v. Schulz noch ich erhielten Antwort, allein der Preußische Officier schrieb, die Sache sey beigelegt. Ob der Kronprinz sein Unrecht gefühlt hat, weiß ich nicht; wenigstens hat er nicht groß genug gedacht, es wieder gut zu machen.

Ob nun gleich diese Gewitterwolke sich wieder verzogen hatte, so wird man doch natürlich finden, daß ich,

nach solchen Erfahrungen, an der Redaction des Volksblattes keine Freude mehr hatte; zumal da der Feind sich bereits den Thoren von Berlin näherte und ich, nachdem ich den Gouverneur zu Rathe gezogen, nach Königsberg in der Neumark flüchten und dort mehrere Wochen mich langweilen mußte. Indessen hatte ich nun einmal gegen den Grafen Wittgenstein und das Publicum mich verbindlich gemacht, während der Dauer des Krieges [37]) das Volksblatt herauszugeben, und der König von Preußen hatte für die Dauer des Krieges es verstattet; ich würde folglich haben aushalten müssen, wenn nicht der Waffenstillstand [38]) mir einen günstigen Vorwand dargeboten hätte, den ich hastig ergriff. Ich schrieb dem Grafen: da Waffenstillstand kein Krieg sey, so hielte ich mich nicht berechtigt, das Blatt fortzusetzen, und bäte ihn um Erlaubniß, vor der Hand in den Schoos meiner Familie zurückkehren zu dürfen. Sollte er jedoch zu andern Geschäften mich brauchen wollen, so möge er mich zu sich berufen.

Ich nahm die angenehme Überzeugung mit mir, daß ich durch mein Blatt auf die Stimmung der Völker nicht unkräftig gewürkt hatte. Das Preußische Gouvernement stellte mir ein förmliches Zeugniß darüber aus, und mehr noch als dieses beweist die Wuth, mit welcher Buonaparte in seinem Moniteur bei jeder Gelegenheit mich angreifen ließ; ja, in Einem dieser Blätter stellte er mich mit dem Baron Stein und den Kosacken zusammen [39]); eine mir sehr schmeichelhafte Zusammenstellung, da Jedermann weiß, wie viel der Baron Stein und die Kosacken dem Usurpator geschadet haben.

Nach meiner Heimkunft ersuchte ich den Reichskanzler, Grafen Romanzow, mir den Posten eines General-Consuls

in Königsberg zu geben. Schon vor 22 Jahren hatte ich den Grafen Romanzow kennen lernen, als er noch Minister an den Rheinischen Höfen war und ich einige Zeit in Maynz mich aufhielt. Damals machten wir manchen Morgenspatziergang zusammen an den Ufern des Rheins, und ich gewann sein Wohlwollen. Nach Kaiser Pauls Tode erneuerte ich in Petersburg seine Bekanntschaft. Während meines ländlichen Aufenthalts in Ehstland blieb ich mit ihm in Correspondenz und muß besonders rühmen, daß er meine oft sehr freimüthigen Äußerungen über Buonaparte nie übel genommen, obgleich er es seinem Hofe zuträglich hielt, mit diesem gewaltigen Machthaber in gutem Vernehmen zu bleiben. Als ich 1812 mit meiner Familie nach Petersburg floh, gab er mir neue Beweise seiner Zuneigung. Ich wandte mich daher mit vollem Vertrauen an diesen, von vielen verkannten Biedermann, der einer der wärmsten Patrioten, ein eifriger Verehrer der Wissenschaften und thätiger Beförderer alles nützlichen ist. Er täuschte mich auch diesesmal nicht, und ich erhielt den gewünschten Posten im Jahre 1813. Daß ich gerade diese Stelle suchte, daran war mein Freund, der Archivarius Hennig schuld. Dieser Mann, ein Landpfarrer in Preußen, und früh vertraut mit der Kunst Urkunden zu lesen, erhielt im Winter 1806 durch mich einen Urlaub von 4 Wochen, den ich mit vieler Mühe ihm auswürkte, denn er stand als Landpfarrer nicht in der Gunst seiner Obern, und befand sich in der That auch nicht auf seinem rechten Platze. In den 4 Wochen, welche er damals bei mir zubrachte, lernte ich von ihm das Lesen der Urkunden, und rühmte seine Geschicklichkeit darin so oft und laut, daß ich es war, der ihm dadurch den Weg zum Archivarius bahnte. Das

erkannte er dankbar und war mir herzlich zugethan. Sein Wunsch, mich in Königsberg zu fixiren, mogte ihn wohl verleiten, mir den Posten eines General-Consuls angenehmer und einträglicher zu schildern, als ich nachher ihn würklich gefunden habe. Er hatte meinen verstorbenen Vorgänger ziemlich genau gekannt und versicherte, daß ich bei 5000 Thalern Einkünfte in literarischer Muße meine Zeit verleben könnte. Ich glaubte ihm zu leicht, suchte und erhielt die Stelle, die ich fast drei Jahre mit Widerwillen bekleidet habe.

Zwei Instructionen wurden mir ertheilt, die Eine aus dem Reichs-Collegio, die andere vom Finanz-Minister. Jene enthielt unter andern die Vorschrift, den Volksgeist zu beobachten und öfter darüber Bericht zu erstatten; diese eine strenge Weisung, die Contrebande so viel [als] möglich zu hemmen. Daß ich diese beiden Aufträge mit Eifer und Treue erfüllt habe, hat mich in Preußen verhaßt gemacht.

Kein Unbefangener wird leugnen, daß Preußen, wie ganz Deutschland, Rußland seine Befreiung verdankt; aber das Gewicht dieser großen Wohlthat, drückt den Preußischen Nationalstolz schwer. Es ist leider eine böse Unart der meisten menschlichen Herzen, daß sie gegen einen Wohlthäter, dem sie nicht vergelten können, eine Art von Widerwillen empfinden. Diesen Widerwillen, fast mögte ich ihn Haß nennen, äußerten die Preußen bei jeder Gelegenheit gegen die Russen; verkleinerten ihre Thaten; schrieben sich selbst die glücklichen Erfolge, den Russen höchstens die Veranlassung zu, brüsteten sich gar zu gern mit höherer Bildung, sprachen verächtlich vom Charakter der Russen, nannten sie unwissend und plünderungssüchtig, und — vor allen Dingen, wenn

irgend ein russischer Soldat sich die kleinste Ausschweifung erlaubt hatte, so war des Geredes darüber und der Klagen kein Ende, da sie doch vormals die ärgsten Bedrückungen der Franzosen geduldig ertragen hatten. Diese Gesinnungen herrschten in allen Ständen und wurden sehr oft in meiner Gegenwart laut. Meine Rapporte an das Reichs-Collegium verschwiegen das nicht und diese pflichtmäßige Wahrheitsliebe ist mir nie verziehen worden. Man wird sich wundern, woher die Preußen meine Rapporte erfuhren? — ich hatte selten Gelegenheit, sie mit durchgehenden Courieren abzusenden, und ich selbst durfte nur in dringenden Fällen Couriere abfertigen. Folglich mußte ich meine Rapporte der Post anvertrauen. Damals hegte ich noch den Glauben, die Preußische Regierung verschmähe die Unredlichkeit, Briefe eröffnen zu lassen; überdem zählte ich den Postmeister von Madeweiß, einen biedern Greis, unter meine Freunde; aber — er that seine Pflicht, und ich erfuhr nach mehreren Jahren, daß von jedem meiner Briefe, auch dem unbedeutendsten, Copieen nach Berlin geschickt wurden.

Eben so gehässig machte mich den Preußen die Erfüllung meines zweiten Auftrags. Preußen, von der Natur selbst an Polen oder Rußland gewiesen, wird sicher über lang oder kurz Einem von diesen Ländern angehören, (und Königsberg alsdann durch Memel verschlungen werden,) denn es ist ein armes Küstenland ein bloßer Abzug (debouché) für die polnischen und russischen Waaren; stockt dieser, so bleibt den Preußen nichts anders übrig, als Contrebande zu treiben, welches sie denn auch, so lange Rußlands strenger Tarif galt, reichlich thaten. Dieser Handel war ordentlich organisirt. Es gab Juden in den Grenzstädten, die für gewisse Procente (ich glaube

17 oder 18) förmlich die Bürgschaft übernahmen, die verbotenen Waaren glücklich über die Grenze zu bringen. Ganze Karavanen giengen im Winter fast wöchentlich von Königsberg ab, besonders mit Tuch und Wein. Wenn ich nun gleich unter der Hand wohl davon unterrichtet war, so fehlte es mir doch an Mitteln die Schleichhändler zu ertappen, und wahrscheinlich würde ich bald die Sache ganz aufgegeben und folglich den Haß der Preußen vermieden haben, wenn nicht abermals ein Zufall hier mein Schicksal bestimmt hätte. Ein gewisser König, ein Schlesier, war unter Kaiser Pauls Regierung, nachdem er die Knute erhalten und die Nasenlöcher ihm aufgeschlitzt worden, nach Siberien verwiesen, aber, nach dessen erkannter Unschuld, durch den Kaiser Alexander zurückberufen, reich beschenkt, und mit dem Versprechen entlassen worden, auch künftig für ihn zu sorgen. Schon im Jahr 1811 hatte er sich, wegen dieser Versorgung, an meinen Vorgänger gewandt, und ich fand auch würklich in dem Consulats-Archiv ein Schreiben des damaligen Staats-Secretairs Engel, des Inhalts, daß der Kaiser beschlossen habe, den König nicht Noth leiden zu lassen, weshalb der Consul Vorschläge zu seinem Besten thun solle. Die weitern Unterhandlungen hatte der Krieg unterbrochen, jezt aber erneuerte König sein Gesuch, und es war meine Pflicht mich dessen anzunehmen, da ich den Willen meines Monarchen kannte. Ich schrieb mehr als Einmal seinetwegen an den Minister, allein der Kaiser war noch abwesend. Unterdessen mußte der arme Teufel unterstüzt werden, ich that es aus meiner Tasche. Da mir jedoch auf die Länge das zu beschwerlich wurde, und ich in König einen schlauen Mann zu erkennen glaubte, der eben kein Sklave seines Ehrgefühls war, so

that ich ihm den Vorschlag mir in Angelegenheiten des Schleichhandels als Spion zu dienen, wozu er auch um so geschickter war, da er etwas Russisch verstand.[40]) Er war sogleich willig dazu, und in Kurzem erfuhr ich den Tag, an welchem ein ziemlich ansehnlicher Transport verbotener Waaren mit Russischen Fuhrleuten aus Königsberg abgehen sollte. Ich sandte einen russischen Officier mit zwei Kosacken ihnen nach, und ließ sie auf der Grenze arretiren. Sie hatten, außer Tuch, auch falsche Banconoten bei sich, die ich nach Petersburg schickte. Die Schleichhändler selbst, mit ihren Waaren, ließ ich, auf Befehl des Ministers, nach Polangen transportiren. Es waren Russische Marketender, die, von der Armee zurückkehrend, in Königsberg Tuch gekauft, und vermuthlich es auch bezahlt hatten.[41]) Ist das Leztere geschehn, woran ich keine Ursache habe zu zweifeln, so hat kein Preußischer Unterthan einen Heller dabei verlohren, und überhaupt ist kein Preuße dadurch in irgend eine Verlegenheit gerathen; um so auffallender mußte es mir seyn, daß, während ich von dem Minister aus Petersburg Belobungsschreiben empfing, die Preußen laut über diese Begebenheit den höchsten Unwillen äußerten und der Polizei-Präsident v. Stein sich nicht entblödete mir zu sagen: „Sie wollen unsern Handel vernichten.“ Ich antwortete ihm ganz kalt: ich habe nicht gewußt, daß Ihr Handel blos in Contrebande besteht.

Ein zweiter Transport, dem ich gleichfalls Kosacken nachsandte, entwischte mir, und das ist Alles, was in dieser Hinsicht von mir geschehen ist; denn wenige Tage nachher verschwand mein Spion. Ich ließ ihn überall suchen; ich foderte ihn durch die Zeitungen auf, sich zu melden, allein vergebens; ich wandte mich an die Polizei;

man versicherte mich, man wisse nichts von ihm. Ich gab endlich das Suchen auf, und zugleich meine Jagd auf den Schleichhandel. Anderthalb Jahr nachher, als ich diesen König schon ganz vergessen hatte, trat er zu meinem Erstaunen eines Morgens in mein Zimmer, und erzählte folgendes:

An dem Tage, an welchem er verschwunden war, hatte ein Lohnlaquay unter irgend einem Vorwand ihn hinaus vor das Thor gelockt; dort wurde er plözlich arretirt, auf einen Wagen geworfen, nach Elbingen geführt, da in Ketten gelegt, und nach Graudenz gebracht, wo er fünf Monate lang im harten Gefängnisse saß, ohne erfahren zu können, warum man ihn so behandle. Nach 5 Monaten wurde er weiter nach Colberg transportirt und dort in einen unterirdischen Kerker geworfen, wo er abermals ein halbes Jahr lag, ohne verhört zu werden. Endlich stellte man ihn vor ein Gericht, und nun vernahm er zum Erstenmale die Beschuldigung, er habe mit mir in geheimem Einverständniß zum Nachtheil des Staates gestanden. Er sagte Alles was er wußte, man konnte ihm kein Verbrechen beweisen und — ließ ihn laufen. Für Alles was er ausgestanden, ließ man ihm den Regreß an seine Angeber offen. Die Wahrheit seiner Erzählung bewies er mir durch das schriftliche Urtheil jenes Gerichts.

Ich gestehe, daß ich bisher für unmöglich gehalten hatte, daß in dem, durch seine Rechtspflege berühmten Preußen sich ein solcher Fall zutragen könne. Einen Menschen auf bloßen Verdacht zu arretiren, in Ketten zu schmieden, in unterirdischen Gefängnissen herumzuschleppen, und fünfviertel Jahre lang ohne Verhör fast verschmachten zu lassen! wenn das in Rußland geschehn wäre, wie höhnisch und hämisch würden die Preußen

darüber geurtheilt haben! — Der arme König, der übrigens freilich nicht viel taugte, aber doch in dieser Sache völlig unschuldig war, suchte vergebens in Königsberg Recht und Schadenersatz zu erhalten, es wagte nicht einmal ein Advocat sich seiner anzunehmen; wenigstens behauptete er solches. Ich beschenkte ihn mehreremale, aber ich konnte nicht so viel für ihn thun, um ihn der tiefsten Armuth zu entreißen, in der ich ihn habe zurücklassen müssen.

Daß der Preußische Hof unzufrieden mit mir war, erfuhr ich zum Erstenmale, als unser Minister in Berlin, im Sommer 1815, nach Nancy als General-Gouverneur gieng und mich mit dahin zu nehmen wünschte. Damals hatte der Graf Nesselrode[42]) ihm die Beschwerden des Preußischen Hofes gegen mich mitgetheilt, die Niemand besser als Er widerlegen konnte, denn zum Glück hatte ich keinen Schritt ohne sein Mitwissen gethan. Er sprach kräftig und überzeugend für mich, mußte mich aber doch zurücklassen, und schrieb mir schon damals, daß man mir wahrscheinlich einen andern Posten geben werde. So willkommen mir diese Nachricht war, (denn ich lag ja in Königsberg nicht auf Rosen,) so wollte ich doch durchaus nicht, daß es scheinen sollte, als hätte ich durch irgend ein Dienstvergehn meine Versetzung veranlaßt. Ich schrieb daher an den Grafen Nesselrode einen freimüthigen Bericht, und schloß damit, daß man, wenn man von Königsberg mich abriefe, mir einen bessern Posten geben müsse, indem ich alle meine Pflichten treu erfüllt, und die vortheilhaftesten Zeugnisse darüber aufzuweisen hätte. Ich erhielt keine Antwort. Alles blieb beim Alten, und der Auftrag, den ich um diese Zeit empfing, auf Ordre des Generals Benningsen,

gegen eine Million Gulden auszuzahlen[43]), schien mir ein neuer Beweis, daß mein Hof das Vertrauen zu mir nicht verlohren hatte. Auch empfieng ich um dieselbe Zeit den St. Annen-Orden zweiter Classe, und der Kaiser schrieb mir dabei: es geschehe, weil ich die verderblichen Grundsätze der Franzosen jederzeit muthig bekämpft hätte. Dieses Schreiben und diese Äußerung gaben eigentlich dem Orden seinen Werth.

Indessen leugne ich nicht, daß das Benehmen des Preußischen Hofes gegen mich, und die verständige, herzlose Kälte der meisten Einwohner von Königsberg, mir mehrere male in meinen Rapporten den Wunsch entlockten, anderswo angestellt zu werden. Dazu kamen noch überdieß so manche unangenehme Consulats-Geschäfte. Ich hatte mir eingebildet, es sey ein ziemlich geschäftloser Posten, bei dem man in Muße den Wissenschaften obliegen könne; allein ich fand mich sehr getäuscht. Gab es gleich der wichtigen Geschäfte nicht viele, so gab es deren doch eine Menge kleine, zeitraubende, und mir sind an manchem Morgen zwischen 8 und 12 Uhr nicht 5 Minuten ohne neue Besuche verstrichen, besonders im Sommer wo eine große Menge Fahrzeuge mit Russischen Producten aus Wilna, Minsk u. s. w. nach Königsberg kommen, war meine Thür fast den ganzen Tag von Fuhrleuten belagert, die mit dem Juden, welcher sie gemiethet hatte, im Streite lagen. Fast täglich gab es solche Processe zu schlichten; eine höchst verdrüßliche Unterhaltung, die nur bisweilen durch die Schlauheit der Juden mir erheitert worden ist; denn nie fehlte es ihnen an spitzfindigen Gründen, ihr Unrecht zu bemänteln.

Eins der wichtigsten Geschäfte, welches ich in Königsberg vollbracht habe, und welches vielleicht den Unwillen

des Preußischen Hofes gegen mich vermehrt hat, war die Zurücksendung der in Preußen zerstreuten russischen Läuflinge. Der Gnaden-Ukas des Kaisers erschien im Sommer 1814. Durch denselben wurde Allen, die kein Kapital-Verbrechen begangen, die Rückkehr ins Vaterland gestattet. Ich wußte, daß in Preußen sich mehr als 10 000 Russen befanden, größtentheils Deserteure, die 1813 und zum Theil schon 1806 entwichen waren; sie dienten bei den Bauern, oder hatten sich selbst als Bauern angesiedelt, und die meisten lebten im Mangel. Da ich überdieß die dem Russen tief eingepflanzte Vaterlandsliebe kannte, so wunderte ich mich im Stillen, daß ein ganzes Jahr verstrich, ohne daß ein Einziger die Gnade des Kaisers benutzte. Ein russischer Krämer, der in Königsberg wohnt, half mir endlich aus dem Traume, indem er mich versicherte, daß der Gnaden-Ukas auf dem platten Lande völlig unbekannt sey, und daß die Preußen sich wohl hüteten, dessen zu erwähnen. Sogleich veranstaltete ich auf meine eigenen Kosten eine Reise dieses Krämers durch ganz Preußen, und ließ den Ukas in allen Dörfern, wo Russen waren, verkünden. Die meisten blieben freilich dennoch zurück, wohl größtentheils aus Furcht, sogleich wieder in Militair-Dienst treten zu müssen, allein vierzehnhundert und sieben und neunzig Russen, fast lauter junge gesunde Kerls, habe ich auf diese Weise ihrem Vaterlande wieder gegeben und, wie ich mir einbilde, mir kein geringes Verdienst dadurch erworben.

Daß ich übrigens mit Preußen es gut und ehrlich meinte, sobald nicht meine Dienstpflicht darunter litt, das habe ich bewiesen, als unser Minister, der einen Handels-Tractat mit Preußen negociiren sollte, ein Memoire

über den Preußischen Handel von mir foderte. Ich verfertigte es mit Zuratheziehung einiger der angesehensten Kaufleute in Königsberg und alle meine Vorschläge waren gewiß eben so vortheilhaft für Preußen als für Rußland. Buonaparte's Wiedererscheinen 1815 hemmte damals den Fortgang dieses Geschäfts.

Vielleicht hätten sich die Preußen nach und nach mit mir ausgesöhnt, da ich, nunmehr unterrichtet, daß alle meine Rapporte erbrochen wurden, der Post nichts wichtiges mehr anvertraute, [und überhaupt mein unbelohnter Diensteifer etwas erlahmte.] [44]) Schon empfieng ich einen Beweis der öffentlichen Achtung, indem die philosophische Facultät mich durch ein Doctor-Diplom überraschte. Ungefähr zu gleicher Zeit ernannte mich die Academie der Wissenschaften in Petersburg zu ihrem Correspondenten. Von meiner, ein Jahr zuvor beschlossenen Versetzung verlautete weiter nichts; auf meine eigenen Anträge deshalb wurde mir nicht geantwortet, und ich fing an, mich in den Gedanken zu ergeben, daß ich mein Leben in Königsberg beschließen müsse. Allein ganz unvermuthet empfieng ich im Sommer 1816 den Ukas meiner Abberufung. Er enthielt keine Gründe, auch keine Mißbilligung meines Betragens, vielmehr die Anzeige, daß der Kaiser mich in das Reichs-Collegium mit Beibehaltung meines jetzigen Gehalts versetzt habe. Zugleich meldete mir der Minister, er werde, wenn ich nach Petersburg komme, für einen andern, mir anständigen Posten Sorge tragen.

Höchst willkommen war mir diese Nachricht, und meine Familie weinte Freudenthränen. Nur der Gedanke beunruhigte mich auf der Heimreise, wo man künftig mich anstellen werde. In meinem geliebten Reval gab es

keinen Posten für mich. Einen Augenblick war ich gesonnen, einen Posten beim Zoll zu suchen, und der Finanz-Minister hatte mir sogar schriftlich den ersten, in Reval erledigten Posten zugesagt; aber es war ein Gedanke, zu dem mich blos der Wunsch in Reval zu bleiben, verleiten konnte; die Betrachtung hingegen, daß man in diesem Stande, trotz der gewissenhaftesten Redlichkeit, mich doch immer für einen Spizbuben halten könnte, bestimmte mich sehr bald, das Verlangen in Reval zu wohnen, meinem Rufe aufzuopfern. Nur fürchtete ich, daß man in Petersburg mich anstellen werde; ein Ort, wo die Lebensweise mir durchaus mißfällt, da sie sich weder mit meinem Alter, noch mit meiner Gesundheit, noch mit meinen Neigungen verträgt.

Als ich nun eines Morgens in meinem Reisewagen diesen Betrachtungen nachhieng, kam, ich weiß nicht woher, noch wie, ein Plan mir angeflogen, den ich auf der Stelle mit Bleistift in meinem Taschenbuche entwarf. Der Hof, sagte ich, schickt Reisende ins Ausland, um Fabriken, neue Maschinen und dergleichen zu sehn, zu beschreiben und für Rußland nutzbar zu machen. Sollte es nicht eben so vortheilhaft, und noch vortheilhafter seyn, wenn er einen Mann im Ausland hielte, der ihn von allen neuen Ideen unterrichtete, die in der Politik, Finanz-Wissenschaft, Kriegskunst, öffentlichem Unterricht u. s. w. in Europa in Umlauf kommen? Der in dieser Hinsicht aus jedem neuen Werke kurze Auszüge lieferte und die Ideen, das köstlichste Eigenthum fremder Völker, für Rußland fruchtbar machte? — Freilich würden bei Weitem nicht alle neue Ideen auf Rußland anwendbar seyn, allein ihr Sammler würde dem Taucher gleichen, der die Perlen-Muscheln aus dem Meeres-Grunde

hohlt: unter hundert Perlen findet sich kaum Eine, die würdig ist, in einem Diademe zu prangen; aber diese Eine vergilt die Kosten reichlich. Auch könnte Rußland wohl auf keine andere Weise zu diesem Schatze gelangen, da eines Theils durch die Censur die Einführung fremder Bücher so sehr erschwert ist, und andern Theils auch der thätigste Fürst oder Minister nicht die Zeit übrig behält, um mit einer solchen Arbeit sich zu beschäftigen.

Das waren die Grundzüge meines Planes, den ich in einem Memoire umständlicher entwickelte, und zugleich daran erinnerte, daß schon zu den Zeiten der Kaiserin Catharina, der Baron Grimm in Paris mit ähnlichen Aufträgen beehrt worden sey.

Ich bekenne, daß ich geringe Hoffnung hegte diesen Plan verwürklicht zu sehn. Indessen schrieb ich ihn ins Reine, nahm ihn mit nach Petersburg, und der Minister empfieng ihn, noch eh er mich selbst gesprochen hatte. Meine erste Unterredung mit ihm beruhigte mich völlig über meine, so eben verlassenen Verhältnisse. Er fing damit an, mich zu versichern, daß der Kaiser mit meinen Diensten völlig zufrieden sey, und daß theils mein eigener Wunsch, theils Ursachen, die mich nicht berührten, ihn bewogen hätten, mich abzurufen.[45]) Dann kam er auf meinen Plan, über den er sich sehr günstig äußerte, mir versprach, sobald der Kaiser zurückkomme, ihm denselben zu unterlegen, und einstweilen mir erlaubte, in Reval die Entscheidung abzuwarten.

Sie blieb nicht lange aus. Im November 1816 empfieng ich den Auftrag des Kaisers in so schmeichelhaften Ausdrücken, daß die Bescheidenheit mir verbietet sie hier zu wiederholen.[46]) Der Kaiser war, über alle meine Erwartung, sehr ins Detail meines Planes eingegangen, und

hatte eigene, sehr gute Erweiterungen hinzugefügt. Nur gab der Minister mir zugleich einen Wink, daß ich, in Hinsicht meiner eigenen Schriften, künftig mit großer Vorsicht verfahren müsse. Vielleicht bezog sich das auf die, von mir herausgegebenen Briefe der Generalin Bertrand[47]), die so großes Aufsehn erregt hatten, daß man sogar bei meiner Zurückkunft in Reval mich durch die Nachricht beunruhigte, der Kaiser habe seine Ungnade deshalb auf mich geworfen.

Im Maerz 1817 erhielt ich meine Instruction.[48]) Ich darf mir den Ort meines Aufenthaltes selbst wählen, folglich in Weimar die lezten Tage meiner alten Mutter erheitern, ich stehe unter Niemandem als unter dem Reichscollegio, dem ich jährlich nicht mehr als zwei oder drei Rapporte einzusenden habe; es sind mir Einkünfte angewiesen, die sich auf viertehalb Tausend Thaler belaufen; meine Geschäfte sind von der Art, daß sie auch dem Alter Vergnügen gewähren. — Was könnte ich mehr wünschen? — Nur das Verlangen, einst mein Leben im Kreise aller meiner Kinder und einiger erprobter Freunde in Reval zu beschließen, bleibt mir noch unerfüllt. Doch wer weiß, ob mit der Zeit nicht auch dazu sich eine fröhliche Aussicht eröffnet! Amen!

Geschrieben am 27ten März 1817.

ANMERKUNGEN

1) Ekhof kam 1771 mit der Seylerschen Truppe nach Weimar. Schon früher hatte „Der Tod Adams" von Klopstock, den Abt mit seiner Truppe in Weimar gab, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht („Mein literarischer Lebenslauf"; Ausgew. pros. Schriften, Wien 1842 f., Bd. 24, S. 119 ff.); auch den Vorstellungen der Kochschen Gesellschaft, die dann von der Seylerschen abgelöst

wurde, hatte er beigewohnt. („Biographische Nachrichten über August von Kotzebue" im „Literarischen Wochenblatt" 4. Bd. [1819], Nr. 1—3; wieder abgedruckt im 1. Band des „Theaters von August von Kotzebue", Wien 1840 f., S. VII.)

2) In der Handschrift mit Bleistift hinzugefügt.

3) Seine Schwester Amalie verheiratete sich mit Johann Friedrich Gildemeister (1750—1812), der 1777 als Professor beider Rechte an die Universität Duisburg berufen wurde.

4) Karl Friedrich Walch (1734—1799), wurde 1759 ord. Professor.

5) Philipp Seidel (1785—1820). Er wurde später Rentamtmann in Weimar.

6) Friedrich Wilhelm von Bawr (1731—83), seit 1769 in russischen Diensten, machte sich als General und besonders durch Anlegung mehrerer Kanäle, Wasserleitungen, Kunststraßen, Hafenbauten und Verbesserung der Salzwerke verdient.

7) In der Handschrift durchgestrichen.

8) In der Handschrift steht Woronzow; bis auf das W ist der Name dann durchgestrichen. Mit dem Grafen Worontzow kann Kotzebue auch nicht verhandelt haben, da er bereits 1767 gestorben war.

9) 1784 heiratete Kotzebue dessen Tochter Friederike, die schon 1790 in Weimar starb.

10) 1793.

11) Graf Benjowsky oder Die Verschwörung auf Kamtschatka. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig 1795. — Wahrscheinlich war der Kaiserin der Inhalt verdächtig: Graf Benjowsky kommt als Kriegsgefangener nach Kamtschatka; die dortigen Gefangenen, die bereits verschworen sind, wählen ihn zu ihrem Führer, und er befreit sie.

12) Roman Kotzebues, der 1808 in Riga in 2 Bänden erschien.

13) Peter Freiherr von Braun (1758—1819) leitete von 1794 bis 1807 die beiden Wiener Hoftheater.

14) Johann Baptist Alxinger (1755—97) war seit 1796 an den Hoftheatern angestellt.

15) Johann Franz Hieronymus Brockmann (1745—1812) gehörte von 1778 bis zu seinem Tod dem Burgtheater an. Von 1789—92 führte er die Direktion.

16) Die zweite Gemahlin Franz' II., Maria Theresia, Tochter Ferdinands IV., Königs beider Sizilien.

17) Kotzebues zweite Frau Christiane geb. von Krusenstern.

18) 1799 in Leipzig erschienen.

19) Wohl der Reichsgraf von Colloredo-Waldsee (1736 bis 1806), der seit 1792 Geh. Kabinetts- und Konferenzminister war. Wahrscheinlich verwechselt ihn Kotzebue mit dem Reichsvizekanzler Fürsten von Colloredo-Mansfeld.

20) Seine Verbannung nach Sibirien, die er in dem zweibändigen Werk „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" (Berlin 1801) schildert.

21) Antoine François de Fourcroy (1755—1809), berühmter Chemiker.

22) In der Handschrift: erfuhr.

23) 1808 in Riga in 4 Bänden erschienen.

24) 1803 starb seine zweite Frau Christiane.

25) Der Freiherr vom Stein war im Juni 1812 einer Einladung Kaiser Alexanders nach Rußland gefolgt.

26) Vgl. Paul Czygan, Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege. Leipzig 1909 ff. I, S. 136.

27) Graf Wittgenstein (1769—1843), russischer Feldmarschall, zog am 11. März in Berlin ein. — Kotzebues Ankunft in Berlin wird in der Voß- und Spenerschen Zeitung in Nr. 35 vom 23. März bekanntgegeben. (Czygan I, S. 235.)

28) Vgl. Czygan I, S. 235; II_1, S. 71 f.

29) Vgl. Czygan I, S. 236; II_1, S. 73, 74.

30) Vgl. Czygan I, S. 237; II_1, S. 80 f.

31) Das Schreiben ist vom 26. April 1813. Vgl. Czygan II_1, S. 80 f.

32) Der russische Gesandte in Berlin, Graf von Nesselrode, bat ebenfalls, dem von Kotzebue redigierten Blatt keine Ausnahmestellung hinsichtlich der Zensur einzuräumen. (Vgl. Czygan I, S. 237; II_1, S. 87.)

33) Dem Geh. Legationsrat von Schultz wurde laut eines Schreibens Hardenbergs vom 30. April 1813 die Zensur über „sämtliche zu Berlin erscheinende politische Journale, Zeitungen, periodische Blätter, Flugschriften, Pamphlets" übertragen (Czygan II_1, S. 87).

34) Vgl. das Schreiben des Militärgouvernements in Berlin an

den König (Czygan II_1, S. 116) und die Beschwerde des schwedischen Gesandten wegen eines Artikels über die schwedischen Truppen. (Czygan I, S. 237; II_1, S. 118 f.) Vielleicht bezieht sich alles auf die Nrn. 22 und 25 des „Russisch-Deutschen Volksblattes" (vom 20. u. 27. Mai; s. Czygan II_1, S. 118 f. Anm.); „bescheidenste Vorsicht" scheint freilich bei der Abfassung dieser Artikel nicht gewaltet zu haben.

35) Der Geh. Staatsrat Johann August Sack (1764—1831), seit 1806 Zivilgouverneur von Berlin.

36) A. W. Schlegel hatte auf Kotzebue die Satire „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue bey seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland" verfaßt.

37) Vgl. Czygan I, S. 236; II_1, S. 73, 74.

38) Der am 4. Juni 1813 abgeschlossene Waffenstillstand zu Pläswitz (Poischwitz).

39) Im „Moniteur" vom 30. Mai 1813. (Czygan I, S. 241.)

40) Offenbar versuchte Kotzebue, zu ähnlichen Zwecken auch preußische Beamte zu gewinnen; vgl. den Bericht des Geh. Finanzrats Auerswald vom 6. Mai 1814 an das Polizei-Ministerium (Czygan I, S. 111 Anm.) und das Schreiben des Geh. Staatsrats Raumer an Hardenberg vom 28. März 1815. (Czygan II_2, S. 193 f.)

41) Auf denselben Fall bezieht sich wahrscheinlich das Schreiben des Landrats von Lyncker an den Militärgouverneur vom 18. Februar 1814. (Czygan I, S. 110 Anm.)

42) Der bereits (Anm. 32) erwähnte russische Gesandte in Berlin (1780—1862); 1816 wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

43) Vgl. den Brief an seine Mutter vom 29. Mai 1815. (Czygan I, S. 111.)

44) In der Handschrift ist dieser Satz mitten im letzten Wort abgebrochen und ausgestrichen.

45) Fast wörtlich so zu einem Brief an den Gesandten Alopeus in Berlin; s. Czygan I, S. 131 f.

46) Fast dieselben Worte in einem Brief an seine Mutter vom 29. Nov. 1816. (Heinrich Döring, August von Kotzebues Leben. Weimar 1830. S. 316.) — Wahrscheinlich ist der Brief des Vizekanzlers vom 22. November 1816 gemeint. (S. von Goriaïnow,

August von Kotzebue als literarischer Kommissar der russischen Regierung. — Deutsche Revue 35[2], S. 372.)

[47]) „Briefe der Generalin Bertrand, von der Insel St. Helena geschrieben, an eine Freundin in Frankreich.“ (Angeblich aus dem Französischen übersetzt, wahrscheinlich aber von Kotzebue herrührend.) Erschienen 1816 in den Nrn. 25—28 der bei Friedrich Nicolovius in Königsberg herausgegebenen „Politischen Flugblätter“. (Czygan I, S. 130 f.)

[48]) Am 16. März 1817 (v. Goriaïnow S. 372 ff.).

ARTHUR POLLMER
AUS DEM NACHLASS FRIEDRICH THEODOR KRÄUTERS

Dem Leser von Goethes Briefen der letzten beiden Lebensjahrzehnte tritt häufig der Name Friedrich Theodor Kräuters entgegen, und aus den an ihn gerichteten kurzen Schreiben, die vielfach nur Geschäftsaufträge enthalten, und aus sonstigen Andeutungen und Bemerkungen Goethes formt sich am Ende das Bild eines eifrigen und gewissenhaften, fleißigen und klugen Mannes, der als ein unentbehrlicher Helfer Goethes erscheint. Später taucht der Rat und Bibliothekar Kräuter in den Berichten der Besucher des nachklassischen Weimars auf, denen er als Kustos der Goethischen Sammlungen die Pforten des Hauses am Frauenplan erschloß. Kräuter galt, nachdem Riemer und Eckermann dahingegangen waren, als letzter Überlebender aus dem näheren Kreise der Männer um Goethe; als ein ehrwürdiges Erb- und Reststück erlangte er eine Art Berühmtheit über Weimars Mauern hinaus. Über seinen handschriftlichen Nachlaß, der sich seit Jahren im Besitze der Sammlung Kippenberg befindet, soll hier Aufschluß gegeben werden. Einige Nachrichten über Kräuters Lebensgang und über sein Verhältnis zu Goethe dürfen vorausgehen. Kann auch Kräuter mit den anderen der Goethe dienenden Geister, etwa mit Riemer und Eckermann, nicht auf eine Stufe der Bedeutung gestellt werden, in die Breite des Goethischen Lebens im Alter gehört Kräuters Gestalt mit hinein,

und für diese Epoche wie für das weimarische Leben der nachklassischen Zeit öffnet sich in seinem Nachlaß eine neue Fundgrube.

Kräuter konnte seine Vorfahren zurückverfolgen bis zum Urgroßvater Johann Justus Kräuter, der um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert Schultheiß in Kiliansroda war. Von dessen Sohn, Johann Andreas, liegt im Nachlaß ein selbstgeschriebener ausführlicher Lebenslauf, in dem er sein armes, sorgen- und kinderreiches Schulmeisterdasein in Kiliansroda und Sulzbach umständlich und treuherzig beschreibt. Sein Sohn, Ehrenfried Kräuter, Schneidermeister, Stadtältester und Bezirksvorsteher zu Weimar, wie ihn die Unterschrift eines Schattenrisses nennt, war der Vater der beiden Söhne Anton Friedrich und Friedrich Theodor. Der Ältere studierte von 1808 an in Jena, wir finden ihn später als Geheimen Archiv-Sekretär in Weimar wieder, der Jüngere mußte auf höheren Abschluß seiner Bildung verzichten. Er besuchte das weimarische Gymnasium von 1796 bis 1807. Obwohl er später Herders und Böttigers Verdienste um die Schule wohl zu würdigen wußte, hob er doch hervor, daß man damals alles andere habe gründlich lernen können, nur nicht die lebendigen Sprachen. Auf diese aber kam es dem mehr praktisch als ideal veranlagten Jüngling besonders an. Er war zwei Jahre Primus der zweiten Klasse (die erste blieb ihm verschlossen, da er nicht studieren wollte); erst am Schlusse dieser Zeit lernte er, er war damals siebzehn Jahre alt, im Deutschen den Dativ vom Akkusativ unterscheiden. Die französische Sprache betrieb er sehr eifrig, und auch in der englischen und italienischen legte er, wie er selber sagt, einen mäßigen Grund. Das Erlernte suchte er durch

Privatunterricht an andere sofort nutzbar zu verwerten. Im Alter von fünfzehn Jahren, noch als Gymnasiast, trat er am 1. Dezember 1805 bei der Herzoglichen Bibliothek als Schreiber ein, um sich durch zwei-, später dreistündigen Dienst die Anwartschaft auf künftige feste Anstellung zu sichern. Nach einer vorübergehenden Beschäftigung auf der weimarischen Post erreichte er auch sein Ziel. Die von Goethe bewirkte Beförderung zum Bibliothekssekretär ermöglichte es ihm, 1816 eine seiner Privatschülerinnen, die jugendfrische Friederike Wenzel zu heiraten. Kräuters Geschäftstüchtigkeit, die aus jedem im eigenen oder im fremden Interesse von ihm abgefaßten Schriftstück spricht, fand bei der Bibliothek ein reiches Feld der Betätigung. Über den täglichen Bibliotheksdienst hinaus zeigte er namentlich bei größeren und schwierigeren Ankäufen, in der Behandlung von Antiquaren und Händlern große Gewandtheit, die der Hof und Goethe gern auch bei ihren Privatkäufen in Anspruch nahmen. Der erste Bibliothekar Vulpius, der den jungen Kräuter in den Bibliotheksdienst aufgenommen hatte, wurde mit den Jahren immer unzugänglicher; ein Schlaganfall, den er 1824 erlitt, schloß den Gelähmten von den Geschäften bis zu seinem Tode aus. Wohl war seit 1814 Riemer als zweiter Bibliothekar angestellt, aber auch er war für die rein geschäftliche Seite seines Amtes untauglich. Die Gunst dieser Umstände kam Kräuters Anlagen und Neigungen sehr entgegen. Mit feiner Diplomatie hielt er die Anstellung eines zweiten wissenschaftlichen Beamten, die nach Riemers Beförderung in Vulpius' Stelle erforderlich gewesen wäre, so lange hintan, bis es in Hinsicht auf den von ihm übernommenen Arbeitskreis unmöglich geworden war, ihn

beiseitezuschieben. Die Bibliotheksgeschäfte bedeuteten ihm vollkommen seine Welt, und das Dasein der Bibliothek und den Fortgang der Geschäfte vermochte er sich ohne sein Eingreifen, seine Arbeit nicht zu denken. Seine ganz unbestreitbaren Verdienste und Ansprüche machte er zuweilen in sehr energischer Weise geltend, er war nicht, was man in der Beamtensprache einen Kriecher nennt. Den vorgesetzten Behörden, auch Goethe gegenüber, vermochte er in der gewandtesten Form in aller Devotion, Submission und ersterbenden Ergebenheit auch sehr unangenehme Dinge zu sagen. Er ließ sich nicht leicht abschrecken und abweisen, er, der immer wieder betonte, „von der Pike auf gedient zu haben", wußte, daß in allen von der Entscheidung hochgestellter Persönlichkeiten abhängenden Dingen steter Tropfen den Stein höhlt. Nach Riemers Tode hoffte er auf das erste Bibliothekariat, freilich vergeblich, und Reibereien mit dem neuen Oberbibliothekar und den Aufsichtsbehörden trübten seine letzten Amtsjahre. Seine wirtschaftlichen Verhältnisse waren durch Geschick und Fleiß, vielfache Neben- und Überarbeit sehr günstig geworden, er konnte bald Haus und Garten kaufen und den einzigen Sohn Edmund behaglich studieren und weite Reisen machen lassen. Das Kustodiat der Goethischen Sammlungen vermehrte nicht nur seine Einnahmen, sondern erhöhte auch sein Ansehen ganz bedeutend. Er erhielt 1836 die preußische große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft; anläßlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums 1855 ernannte ihn die philosophische Fakultät der Universität Jena zum Ehrendoktor, unter ausdrücklichem Bezug auf seine Verdienste um Goethe und dessen Nachlaß. Am 1. Januar 1856 trat er in den

Ruhestand, ein halbes Jahr später starb er im Alter von sechsundsechzig Jahren.

Obwohl schon seit 1805 in Goethes Geschäftsbereich angestellt, kam Kräuter erst 1814 mit Goethe persönlich in Berührung. „Schon im ersten Viertel des Jahres 1814", schreibt Kräuter, „wurde mir der einzig hohe Genuß zu theil, alle Vormittage einige Stunden dem Herrn Geheimerath und Staatsminister von Goethe Excellenz auf seinem Zimmer quasi Secretair in seiner Correspondenz und sonstigen literarischen Arbeiten an Händen zu gehen und mir ohne unwürdige Kunstgriffe seine Gnade zu erwerben, die sich mir vielfältig als durch Geschenke seiner Werke, Einladung an seinen Tisch und andere dergleichen unzählige Begünstigungen offenbahrte." Im Sommer 1817 nahm Goethe den Bibliothekssekretär mit nach Jena. Der Arbeitsaufenthalt fiel in die Zeit der stärksten Spannung zwischen Goethe und seinem hauptsächlichsten Mitarbeiter Riemer nach dessen Zerwürfnis mit Goethes Sohn. Manch einer hätte damals gern die Nachfolge Riemers angetreten, sogar von auswärts boten sich talentvolle junge Leute als Schreiber an. Kräuter suchte durch Eifer und Klugheit seine Stellung in der Gunst Goethes zu befestigen. Daß dabei Schwierigkeiten sich ergaben, die des Humors nicht entbehren, offenbaren die Briefe Kräuters an seine junge Frau, mit der er damals noch nicht ein Jahr verheiratet war. Das über die Trennung erbitterte „Fritzchen" erleichterte dem strebsamen, anderseits stürmisch verliebten Gatten die Lage keineswegs. Auf Kräuters Wunsch sorgte die Frau von Weimar aus für Blumenkohl und andere Lieblingsgemüse Goethes, der für solche Aufmerksamkeit mit einer „süßen Sendung" dankte. Zu ihres Mannes Verzweiflung schickte

sie aber die leere Schachtel zurück ohne Dank und besondere Anerkennung. Sie hatte die geheimrätlichen Süßigkeiten arglos verzehrt wie andere auch. Als einige Wochen später Kräuters Mutter in Weimar ausbreitete, ihr Sohn würde mit Goethe nach Karlsbad gehen, widerrief Kräuter der Frau gegenüber die Nachricht, er würde nicht mit nach Italien reisen, wenn Goethe es ihm anböte. Er klagte überhaupt: „Es ist traurig, wenn man um große Herrn herum ist, da verliert man so ganz seine Selbständigkeit, darf keinen eigenen Willen mehr haben; genug, man ist ihr Fangball, den sie nach ihrer Willkür herumwerfen, wie sie wollen.“ Wenn Goethe überhaupt daran gedacht hatte, Kräuter in ein ähnliches Arbeitsverhältnis zu sich zu bringen, wie es zwischen ihm und Riemer bestand, so hatten ihn wohl diese jenaer Probewochen erkennen lassen, daß Kräuter dafür nicht der geeignete Mann war. Im Gegensatz zu Riemer mit seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit und zu Eckermann mit seinem liebevoll-bescheidenen Eindringen in Goethes Schaffen fehlte bei Kräuter eine geistige Basis. Unter den Handschriften des Nachlasses findet sich auch nicht eine einzige Aufzeichnung, die auf ein tieferes Eindringen oder eine anhaltende Beschäftigung mit einem Werke Goethes schließen ließe. Kräuters Arbeitsfreude, seinen tätigpraktischen Sinn, seine vielseitige geschäftliche Verwendungsfähigkeit hat Goethe voll anerkannt. Mit Lust folgte Kräuter den Richtlinien und Wünschen Goethes, wenn ihm nur in der Ausführung ein gewisser Spielraum gelassen wurde und Anerkennung nicht fehlte. In seinen Agenden, Relationen, Tätigkeitsberichten zeigte er die Goethische Schulung. Auch dem Sammler Goethe wußte er sich dienstbar zu machen, er war vielleicht der einzige,

der zu Goethes Lebzeiten bereits einen Überblick über die Schätze dieser Sammlungen besaß. Goethe benutzte ihn auch als klugen und geschickten Vermittler zwischen sich und dem Hof, wenn die Meinungen in Bibliotheks- oder Sammlungsangelegenheiten einmal auseinandergingen. Zu einem engeren Umgange kam es nach der jenaer Zeit nicht wieder. Kräuter, der „sein ganzes Leben in sieben Quadratmeilen abgesponnen", bat 1824 Goethe, ihn an Stelle eines Schreibers mit ins Bad zu nehmen. Goethe entsprach dieser Bitte nicht, hat es aber sonst an nichts fehlen lassen, um den wertvollen Beamten in dauernder Arbeitsfreudigkeit zu erhalten.

Über Einteilung und Inhalt des Nachlasses mag ein rascher Überblick unterrichten. Einen großen Bestandteil bilden Familienpapiere und Familienbriefe. Von Kräuters Sohn Edmund stammt eine Reihe peinlich sauberer, sorgfältig geführter Vorlesungsnachschriften aus seiner jenaer Studienzeit. Sie enthalten Vorlesungen des Philologen Göttling zur klassischen Literatur, aber auch altdeutsche Literaturgeschichte und eine Interpretation der Gudrun sind vertreten. In den Stand der Universitätswissenschaft in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts gewähren sie guten Einblick. Aus den vorhandenen Familienbriefen heben sich die Briefe Kräuters an seinen Bruder Friedrich, die an seine Frau und die an den in Jena und Leipzig studierenden oder auf Reisen befindlichen Sohn Edmund heraus. Die Briefe an den Bruder stammen aus den Jahren 1808 und 1809. Auf Goethe bezügliche Notizen enthalten sie nicht, wohl aber einige andere nicht uninteressante weimarische Nachrichten, so über den Transport der Bibliothek des Herzogs von Öls von Schlesien nach Weimar. Der junge Kräuter wünschte,

daß mit den auf dem Wasserwege bis Halle herankommenden 20000 Bänden auch für ihn das Glück in Gestalt seiner festen Anstellung heranschwimmen möchte. Der Eindruck der Niederlage des weimarischen Kontingentes in Tirol 1809 wird ausführlich geschildert und im November des gleichen Jahres von dem großen Sterben erzählt, das durch Weimars Gassen ging und vor allem Kinder und jugendliche Menschen dahinraffte. Über den Inhalt der Briefe, die der junge Ehemann und Gehilfe Goethes 1817 von Jena aus an die Frau schrieb, haben wir bereits berichtet. Goethes, „des guten Papas", und seines Befindens wird fast in jedem Schreiben gedacht. Ins nachklassische Weimar führen die Briefe an den Sohn Edmund, in denen der Vater in der Weise, in der er früher an Goethe nach Karlsbad und Marienbad berichtet hatte, sehr hübsche abgerundete Bilder zeichnet vom Leben und Treiben in der Heimatstadt. Aus dem Goethekreise tauchen die Namen Riemers, des Kanzlers von Müller, Coudrays, Vogels ab und zu auf. In breiter Ausführlichkeit werden die Verhandlungen über den Verkauf der Goethischen Sammlungen an den Deutschen Bund dargestellt, Haltung und Wesensart der Nachkommen Goethes beleuchtet. Vom regierenden Großherzog Carl Friedrich entwirft Kräuter in diesen Briefen kein günstiges Bild, den Erbgroßherzog Carl Alexander dagegen behandelt er mit größter Achtung.

Einer Lieblingsneigung Carl Friedrichs hat Kräuter, wie eine andere Briefgruppe des Nachlasses beweist, überaus viel Zeit und Mühe geopfert. Der Großherzog wünschte eine möglichst vollständige Sammlung aller zu seiner Zeit aufgeführten Puppenspiele und Marionettenstücke zusammenzubringen. Kräuter trat, um diesem

Bedürfnis zu dienen, in Verkehr mit Inhabern von Marionettentheatern, wie Anton Kressig und Professor Eberle, um von ihnen Abschriften ihrer Spiele zu erhalten. Förderlicher noch wurde ihm in dieser Hinsicht die Bekanntschaft mit dem wiener Schauspieler und Schriftsteller Castelli, der selbst eine sehr reiche theatralische Sammlung besaß und auf vieles Versteckte hinweisen konnte. Seine Briefe enthalten manche interessante Bemerkung zum Leben der Zeit.

In Kräuters Bibliotheksarbeit hinein führen seine Briefe an den Gothaer Philologen und Bibliothekar Friedrich Jacobs. Diese aus den Jahren 1819 bis 1843 stammenden, sämtlich im Original vorhandenen Briefe zeigen Kräuters Bestreben, gute Beziehungen zu der Nachbarbibliothek und zu dem durch seine literarischen Arbeiten einflußreichen Jacobs zu pflegen. Für Kräuter bedeutete Jacobs „das Ideal eines vollendeten Bibliothekars". An die Büchernachweisungen, die meist die unmittelbare Veranlassung dieser Schreiben bilden, schließen sich Erörterungen über allgemeine bibliothekarische Angelegenheiten, über weimarische Ereignisse und gemeinsame Bekannte. Äußerungen Ludwig Tiecks über die weimarische Bibliothek werden mitgeteilt, die Lebenswahrheit der in Weimar befindlichen Büsten und Bilder des großen Philologen Friedrich August Wolf wird erörtert.

Den bedeutendsten Teil des ganzen Nachlasses bilden die aus Kräuters amtlicher Tätigkeit stammenden Papiere: Vorlagen zu Denkschriften und Eingaben, Vorschlägen, Gesuchen und Beschwerden. Diese Schriftstücke spiegeln die Geschichte der weimarischen Bibliothek und der mit ihr verbundenen Sammlungen in dem Zeitraum von 1815 bis 1855, für die Zeit bis 1832 stellen sie unschätzbare

Zeugnisse der amtlichen Tätigkeit Goethes dar, an den als an den obersten Leiter der Anstalten für Wissenschaft und Kunst die meisten Eingaben gerichtet sind. Sie liefern ferner manchen beachtenswerten Einzelzug für das Leben Goethes in dieser Altersepoche. Von den Persönlichkeiten seines damaligen Lebenskreises treten in diesen Papieren Vulpius, Riemer und Eckermann in schärfere Beleuchtung. Goethes Schwager Vulpius wurde mit den Jahren ein recht wunderlicher Mann, dessen Heimlichtuerei in bibliothekarischen Dingen bis an die Grenze eines krankhaften Zustandes ging. Nach seiner Lähmung führte Kräuter vertretungsweise die Geschäfte und konnte schon nach einem Jahre an Goethe berichten, daß im Gegensatz zu den bisherigen Verhältnissen in die ganze Bibliothek nach Goethes Prinzipien „Klarheit und Ordnung" gebracht worden sei, auch die sorgliche Führung der „Diarien", auf die Goethe besonderen Wert legte, vergaß Kräuter nicht zu erwähnen. Nach Vulpius' Tode gedachte Goethe, wie er Kräuter mündlich mitteilte, Eckermann als zweiten Bibliothekar anzustellen. Ebenso taktvoll als bestimmt lehnte es Kräuter ab, zwischen sich und dem neuen ersten Bibliothekar Riemer einen Anfänger einschieben zu lassen. Auf seine Vorstellungen hin ist Eckermanns Anstellung unterblieben. Über Riemers Tätigkeit als Oberbibliothekar sprach er sich am 21. 7. 1831 Goethen gegenüber sehr freimütig aus. In einem Überblick über die Geschäftslage heißt es: „Alles was Gutes an mir ist: Sinn für Ordnung und Klarheit, Liebe zu geregelter Thätigkeit, Ausdauer in Schwierigkeiten verdanke ich größten Theils den glücklichen Jahren wo ich unter Ew. Exc. Augen arbeitete u. in Ew. Exc. Selbst das höchste Vorbild aller dieser guten Eigenschaften fand.

Möge es denn immerhin aus der Feder fließen, so schwer es mir auch ankommt, daß meinem Vorgesetzten, als Mensch und Gelehrter so überaus liebenswürdig und bedeutend, der Sinn für eine geregelte, fortschreitende Thätigkeit doch gänzlich mangelt und ihm nie so ganz recht zu eigen werden dürfte... So sind alle Geschäfte in meine Hände gekommen und mein verehrungswürdiger Vorgesetzter hängt seiner Neigung Collectaneen zu sammeln und mit Studieren der Bibliothek-Schätze seine großen Kenntnisse noch zu vermehren ununterbrochen ruhig nach." Kräuter fand sich mit dieser Art Arbeitsteilung auch sehr gern ab, nur wünschte er Verständnis dafür, daß in ihm „ein gewisses Selbstgefühl immer wachsen und befestigt werden muß". Diesem Selbstgefühl wurde insofern Rechnung getragen, als ein „Bibliotheksvorstand" eingeführt wurde, dessen Berichte und Eingaben Riemer und Kräuter gemeinsam unterzeichneten. Mit Riemer hat Kräuter denn auch in recht gutem Einvernehmen gelebt. Um so bitterer empfand er den Wechsel nach Riemers Tode. Der neue Oberbibliothekar Preller war ein Mann, der „nichts von Joseph wußte" und die Ansprüche Kräuters auf besondere Schonung und Behandlung nicht gelten lassen wollte. Das führte selbst bei kleinen, uns komisch berührenden Anlässen zu erbitterten Auseinandersetzungen.

Eine letzte Abteilung des Nachlasses, zwei schmale Hefte umfassend, geht die Goetheforschung unmittelbar an. Diese Hefte enthalten „Unmaßgebliche Wünsche und Bemerkungen über Goethes Leben von Döring". Heinrich Döring, ein in Jena lebender Schriftsteller, hatte bereits Biographien Klopstocks, Herders und Schillers erscheinen lassen, bevor er 1828 gleichzeitig mit der großen Ausgabe

der Werke Goethes sein „Leben J. W. von Göthe's“ veröffentlichte. Die drei zuerst genannten Arbeiten sind einfache Lebensbeschreibungen, bestimmt für den ersten Bedarf weiterer Leserkreise, die biographische Nachrichten über die Dichter wünschen, ohne dabei Ansprüche auf tiefere Erfassung der Persönlichkeiten und geistige Durchdringung des Stoffes zu erheben. Das Goethebuch trägt den gleichen Gesamtcharakter, es ist aber nicht ohne Sorgfalt zusammengetragen und gearbeitet. Döring betont im Vorwort, daß die Biographie ein Werk mehrjähriger Vorbereitung, sein Ziel „eine einfache, historisch richtige Schilderung“ von Goethes Lebensereignissen sei. Den in dieser Hinsicht erreichten Grad von Vollständigkeit habe seine Arbeit „nur in der Nähe des Dichters“ erhalten können. Diese Bemerkung deutet darauf hin, daß Döring außer allem, was Goethes Werke an biographischem Stoff darboten und außer der bis 1828 über Goethe erschienenen Literatur noch andere Quellen sich erschlossen hat. Umfang und Art dieser versteckten Mitarbeit lassen die beiden Hefte des Kräuternachlasses erkennen. Vermutlich hat Döring oder auch sein weimarer Verleger Hoffmann die Handschrift des Goethebuches kurz vor dem Druck Kräuter zur Lektüre und Begutachtung vorgelegt, von dessen Hand die „unmaßgeblichen Wünsche und Bemerkungen“ geschrieben sind, die in über fünfzig Einzelpunkten Ratschläge erteilen, Ergänzungen und Kürzungen anheimgeben. Bei den meisten dieser Notizen erscheint die geistige Urheberschaft Kräuters im Hinblick auf seine Bildung und Wesensart von vornherein zweifelhaft. Hingegen hat der Leser von Riemers späteren „Mittheilungen über Goethe“ sofort den Eindruck, daß Riemer hinter diesen Wünschen steht. Ein paar Worte

von seiner Hand auf dem einen der Hefte würden dies noch nicht erweisen, die Bestätigung wird herbeigeführt durch einen unter den amtlichen Papieren liegen gebliebenen Bogen, auf dem Riemer selbst Bemerkungen zu dem gedruckt ihm vorliegenden Werke Dörings niedergeschrieben hat, Bemerkungen, die einer zweiten Auflage des Buches zugute kommen sollten und in denen Riemer ausdrücklich auf seine früheren Wünsche und Anregungen Bezug nimmt. Die Stellen, an denen er dies tut, stimmen durchaus zu den entsprechenden in den von Kräuters Hand geschriebenen Heften. Ob letzterer lediglich Abschreiber der „Wünsche und Bemerkungen" gewesen ist, ob diese unter seinem Namen an Döring abgegangen sind und Riemer ganz im Hintergrunde blieb, läßt sich nicht sagen. Riemers Urheberschaft an der überwiegenden Mehrzahl der Abänderungsvorschläge steht jedenfalls fest. Diese gewinnen durch diesen Sachverhalt erhöhtes Interesse und verleihen Dörings Buch eine Art halboffiziösen Charakters.

Döring hat von Riemers Anregungen weitgehenden Gebrauch gemacht, einzelne Bemerkungen wörtlich übernommen. Für umfänglichere Änderungen scheint es freilich zu spät gewesen zu sein, um sie ohne Störung des Druckes noch anzubringen. So konnte von den „allgemeinen Wünschen" der nicht mehr erfüllt werden, das Werk zu beschließen mit „geistreichen Gesammt-Urtheilen, wie bedeutende Menschen Goethe aufgefaßt". Riemer hatte zu diesem Zwecke auf Wachlers Handbuch der Geschichte der Literatur, auf Solgers nachgelassene Schriften, auf Henrik Steffens, auf die Urteile im „Globe" hingewiesen. Döring druckte nur den betreffenden Abschnitt aus Wachlers Handbuch ab. Solger,

Friedrich und A. W. Schlegel, Adam Müller und Schubarth wurden als geeignete Eideshelfer auch in den Einzelbemerkungen von Riemer immer wieder dringend empfohlen. Nach seiner Meinung durften auch Goethes Leistungen als Staatsdiener „zur Vervollständigung des ganzen Lebensgemäldes" nicht fehlen, Döring konnte sie nur noch anmerkungsweise berühren. Mit der Berücksichtigung von Goethes naturwissenschaftlichen Bemühungen war Riemer sehr einverstanden: „Was Sie über Naturwissenschaft und Farbenlehre gesagt, hat mich sehr erfreut, ich bitte ja nichts daran zu ändern." Anhangsweise und verkürzt verwendete Döring längere Ausführungen über Goethes „Schönheitssinn im Einzelnen". Derlei Beobachtungen lagen auch in Kräuters Sphäre, sie sind der einzige Bestandteil der handschriftlichen Hefte, der auf ihn selbst als Verfasser zurückweisen könnte: „Noch erwähne eines Punktes, der bei der Charakteristik Goethes ein sehr Wesentliches umfaßt. Wie erst Goethe mit einem Gegenstande sich befreunden kann, der sich unter seiner Hand abrundet, ja zum Bilde gestaltet, so waltet auch in ihm, was die Welt weniger von ihm weiß, dieser Schönheitssinn im kleinen, ja in Kleinigkeiten. Ein Buch accurat mit einem Umschlag zu versehen, ein Päckchen zierlich und dauerhaft zu emballiren, einen Brief vortheilhaft zu brechen, einen Kupferstich zierlich und sicher anzufassen, ein Buch in seine Reihe wieder einzustellen, daß es nicht zu tief hineingeschoben sey oder gar auf dem Kopfe stehe, dieses versteht Niemand besser wie Goethe, und Einer, der um ihn herum zu seyn Gelegenheit hat, lernt Ordnung und Accuratesse, wenn sie ihm noch fehlt. So kann er auf keinen unbeschnittenen Bogen Papier schreiben, so ärgert es ihn,

wenn man das Licht zu tief abputzt, weil es nicht allein dunkel brennt, sondern auch den überflüssigen Saft von sich geben muß. Dieses alles deute ich Ihnen bloß an, damit Sie die richtige Idee davon fassen und es deutlich bezeichnen können."

In den Einzelbemerkungen vermochte Riemer zur Jugendgeschichte Goethes nichts Wesentliches beizubringen. Nur bei der Erwähnung der Niederschrift des „Joseph" fügte er hinzu: „Bemerke aus eigner Erfahrung, daß G. fast nie Verse seinen Secretairen dictirt, er schreibt sie selbst, am liebsten mit Bleistift nieder." Die Periode von 1775 bis 1786 erschien Riemer von Döring zu dürftig behandelt, doch konnte er auch nur auf die kleineren Produktionen Goethes in diesen Jahren verweisen und auf A. W. Schlegels Worte in der Einleitung von Stapfers französischer Ausgabe der dramatischen Werke. Dort schien ihm die frühe weimarer Epoche „charakteristisch und sehr geistreich" bezeichnet. Döring benutzte diese Anregung nicht, aber den anschließenden Hinweis auf Goethes Bemühungen um den ilmenauer Bergbau und ihren Zusammenhang mit einzelnen Reisen und Ausflügen übernahm er wörtlich. Goethes Urteil über Schillers „Räuber" hatte Döring in seiner Handschrift als „von einem ziemlich starken Egoismus geleitet" erklärt, Riemer hielt dieses „Selbsturtheil für überflüssig" und veranlaßte die Streichung. Die wörtliche Wiedergabe von Schillers Egmontbeurteilung tadelte er scharf, er wünschte nur eine einfache Erwähnung und die Anführung von zeitgenössischen Gegenstimmen gegen Schillers Kritik. Für den „Tasso", dessen Behandlung nicht genügte, verwies er auf Solger, der sich überhaupt seiner besonderen Wertschätzung

erfreute. Die ablehnende Haltung Dörings dem „Groß-cophta“ gegenüber mochte Riemer nicht mißbilligen, hielt aber die „meisterhafte Charakteristik“ der Erwähnung wert. Die „Propyläen“ wünschte er „mit mehr Bedeutung“ gewürdigt, wie überhaupt Goethes Bemühungen um die bildende Kunst. Dieser Anregung, wie auch dem Hinweis auf die Wichtigkeit der Beiträge zur Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, der Rezensionen über Hebel, Grübel, Voß und das „Wunderhorn“ kam Döring mit einigen Anmerkungen nur notdürftig nach. Wörtlich übernahm er, was Riemer zum „Demetrius“ „in indirecter Rede“ hinzugefügt wünschte: „auch soll G. im Sinne gehabt haben, den mit Schiller auf das Erschöpfendste durchdachten und durchsprochenen Demetrius gleichsam als ein Denkmal für seinen Freund, auszuführen und zu vollenden — oder wie Sie es sonst sagen wollen. Ich stehe für die Wahrheit dieser Angabe, darf aber nicht deutlicher sprechen.“ Den Ratschlägen Riemers für die Darstellung von Goethes Eheschließung suchte Döring gleichfalls zu entsprechen. Riemer hatte, ganz in der Weise seiner späteren „Mittheilungen“ geschrieben: „Die Ursachen von Gs. plötzlicher Vermählung wünsche einfach und natürlicher entwickelt. In Momenten der Angst und der Verwirrung wie diese waren, wo alle Bande gelöst waren, wird wohl der Mann erst ganz den Werth eines treuen Wesens, die, sich selbst vergessend, bloß ihn zu schützen und Unangenehmes von ihm abzuwehren bemüht ist, vollständig fassen. Achtung für das herrliche sittliche Gesetz der Ehe, Überzeugung von dem Werth und der reinsten, größten Zuneigung seiner Freundin, führt wohl, ohne äußere, fremde Veranlassung, bei gleichen Umständen zu gleichem Entschluß. Ich wünschte diesen

delicaten Punkt von Ihrer gewandten Feder kurz aber klar entwickelt. Eine häusliche Existenz hatte sich G. längst gegründet, auch der Sache, nur nicht der Form nach, lebte G. im Ehestande: besser ist, glaub' ich, man faßt diese Erscheinung aus dem angedeuteten Gesichtspunkte auf, wo man Übelwollenden keine Waffen in die Hand giebt, ihren Geist glänzen zu lassen." Von der Wahrheit über die Ursache von Goethes Niederlegung der Theaterdirektion meinte Riemer, daß sie „nicht wohl zu sagen" sei, und er wünschte die Streichung einer von Döring gebrachten anekdotenhaften französischen Darstellung. Dieser hatte in seiner Handschrift den „Faust" als „bleibendes Bruchstück" bezeichnet, Riemer warnte vor diesem Ausdruck und verwies auf Goethes Worte im 6. Bande von „Kunst und Alterthum", die Aufklärungen enthielten, die „durchaus nicht fehlen" dürften. Schließlich machte er Döring noch auf eine mündliche jenaer Quelle aufmerksam, die mit Vorsicht benutzt werden könnte. „Ließe sich nicht bei einigen Gedichten z. B. im 3. Bde. S. 19—33 der neuesten Ausgabe, Trilogie der Leidenschaft, u. Bd. 4 S. 117 über die Liebe Goethes zu einem lieblichen Mädchen in Marienbad Etwas sagen? Sein voriger Cammerdiener Stadelmann dürfte Ihnen so viel Sie brauchten davon mittheilen können. Versteht sich, daß man nicht auf Schilderung seines, die innere Neigung verrathenden, Betragens und Benehmens einginge, wo Übelwollende den verliebten Siebenziger gar leicht lächerlich machen und dadurch auf dem empfindlichsten Fleck angreifen könnten. Überhaupt möchte diese Neigung Gs. die Quelle der meisten Liebesgedichte im 3. Bde. der neuesten Ausgabe seyn." Den Rest von Riemers Einzelbemerkungen bildeten

Literaturangaben, Berichtigungen von Lebensdaten und Entstehungszeiten der Werke.

Aus allen Wünschen und Anregungen leuchtet das Bemühen des treuen Gehilfen Goethes hervor, diesem ersten umfänglicheren biographischen Versuche mehr Bedeutung und Gewicht zu verschaffen, als Döring von sich aus ihm zu geben vermochte, ferner alles aus dem Wege zu räumen, was den Gegnern Goethes Waffen in die Hand drücken konnte. Eine gründliche Umgestaltung war aus technischen Rücksichten nicht mehr möglich, so mußte Riemer zufrieden sein, daß nichts stehen blieb, was er als falsch, irreführend oder ungenau empfand. Döring fügte sich anscheinend gern Riemers Autorität und verzichtete auf eigene Nachprüfung der Vorschläge. An zwei Stellen empfahl dieser zur Belebung der Charakteristik die Einfügung von Goetheworten aus den Heften „Zur Morphologie" und aus „Dichtung und Wahrheit". Da aber Döring diese Stellen versehentlich in einer anderen als der von Riemer bezeichneten Ausgabe aufsuchte, erschienen im Druck ganz andere als die gemeinten und stehen nun sinn- und zusammenhangslos mitten im Text. Daß Goethe selbst in Dörings Handschrift Einsicht genommen hat, ist wenig wahrscheinlich. Er kannte allerdings den jenaer Schriftsteller und hat ihm für eine Biographie Johann Daniel Falks auf Wunsch von dessen Familie Ratschläge und Richtlinien erteilt.

Zum Schluß mögen zwei aus dem Jahre 1821 stammende Briefentwürfe Kräuters folgen. Sie sind für die Gräfin von Hopfgarten in Berlin bestimmt, der Kräuter von Zeit zu Zeit Nachrichten über Goethes Befinden und sein häusliches Leben übermittelte. Diese Berichte an eine Goethefreundin halten manchen be-

achtenswerten Einzelzug von Goethes Art im Alter fest, sie kennzeichnen weiterhin eine Art der Goetheverehrung jener Tage und charakterisieren auch den Briefschreiber vortrefflich.

Hochgeborne Gräfin,
Gnädige Frau!

Das kostbare Geschenk, was mir von so hoher theurer Hand geworden, hat mich fast verwirrt; ich konnte nicht umhin in der Freude meines Herzens, es Freunden und Bekannten vorzuzeigen und ihre Bewunderung zu erregen, selbst Goethe sah es und mußte den Geschmack der Hohen Geberin, so wie die Berliner Kunstfertigkeit von neuem loben, er fand es äffisch-artig, und erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, wie schon früher, mit Wärme der Hohen Gäste im botanischen Garten zu Jena. Meinen tief gefühltesten Dank dafür! in so beschränktem Zustande worin ich lebe, wird so ein theures Geschenk Familienschatz, und kann das Andenken an die Hohe Geberin nur mit dem Geschenk selbst vergehen.

Goethe befindet sich seit Anfang November wieder hier, in beliebter Gemüthlichkeit; hätte der Aufenthalt im reizenden Jena, was die Nähe so vieler talentreicher Männer ihm nur noch angenehmer macht, nicht auch seine Schattenseite, wir würden ihn wenig in Weimar zu sehen bekommen, ohngeachtet die Nähe des Hofs ihn nicht belästigt, und er von allen Gliedern unserer Herrschaft fortwährend flattirt wird. Er ist den ganzen Winter nicht ein einzigmal an Hof erschienen, dagegen besuchten ihn der junge und alte Hof sehr fleißig, die Grosherzogin ausgenommen, welche seit jenem unglücklichen Fall in ihrem Zimmer kaum einmal im Theater gewesen ist. Alles strebt ihm sein Alter angenehm zu machen. Den ganzen



Friedrich Pecht: Theodor Kräuter
Bleistiftzeichnung (1845)

drückenden Winter hat er nicht einen einzigen Tag im Bette zugebracht, ich finde ihn immer heiter und aufgeräumt und alle die ihn sehen meynen er werde von Tag zu Tag jünger. Er bleibt stets in Bewegung, kennt weder Sopha noch Armsessel und, außer beim Mittagsmahle, sitzt er des Tags keine Viertelstunde; immer für sich selbst sprechend, geht er in den Zimmern auf und ab oder beschäftigt sich sonst stehend, wie er des Nachmittags gewöhnlich mit Betrachtung seiner Kupfersammlung thut. Abends besucht ihn gewöhnlich der Hofrath Meyer wo die Unterhaltung mit diesem biedern lakonischen Schweitzer sich meist auf Kunstgegenstände bezieht. Der kürzliche Besuch desselben in Berlin hat neuen unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung gegeben, den sie beide mit patriarchalischer Heiterkeit nach und nach verarbeiten. Sonst sieht Goethe noch zuweilen den Canzlar von Müller, den Oberbaudirector Coudray und den Professor u. Bibliothekar Riemer welcher vordem, Hofmeister des jungen Goethe, mehrere Jahre in diesem Hause verlebt hat. Er hat bei herrlichen Naturanlagen und Kenntnissen seine ganze Bildung von Goethe erhalten und ich halte ihn für seinen würdigsten Schüler. Auch Damen sieht er fleißig, von welchen ich die beiden geistreichen jungen Gräfinnen von Egloffstein allein anführe. Ein herrlicher Genuß war es mir stets Augen- und Ohrenzeuge der Unterhaltung zu seyn, wie Goethe, bei allem natürlichen und bequemen Betragen, doch äußerst galant, gefällig und aufmerksam ist, voll Laune und Heiterkeit, die Damen hingegen, bezaubert von seinem Geist und seiner männlichen Grazie, mit sorgsamer Ängstlichkeit jedes Wort aufnehmen und erwiedern. Gnädige Nachsicht dieser Abschweifung.

Goethes Geschäfte bleiben die alten, er führt noch eine lebendige Correspondenz und läßt fortwährend drucken; gar mancherley ist noch vorbereitet und angefangen. So jugendlich frisch ist noch sein Geist, daß er eben jetzt die Fortsetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren, nämlich dessen Wanderjahre herausgiebt, zwar war er anfänglich selbst bedenklich dabei und sprach seine Zweifel über das Gelingen dieses Wagnisses oft aus, aber er hats begonnen und hofft noch vor der Reise nach Carlsbad, welche im Anfang des Mays fallen wird, diese beiden Bände gedruckt zu sehen. Zwey Federn, welche er bei dieser Arbeit gebraucht hat, lege wohlverwahrt bei, ich müßte mich sehr irren wenn sie sich nicht einer huldvollen Aufnahme zu erfreuen haben sollten. Wie Goethe im Größten einzig ist, so ist ers auch im Kleinsten, und so kann ich versichern daß Goethe mit keiner andern Feder schreiben würde, die nicht diesen auf ein Haar ähnlich sähe, sie darf weder zu lang noch zu kurz abgeschnitten seyn, den Busch daran leidet er gar nicht. Beweisgründe zu dieser mir selbst neuen Wahrheit gingen mir vor kurzem durch die Hände.

Da ich einmal diese lobenswerthen Eigenheiten Goethes berühre so füge noch hinzu: daß er Eleganz, Nettigkeit und gefälliges Aussehen auch bei dem kleinsten Geschäft anzubringen sich bemüht, und, weil seine Umgebung trotz dem besten Willen ihm mit ihrem Beistande nicht Genüge leistet, vieles mit eignen Händen macht um es nach seiner Art gethan zu sehen. So muß ich bei Briefen, sie mögen an Vornehme oder Geringe seyn, stets mich bemühen an allen Seiten einen breiten gefälligen Raum zu lassen, und ich erndte jedesmal Lob ein, wenn es mir glückt den Brief so einzutheilen, daß alle Seiten

gleich voll sind. Alles wird unter seinen Händen zu einem Bilde. Den Brief zu brechen versteht nur er mit dem Falzbein, so zierlich; das Tintenfaß darf nie zu voll seyn, die Feder taucht er mit Vorsicht ein, kein Tropfen darf daneben fallen; das Geschriebene abzusanden ist streng verboten, lieber stellt er sich damit eine Weile am Ofen. Mit gleicher Eleganz siegelt er alle Briefe, und, damit das zusammengebrochene Blatt zu dem Couvert genau passe, muß der Buchbinder das Papier mit großer Accuratesse beschneiden. Einen Vorrath quadratzollgroßer Blättchen hält er deswegen, um in jedem Brief eins auf die Stelle zu legen wo das Siegel darauf gedrückt wird, er will nämlich damit vermeiden, daß das Siegellack, im Fall das Couvert etwas knapp seyn sollte, nicht das beschriebene Blatt mit anklebe. Und das alles geschieht mit so viel Gewandtheit, Ruhe und Anstand, daß ich ihn auch hierin zu bewundern habe. Wie er nun gewohnt ist immer für sich einzelne Worte zu sprechen, oder zu brummen, so höre ich meist bei solchen Gelegenheiten sein: „Nur still! — Nur ruhig!“ pp. Einzelne Blätter finden Sie bei ihm nie herum liegen, wenn sie nirgends hinpassen so klebt er von einem Bogen Papier eine Kapsel zusammen und macht eine Aufschrift drauf und nun erst werden sie [unleserlich]. Noch in einer andern Art ist er sehr eigen und leicht zu reizen, er kann nämlich kein zu kurz geschnaubtes Licht leiden, weil bei solchen die überflüssige Nahrung gewöhnlich herabfließt. So fügte es sich einmal in Jena daß sein ältester Freund, der Major von Knebel (der geistreiche Übersetzer des Properz), der Professor Riemer und ich auf dem Abend bei Goethe um den Tisch herum saßen, die Lichter waren lange nicht geschnaubt und leuchteten

nur schwach. Knebel wollte endlich diesem Übelstande abhelfen und griff nach der Lichtbutze. Halt! rief Goethe, nahm sie ihm aus der Hand und schnaubte sie selbst; niemand durfte sich dieses Geschäftes annehmen, und so mußten wir diesen Abend, wenn er eine Weile nicht daran dachte, noch manchmal in der Dämmerung sitzen.

Verzeihung, gnädige Gräfin, wenn in diesem Briefe vieles Unbedeutende vorkommt, aber ich meine, es gehört auch zur genauen Charakteristik eines Mannes, und wenn Schillers Worte:

Wie er sich räuspert und wie er spuckt
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt,

auf mich passen, so bin ich schon damit zufrieden, denn wer hätte einen Maßstab für die geniale Tiefe seines Geistes? Wer in dieser Beziehung Goethen kennen lernen will, den verweise ich auf Ernst Schubarts in Breslau, schöne Darstellungen, mit denen Goethe selbst sehr zufrieden ist.

Mit der unterthänigen Bitte, mich dem Herrn Grafen, Hochgeboren, zu Gnaden zu empfehlen, geruhen Hochdieselben unser aller heiße Wünsche für Hochdero theures Wohl huldreichst anzunehmen, so wie die treuesten Versicherungen der tiefsten Ergebenheit und Verehrung in welchen lebenswierig verharre

Ew. Hochgebornen Gräfl. Gnaden

. . . . . .

Weimar d. 26. Jänner 1821.

Hochgeborene Gräfin,
Gnädige Frau!

Die huldvolle Erlaubniß, von Zeit zu Zeit Hochdieselben schriftlich belästigen zu dürfen, würde in Ver-

lauf dieses Jahres ich wahrscheinlich wiederholt benutzt haben, wenn ich hätte hoffen dürfen daß meine Zeilen Hochdenenselben richtig zukommen würden; dieser Zweifel hebt sich jedoch in diesem Augenblick und der herannahende Winter läßt mich Hochdieselben in dem prächtigen Berlin aufsuchen.

Unser geliebter Geheimerath von Goethe hat sich das ganze Jahr außerordentlich wohl befunden, nicht einmal der ungesunde Sommer, den er abermals in den feuchten Bergschluchten Böhmens zubrachte, namentlich in Marienbad, hat seiner guten Constitution was anhaben können. Er kehrte stark und heiter zu uns zurück.

In den letzten Wochen brachte der Besuch seines Freundes Zelter, in Begleitung seiner Tochter und des jungen talentvollen Felix Mendelsohn, eine wohlthätige Zerstreuung in sein gemüthliches aber fast zu einförmiges Einsiedlerleben (ein junger Nicolovius, mit dem Goetheschen Hause verwandt, lebte schon längere Zeit mit ihm unter einem Dache), er war veranlaßt für die Unterhaltung seiner lieben Gäste zu sorgen, und dieses hatte einen wohlthätigen Einfluß auf seine Heiterkeit; jetzt, da ihn alles zu verlassen in Begriff ist, wird uns fast bange vor dem Winter, dessen unerfreuliche Gegenwart er gewöhnlich zu vergessen sich bemüht bei anhaltenden ja angreifenden Studien und literarischen Beschäftigungen; die traurige Natur und beschränkte Bewegung wirken dann mehr oder minder nachtheilig auf seine Gemüthsstimmung, was er jedoch seiner Umgebung sorgfältig zu verbergen sucht. Man leidet mit ohne helfen zu können und sieht ihn erst dann plötzlich genesen, wenn auf dem Blumenbeet unter seinem Fenster sich das erste Crocus oder Schneeglöckchen zeigt.

Außer den Wanderjahren und einem Heft zu Kunst und Alterthum, die er in diesem Jahre hat drucken lassen, ist noch Vieles angefangen und vorbereitet worden. Zu den angefangenen zählen wir hauptsächlich das soeben erschienene Erste Heft seiner Handzeichnungen, mit zarter und gefühlvoller rhythmischer Deutung und Erklärung. Wohl nur ein kleiner Theil seiner Zeitgenossen kennt Goethe auch als Maler, und wo er hier und da dieses Talentes an sich selbst erwähnt, wird es wohl meist nur für Ruhmredigkeit gehalten. Diesen Unglauben haben wir selbst in Weimar vielfältig gefunden und nun ist die Verwunderung um so größer. Ich bemerke nur noch daß Nr. II eine genaue Nachbildung einer Parthie seines eignen Hausgartens ist, in den Figuren hat er Gattin und Söhnchen darstellen wollen.

Auf seiner ersten Reise in Italien i. J. 1786—1788 wovon er zwei Bände hat drucken lassen, (der 3te u. letzte wird vielleicht künftiges Jahr erscheinen), hat er durch Abbildung jedes malerischen Punktes eine große Anzahl Handzeichnungen zusammengebracht (— auch das Originalblatt des Schlosses zu Malcesine, welches ihm der kalte Italiäner von seiner Mappe nahm und zerriß, welches Abentheuer er so schön erzählt hat, habe ich noch gesehen unter seinen Zeichnungen, —) worunter auch freilich solche seyn mußten, zu deren malerischen Vollkommenheit noch einiges mangelte, da hat nun Goethe aus der Tiefe seines Gemüths mit kecker Feder nachgeholfen, und aus solchen Blättern, Wahrheit und Dichtung, wird größtentheils die angefangene Sammlung bestehen. Die treuen Ansichten und Prospecte aus Italien dürften zur Zeit einmal als Goethes malerische Reise in Italien viel Aufsehen erregen.

Die freundliche Munificenz des Herrn Geheimerath macht mich so glücklich Ew. Hochgeboren ein Exemplar überschicken zu können; dürfte ich nicht hoffen, daß mich Goethe in Schutz nehmen würde so wüßte nicht wie meine Keckheit zu entschuldigen seyn möchte.

Mit der unterthänigen Bitte, mich des Herrn Grafen, Hochgeboren, zu Gnaden zu empfehlen und unseren innigen Wünschen für Ew. Hochgeboren theures Wohlseyn verharre in tiefster Verehrung und Ergebenheit

Ew. Hochgeboren

. . . . . .

Weimar d. 18. November 1821.

ANTON KIPPENBERG

STADELMANNS GLÜCK UND ENDE

Vor einem Jahrzehnt, zum 28. August 1912, habe ich in einem als Privatdruck hergestellten Büchlein die Briefe mitgeteilt, die von Goethes Diener Carl Stadelmann im Jahre 1817 aus Jena, wohin er seinen Herrn begleitet hatte, an den Sekretär Kräuter nach Weimar gerichtet wurden.[1]) In der Einleitung habe ich, was über Stadelmann und sein Verhältnis zu Goethe zu ermitteln war, zusammengestellt.

Das kleine Buch hat damals den Spott einiger Witzblätter, denen es nur dem Namen nach bekannt geworden war und die nichts als Küchenschnüffelei darin witterten, hervorgerufen, bei seinen Lesern aber viel Freude und zugleich den Wunsch erregt, mehr über den drolligen Burschen zu erfahren, der die Natur so verständnisvoll liebte, so fein zu beobachten und zu schildern verstand und den köstlichsten Humor ins Leben mitbekommen hatte. Da führte mich ein Zufall vor kurzem auf die Spur zweier längst gedruckter, aber gänzlich verschollener Dokumente, die das Bild Stadelmanns in heiteren und tragischen Zügen ergänzen. Ich möchte sie durch erneuten Abdruck nun der Vergessenheit entreißen.

Wie bereits erwähnt wurde, verwandte Goethe Stadelmann, wie fast alle seine Diener — Seidel, Sutor, Goetze, Geist, Krause —, gern auch als Sekretär und Kopisten, besonders auf Reisen: er hat ihm viele Briefe, Aufsätze

[1]) Auch abgedruckt im Insel-Almanach auf das Jahr 1913.

und Dichtungen diktiert; auch das Tagebuch durfte Stadelmann gelegentlich führen. Aber darüber hinaus noch wußte Goethe die Fähigkeiten des Dieners zu nutzen: die frische Naturbeobachtung und der praktische Sinn Stadelmanns, die auch aus seinen Briefen und seinem Tagebuch sprechen, kamen Goethes naturwissenschaftlichen Studien vielfach zugut. Soret hat uns in seinen Gesprächen mit Goethe eine reizende Episode, die Stadelmann als Naturforscher zeigt, überliefert. Unter dem 16. Mai 1824 berichtet er:

„Ici le valet de chambre Stadelmann entre et interrompt la conversation d'un air de triomphe; il vient dire: Que votre Excellence me permette de lui faire part de ma découverte.

Goethe. Voyons, Stadelmann, voyons.

Stadelmann. J'ai pris le verre de vin, je l'ai mis sur une feuille de papier blanc comme cela, une chandelle ainsi placée; vous voyez que la lumière en traversant le vin produit sur le papier l'image des trois soleils et de l'arc-en-ciel que nous avons observé l'autre jour dans le ciel. En tournant ainsi voilà le soleil; ainsi, en voilà deux, ainsi en voilà trois et voici l'arc-en-ciel et voici le cercle blanc et voici le cercle obscur.

Goethe. Stadelmann est un génie qui rivalise avec la bonne nature: encore est-il plus économe qu'elle car il ne lui faut qu'un seul verre de vin blanc pour composer tout son atmosphère; allons, Stadelmann, tourne ton verre.

Moi. Mais il est curieux que ce mouvement suffise pour amener ces accidents de lumière.

Goethe. Et les facettes, monsieur le Christallographe?

Moi. C'est vrai! je n'y pensais pas, à tous moments

je me surprends occupé à observer au travers d'une lunette facettée sans m'en douter tout d'abord.

Goethe. C'est bon, Stadelmann, mon ami, tu peux laisser là ton verre et tes trois soleils, nous te promettons d'y regarder de plus près.

Stadelmann. Ah oui, c'est très-curieux, c'est très-remarquable: il ne m'a fallu qu'une demi-heure pour faire cette expérience: j'en découvrirais bien d'autres si j'en avais le temps.

Goethe. Je n'en doute pas. Et surtout s'il avait l'instruction (poursuit-il en français) car cet homme est observateur, mais il fait comme tant d'autres, il se méprend sur la valeur des faits qui se présentent à lui, et il suffit qu'ils lui appartiennent pour leur attribuer de l'importance."

Besonderes Interesse und Verständnis zeigte Stadelmann, wie bereits sein Tagebuch von 1815 erkennen läßt, für die Mineralogie. Er unterstützte Goethe bei seinen Ankäufen, hielt die Steinsammlungen in Ordnung, aber er durchforschte auch im Auftrag seines Herrn den Kernberg bei Jena und den Ettersberg, er begleitete Goethe (1819 und 1820) als Mitsammelnder in Karlsbad oft auf mineralogischen Exkursionen, und aus Marienbad schrieb Goethe am 8. September 1823 an den Staatsrat Schultz von „zwei tätigen Jüngeren" neben sich, „von denen der eine die Erde durchklopft, der andere sich um die Meteore des Himmels bekümmert". Diese „beiden Jüngeren" sind Stadelmann und der Schreiber Johann John. Ihnen, den Betrachtern der Erde und des Himmels, hat Goethe, wenn auch ohne sie zu nennen, in der Marienbader Elegie ein freundliches Denkmal errichtet.

I. STADELMANNS TAGEBUCH VON SEINER REISE MIT GOETHE NACH WIESBADEN SOMMER 1815[1])

Den 24 Mai 1815.

Des Morgens fünf Uhr fuhren wir von Weimar ab. Das Wetter war zweifelhaft, doch wendete es sich zum Bessern. Es war etwas kalt und windig, der Weg trocken und gut, und so gelangten wir gegen acht Uhr bei Erfurt an, wo Alles mit großer Thätigkeit an den Werken der Festung arbeitete. Wir bekamen statt eines Pferdes, ein Maultier, welches immer zurück wollte. Sobald aber die Stadt zurückgelegt war, haben wir noch nie eine so schnelle Fahrt gehabt, als diese; denn gegen elf Uhr waren wir schon in Gotha. Wir bekamen schnell Pferde und um drei Uhr gelangten wir in Eisenach an. Der Brief, welcher unsere Ankunft melden sollte, war noch nicht angekommen, aber wir trafen Alles in guter Ordnung. Der Schloßvogt war sehr freundlich und hülfreich. Es wurde bald gegessen. Der

1) Gedruckt unter der Überschrift: „Episode aus dem Leben des klassischen Kammerdieners. Mitgetheilt von C. W.“ in „Das Neue Europa. Chronik der gebildeten Welt. Herausgegeben von August Lewald.“ I. Band. Karlsruhe 1846. S. 282 ff., 289 ff. Der Herausgeber C. W. (Weyland?) sagt einleitend: „Bei der speziellen Freundschaft unserer Eltern mit Goethe, kam es öfters vor, daß wir als Kind der Aufsicht des Kammerdieners anvertraut wurden ... Aus alter Anhänglichkeit schenkte uns Stadelmann in späteren Jahren das folgende ... Tagebuch zum beliebigen Gebrauch, und nicht ohne einen kleinen Anschein von literarischem Selbstgefühl.“ Ob uns hier nur ein Bruchstück des Tagebuches überliefert ist, oder ob Stadelmann es — vielleicht seiner Krankheit wegen — nicht weitergeführt hat, bleibt zweifelhaft.

Kommandant von E.[1]) machte seine Aufwartung. Ich sprach viel mit dem Schloßvogt, besonders aber von Revolution, daß dieselbe durch Fehler der Großen immer bei dem Pöbel zuerst ihren Anfang nimmt, bis sich dann nach und nach größere Köpfe an die Spitze stellen, um das Feuer in seiner Glut zu erhalten, ja manchmal ohne daß sie es merken lassen wollen, noch vermehren. — Des Abends zeigte er mir die Bildergallerie des fürstlichen Hauses.

Den 25. Mai früh sechs Uhr fuhren wir ab. Es war regnerigt und hatte bereits schon geregnet, schien sich aber wieder zu bessern. Wir fuhren auf der schönen Basaltchaussee sehr schnell vorwärts, wobei eine Wolke so viel Regen fallen ließ, daß ich durch und durch naß wurde, welches aber den Tag über wieder trocknete. Diese Gegend ist sehr angenehm und besteht abwechselnd aus Wald und Fruchtfeldern. Wir gelangten sehr bald in Berka an der Werra an. Ich trank einen Schnaps und hatte meinen Scherz mit den Waschweibern, über Regen und Sonnenschein. Der Herr von Th . . ., Konsistorialdirektor von E . . . war hier, und sprach mit meinem Herrn. Die Pferde waren vorgelegt und wir fuhren sehr gut, trotz der Berge, bis Vach. Der Weg ist durchaus sandig, weßwegen man diese Station nicht so schnell wie die übrigen, zurücklegen kann, auch ist der Weg nicht so gut zu verbessern, da in der ganzen Gegend nichts als Sandsteine brechen und diese als Chausseematerial immer wieder Sand geben. Einige tausend Schritte von Vach befindet sich ein Steinbruch, welcher mächtige Sandsteine liefert, die sich sehr gut zum Bauen eignen . . .

Gegen ein Uhr kamen wir in Buttlar an. Der schon bessere Weg ist an beiden Seiten mit Obstbäumen be-

[1]) von Egloffstein (Goethes Tagebuch).

setzt; nicht so bergig wie bei Eisenach, und der Ort, welcher im vorigen Jahr ein Schutt- und Aschenhaufen war, steigt neu, das erste Stock der Häuser massiv, von der Erde empor. Es stehen schon sehr schöne und geräumige Häuser unter Dach. Besonders ist das Post- und Gasthaus sehr groß und hoch. Das vorige Jahr, wo noch Alles von den Durchzügen der Franzosen auf ihrer Heimkehr in Schutt und Asche lag, da war es ein elender Aufenthalt für die Menschen, welche nur in Stroh- und Bretterhütten wohnten. Die Schmiede- und Schlosserwerkstätten waren damals nur mit einigen wenigen Brettern gegen den Regen geschützt. Da wandelten die Menschen wie Geister herum und suchten in den Schutt- und Aschenhaufen ein etwa noch erhaltenes Stück Geräthe, oder altes geschmolzenes Metall, verbranntes Eisen ꝛc., um nur ihr Leben durch dessen Verkauf auf einen oder mehre Tage zu fristen. Dieß waren Tage des Jammers, bis die Ernte kam. Jetzt wird man es nicht mehr so gewahr.

Es war der Tag des Fronleichnamsfestes, wo Alles in Festkleidern ging und von den Wallfahrten zurückkam. Es war angesetzt, daß wir in Hünefeld zu Mittag essen sollten, als ich aber im Posthause in die Küche trat und nach dem Postmeister fragte, wurde ich Spargel gewahr, der soeben auf den Tisch spazieren sollte. Halt! dachte ich, das ist etwas für meinen Herrn! — geschwind am Wagen und die Nachricht gebracht! — Der Herr stieg aus und verzehrte dem Herrn Postmeister seinen Spargel, dann ging es weiter nach Hünefeld. Hier war Alles auch in Sonntagskleidern. Ich sah auch, daß vor der Thüre des Geistlichen der Boden mit Blumen bestreut war. Ich ließ daselbst die Schatulle öffnen, weil wir glaubten, daß der

Schlüssel verloren gegangen sei. Von da ging es nach Fulda, wo wir des Abends sieben Uhr ankamen. Wir stiegen in der Post aus, wo der Postmeister eine große Freude hatte, uns wieder zu sehen.[1]) Wir bekamen unser altes Logis und da waren wir zu Hause. Ich sprach mit der Wirthin viel von Fulda, daß es der Großherzog (Carl August) ausgeschlagen habe, weil er fürchtete, daß die Großfürstin ihren Hof da halten würde, und er es nicht haben wollte. Das konnte die Wirthin nicht begreifen. Sie meinte, Fulda wäre doch so schön und das schöne Schloß würde ihm gewiß gefallen. Ich durfte nun freilich nicht sprechen, als wie ich es wußte, um sie nicht zu beleidigen.

Fulda ist allerdings schön und verdient einen guten und gerechten Fürsten, aber Fulda ist arm durch die alles zerstörende Zeit und durch schlechte Verwaltung. Die Fürsten von Fulda wurden aus den drum herum wohnenden Pröbsten zu Fürsten erhoben, welche nicht zu Fürsten geschaffen waren, auch nicht erblich werden konnten. Daher sorgte ein Jeder nach seiner Weise nur für sich und Dasjenige, wozu er die größte Neigung fühlte, oder für das, was er leidenschaftlich liebte. Da nun diese Herren alle geistlich waren, folglich eine entschiedene Neigung zu Stiftungen für ihre untergebenen Seelsorger haben mußten, um in den größten Ruf der Frömmigkeit zu kommen und als gerechte und wohlthätige Fürsten ausgeschrien zu werden, entstanden eine Menge milde Stiftungen für die Geistlichen, welche alle von diesem oder jenem Fürsten stammten und nicht umgestoßen werden konnten; so daß die Unterthanen nicht genug geben konn-

[1]) Goethes Tagebuch: „Gespräch mit dem Postmeister.“ Auch das Tagebuch der Reise von 1814 gedenkt des Postmeisters.

ten und ihnen kaum noch die hölzernen Schuhe blieben, um so viele faule Bäuche zu ernähren. Hiezu kamen noch die Drangsale der Zeit und des Krieges. Woher nun diese ungeheuren Forderungen bestreiten? — Hier sah man kein anderes Mittel, als die Domänen, welche allenfalls dem Lande eine kleine Linderung schafften, zu verkaufen. Die daraus gelösten Summen sind zerflossen, die Domänen nicht mehr vorhanden; die Geistlichkeit besteht auf die ihnen von fürstlicher Huld versprochenen jährlichen Einnahmen, und keiner der neugewählten Fürsten wollte hart gegen Diejenigen handeln, welche ihn durch ihre Zustimmung erst zur fürstlichen Würde verholfen hatten. Die ehemaligen Domänen besitzen reiche Frankfurter Kaufleute, die Stiftungsurkunden die Klöster und die Geistlichkeit. Wollte man nun den Geistlichen und Klöstern etwas abziehen, so würden diese über Bedrückung klagen, welche man gegen Gesalbte und Geweihte der heiligen Maria verübte, und sie würden es bei den noch jetzt verblendeten Schaafen, welche sie zu hüten haben, bald genug zur Unzufriedenheit bringen! — Was würde ein Großherzog von Weimar thun? — Nichts Besseres, als weder auf Stiftungen noch sonst auf etwas anderes achten, die Klöster von ihrem Inhalt leer machen, die Geistlichkeit dabei absetzen, oder ihnen weltliche Ämter geben. Der übrigen Geistlichkeit im Lande mehr Arbeit geben, das heißt einem Geistlichen mehre Kirchen, wie es bei uns auch der Fall ist, oder einer Kirche mehre Dörfer einpfarren. Die Geistlichkeit in und um Fulda und die dazu gehörigen Diener machen ein ansehnliches Personal aus, und warum das? —

Eine oder zwei Kirchen sind genug. Die Klöster sind zu reinigen; was sind die Mönche nütze? — Sie müssen der

Welt wiedergegeben werden und arbeiten lernen. Die Gebäude müssen zu nützlicheren Zwecken verwendet werden! — Wollte ein Großherzog so verfahren, und gewiß würde er das, was würden die frommen Fuldenser dazu sagen? — Sie würden den so sehnlichst erwünschten Landesherrn gar bald in's Fegfeuer wünschen und über ihn die schlimmsten Prophezeihungen aussprechen! — Die Stiftungen würden sämmtlich umgestoßen, so bald sie nicht zur Unterhaltung der Kirchenbaue und Reparaturen bestimmt sind. Die Renten, die Zinsen, die Zehnten, alle diese Abgaben müssen den Bewohnern des Landes erlassen und durch mäßige Steuern, welche am zweckmäßigsten an den Fürsten selbst zu entrichten sind, vertreten werden. Ferner müssen alle Klosterfronen den Unterthanen erlassen und auch einige Feste eingestellt werden; denn bei den Katholischen vergeht kaum eine Woche, wo nicht neben dem Sonntag noch ein oder mehre Feste gefeiert werden; besonders da, wo viele Kapellen sich befinden, wo die eine diesem Heiligen, die andere jenem Heiligen geweiht ist. Hätte ich dieß Alles der guten Wirthin gesagt, so hätte sie Gift und Galle auf mich geworfen, daß ich so ein Entehrer des Heiligthums sei; da diese Leute mit der einmal gewohnten Last, und wäre sie auch noch so drückend, zufrieden sind, so geht es einem andern auch nichts weiter an . . .

Die zwei Mädchen im Hause waren sehr behülflich und munter; sie thaten Alles, was sie mir nur an den Augen absehen konnten, mit der größten Bereitwilligkeit. Sie waren höflich, scherzhaft und vergnügt, so daß mir das Wesen gefiel und ich die größte Zeit in der Küche zubrachte, wohin dann und wann auch die Töchter vom Hause kamen, und auch der Herr Postmeister, um sich angelegentlich

nach den Russen zu erkundigen, die sie in einigen Tagen erwarteten; oder vielmehr die man in den Zeitungen uns durch leere Gerüchte auf diese Straße nachmarschiren ließ, so daß die armen Leute vor Angst nicht wußten, was sie thun sollten. — Nicht weniger erschracken die Mädchen, als ich über eine Stunde schon da war und auf einmal ein Zimmer verlangte. Da machte Eine der Andern Vorwürfe und wollte sich Jede ausreden und mir nun Beide zugleich ein Zimmer anweisen. Ich sagte ihnen aber, daß es nun nicht nöthig wäre, denn ich hätte mich selbst einlogirt in das alte, wo ich schon zweimal logirt hatte. Da lachte Eine die Andere aus und freute sich. Nun, was wollte ich thun? ich lachte mit. Ich verlangte Bier, ehe ich mich es versah, kam Jede mit einem Kruge Bier. Jetzt hatte ich anstatt einem Krug, deren zwei. Hier gab es wieder etwas zu lachen, und so andere Dinge mehr. Ich unterhielt sie mit allerlei Possen, trotz dem Fronleichnamsfeste. Früh hatte ich zur bestimmten Zeit meinen Kaffee, was man sonst in einem Gasthof selten trifft. Nun so fuhren wir

am 26 Mai Morgens 5 Uhr

von Fulda nach Neuhof, vier Stunden von Fulda. Der Weg dahin führt über die Brücke, auf welcher die Bildsäulen von verschiedenen Bischöfen stehen, der Höhe zu, ungefähr eine Stunde von Fulda, von wo aus man die schönste Aussicht über die ganze Gegend in einem Umkreis von gewiß zehn Stunden genießt. Nur Schade, daß Fulda ganz in der Tiefe in einen leichten Nebel gehüllt war, der aus dem Flusse aufstieg und uns die Stadt nicht deutlich sehen ließ, welche doch eigentlich die Krone dieser Gegend ist, ja bei heiterem Wetter so ganz bezaubernd, daß man sich nicht satt sehen kann, denn manche Berge steigen gerade

in die Höhe und oben auf liegt ein Schloß oder Kloster, welches einen angenehmen Eindruck macht, so daß einem der Wunsch entfährt, auch so zu wohnen, denn luftig und gesund muß solch ein Wohnsitz seyn und die Aussicht herrlich, ja himmlisch. Doch ist dieß ein Genuß, der wie jeder andere zum Überdruß, und am Ende nicht mehr in Betracht gezogen wird. In dieser Hinsicht gleicht der erwachsene Mensch dem Kinde, das nach Allem greift, was da glänzt, oder ihm sonst gefällt, es aber bald wieder auf die Seite legt und es überdrüssig hat. Diese Beobachtung mag hier einen Platz einnehmen, denn während man auf der Fahrt von einer Station zur andern nichts zu thun hat, so muß man sich wenigstens mit Denken beschäftigen. Der Bauer und der Fürst lebt; der Bauer bei schwarzem Brod und Wasser, im Schweiße seines Angesichts; der Fürst bei den köstlichsten zubereiteten Speisen und Getränken, welche er im kühlen Zimmer oder in wohlgeheizten Stuben in Ruhe und der angenehmsten Unterhaltung verzehrt; und Beide wünschen sich noch mehr! — Dem Bauer wäre es nicht zu verdenken, wenn er sich ein etwas bequemeres Leben wünscht, aber der Fürst, der von einem Vergnügen zu dem andern fliegt, dem Alles erfüllt wird, was er befiehlt, was bleibt dem zu wünschen übrig? — Gewiß nichts als thörichte Wünsche seines Uebermuthes, und doch hat er zu wünschen bis an sein Ende, und sollte es weiter nichts seyn als Vergrößerung seiner Länder, seiner Würde und seiner Titel. — Der Bauer wünscht ein bequemeres Leben. Ich gebe zu, daß er es durch Fleiß und Arbeitsamkeit erhält, daß er kein schwarzes Brod mehr zu genießen braucht, daß er bequemer wohne, als sonst; wird er, wenn er es eine Zeitlang genossen hat, glücklicher seyn als vorher? — Gewiß nicht! er wird

nicht an das Vergangene denken, er wird sich der elenden Lage kaum erinnern und wird neue Wünsche haben, die er gern befriedigt sehen möchte und so wünscht er, und strebt nach einem immer Höheren und Besseren, bis der Sensenmann ihm die Kräfte raubt. Diese Betrachtung, so richtig als sie ist, so grundfalsch ist sie auch:

Was wäre das Leben
Ohn' Wünschen und Streben,
Was wäre die Welt
Wenn Wünschen ihr fehlt? —
Die Wünsche sind Federn
Zu den Rädern des Streben.
Das Streben sind Federn,
Die Welt zu beleben!

Denn ausgemacht richtig ist es, wenn wir nichts wünschen, würden wir nach nichts streben, und die Welt würde sammt allen ihren Schönheiten, die sie von Natur hat, sammt allen ihren Bewohnern ein todter Klotz seyn.

So wird man öfters in Gedanken in Labyrinthe geführt, aus denen man sich nicht eher wieder findet, als bis die Resultate derselben von mehr als einer Seite zusammentreffen, und das Ganze als Seifenblase vor uns schwebt und im Augenblick zerspringt.

Der übrige Weg bis Neuhof war gut. Wir langten bei guter Zeit an und fanden bald andere Pferde. Im vordern Magazin hatte sich etwas los gemacht, es kamen einige Papiere zwischen dem Deckel heraus, ich brachte es in Ordnung, bezahlte das Postgeld und vernahm von dem Postmeister die Furcht vor den Russen, welche schon angekündigt waren, und hier wie an andern Orten durch voreilige Reisende, die vermuthlich gern etwas erzählen wollten und nichts wußten, und so die Menschen anderthalb

Monate vorher in Angst und Schrecken setzten. Ich sagte, was ich mit gutem Gewissen sagen konnte und beruhigte die Menschen einigermaßen. Wir reisten nach Schlüchtern ab; da kam uns noch ein Wagen hinterdrein, von dem wir aber keine Notiz nahmen. Ich hatte das Postgeld bezahlt, wir fuhren ab, doch mußte ich den Namen im Buche eintragen, das ist so hier der Gebrauch, weil kein Militär in der Stadt war und am Thore Niemand fragte. Das hatte der Herr gelesen, der in dem hintern Wagen saß, er kam uns aber immer erst nach, wenn unsere Pferde schon vorgelegt waren und die Fahrt weiter ging. Unter der Zeit, daß wir da hielten, zeichnete mein Herr im Wagen, was es aber war, habe ich erst in Wiesbaden gesehen: er hatte alle Häuser nebst Brücke, Ecken und Straßen, so weit er sehen konnte, in einen artigen Umriß gebracht. In Wiesbaden hat er mit Tusche, Schatten und Licht dem Ganzen gegeben, und es ist nicht zu verkennen. Die Reise ging nach Saalmünster, welches Bairisch ist. Mein Herr unterhielt sich mit einem Dragoner von dem da sich befindenden Militär. Ich besorgte Alles im Posthause und vergaß nicht, einmal zu trinken, denn ich hatte Durst. Das war auch nothwendig.

Die Reise ging weiter nach Gellnhausen. Der Postillion war einer von den Rechten. Durch Saalmünster ging die Fahrt ganz langsam, auch ein Stück vor der Stadt, dann aber kam die herrliche Chaussee, und mein Schwager schwang seine Peitsche, dann ging es wie ein Pfeil bis Gellnhausen, selbst Anhöhen hinauf. Ich fragte ihn darüber, er aber antwortete: ich kenne meine Pferde.

Kurz vor Gellnhausen geht der Weg aufwärts an den Berg hin, bis zu einer ziemlichen Höhe, und es ist eine entsetzlich enge Passage. Ich möchte wissen, wie es Napoleon

zu Muthe gewesen seyn mag, als er erfuhr, daß die Baiern schon bei Hanau standen; denn als er von Leipzig kam, — ei! ich wollte sagen gejagt wurde, mußte er nothwendig diesen Paß haben, ohne dem wäre er nicht nach Mainz und auch da nicht über den Rhein gekommen. Er hätte sich bequemen müssen, links nach Aschaffenburg und Darmstadt zu gehen, und wäre höchstens bei Oppenheim oder bei Mannheim über den Rhein gekommen. Der Paß geht hoch am Berge und ist so enge, daß an vielen Stellen eine ganze Strecke nur ein Wagen Platz hat. Das Thal zu den jenseitigen Bergen, die auch sehr steil sind und sich lang hinziehen, ist mit lauter Wassergräben durchschnitten. Uebrigens Sumpf, wo der Kinzigfluß sich durchwindet, der nach Hanau geht. Hätten die Baiern diesen Paß besetzt gehabt, so hätten sie Napoleon auf einige Zeit können in eine verzweifelte Lage bringen; denn zwischen Bergen eingeengt, hätte er in Höllenangst sitzen und alle Augenblicke befürchten müssen, die Baiern kämen von dieser oder jener Seite und fügten ihm Schaden zu.

Ich erkundigte mich in Gellnhausen und erhielt zur Antwort: daß die Infanterie wie Katzen durch die Weinberge geklettert wäre. Einen bessern Begriff kann sich Derjenige von diesen Bergen machen, der die Sonnenberge bei Jena gesehen hat und sich denkt, daß an der Hälfte des Berges zwischen zwei mannshohen Mauern der Weg nach Gellnhausen führt. Mit zwei Kanonen wäre er hinlänglich besetzt gewesen und mit zweihundert Scharfschützen, welche die weggeblasen hätten, die durch die Berge dringen wollten. Es war aber nicht geschehen; die Baiern erwarteten sie bei Hanau, und das war auch gut! — Weiter vorwärts blies der Postillion in's Horn, was es bedeuten sollte, war mir bekannt, aber einem Betrunkenen war es

unbekannt. Es kam ein Fuhrmann, der eine ungeheuer breite Spur am Wagen hatte. Nun war just auf der Stelle der Weg etwas breiter, als an anderen, aber doch kaum so breit, daß zwei neben einander vorbeifahren konnten. Unser Wagen mußte so viel als möglich auf den Rand der Mauer fahren, und hing ganz schief zum Umfallen. Ich trat in den Tritt und hielt so viel als nur immer möglich für das Umfallen wieder. Der Wagen des Fuhrmanns ging sachte heran; das Fluchen von beiden Seiten hörte auf und die guten Worte des betrunkenen Fuhrmanns machten, daß wir halfen, allein es war nicht zu hindern, das eine Rad kam in das andere von unserm Wagen, und so war guter Rath theuer. Da kamen noch einige Karren mit Militär, halfen unsern Wagen noch ein wenig zurück heben, und so ging es dann wieder von statten. Die Karren, welche nicht so breit waren, gingen besser vorbei. Wir fuhren nach Gellnhausen ein, welches als Merkwürdigkeit einen Thurm mit zwei Spitzen besitzt, wovon die eine schief hinaus läuft und man bewundert, daß es möglich ist, daß er so lange Jahre ausgehalten und so lange Sturm und Wetter widerstanden hat. Die Straßen sind sehr enge und schief. Es wohnen viele Juden in der Stadt, welche aber fast Alle arm sind. Wir aßen bei einem Juden zu Mittag, dem wir in die Hände gerathen waren. Ich band an dem Wagen, was lose war, fest, und so fuhren wir wieder weiter bis Hanau, welches sieben Stunden von Gellnhausen liegt. Auf halbem Wege hielt der Postillion stille, um seinen Pferden ein wenig Brod zu geben. Der Herr, welcher uns schon den ganzen Tag immer gefolgt war, kam uns hier nach, stieg aus und kam an unsern Wagen und grüßte den Herrn freundlich. Wer war es? —

Der Herr Nikolaus Schmidt von Frankfurt am Main.[1]) Die Freude war groß und die Postillione benutzten die Zeit zum Trinken und Essen sehr gut. Endlich fuhren wir nach Hanau, wo sich ebenfalls Bekannte am Wagen einfanden, die sich erboten, noch mehre zu holen. Aber der Herr bat, sie möchten es nicht thun, da er diesen Abend noch nach Frankfurt wolle. So ging es dann weiter. Ein kleines Stück vor Hanau wechselten die Pferde. Wir bekamen statt drei, zwei Pferde, aber noch nie sind wir so schnell gefahren als hier, und kamen bei guter Zeit in Frankfurt an. Wir fuhren, da wir am andern Morgen so früh als möglich nach Wiesbaden abreisen wollten, am Schwan an. Ich versuchte den Paß visirt zu bekommen, allein es war zu spät, die Herren waren schon nach Hause und wir mußten warten bis andern Morgens halb neun Uhr, ehe ich den Zettel zum Auslassen bekam.

Diesen Abend ging ich noch zu Franz Bolongaro, um mir etwas Tabak zu kaufen, dann zu den Mädchen zu Schlossers, welche eine sehr große Freude bezeugten und tausend Fragen thaten. Ich bat um die Adresse von einer und erhielt sie auch augenblicklich von der Kammerjungfer Henriette Nebelside. Ich eilte, als ich Abschied genommen, auf die Post und bestellte Pferde auf den andern Tag und befragte mich wegen dem Verhalten, um den Paß so schnell als nur immer möglich zu bekommen. Den andern Morgen, als ich Alles aufgepackt hatte, ging ich mit dem Passe nach dem Bureau, mußte aber fünf Viertelstunden stehen, ehe ich ihn bekam. Während ich da lauerte, kam der Sohn und Kutscher von Franz Bren-

[1]) Philipp Nikolaus Schmidt, ein Kaufmann. Im Verlauf der Reise kam Goethe in Frankfurt noch wiederholt mit ihm zusammen.

tano, welche mich grüßten, ohne daß ich sie gewahr worden war. Ich erschrack, weil mir verboten worden war, mich von Jemand erkennen zu lassen, weil sonst Alles gelaufen gekommen wäre und wir dadurch aufgehalten worden wären. Ich erwiederte ihren Gruß höflichst, befragte mich nach dem Befinden des Herrn Brentano und seiner Frau und Geschwister, wo ich zur Antwort vernahm, daß im Hause Alles wohl wäre, aber auch zugleich, daß sie Trauer hätten, da die Frau von seines Vaters Bruder vor einigen Tagen gestorben sei. Ich bedauerte diesen Verlust sehr, denn es war eine sehr gute und rechtliche Hausfrau. Nachdem wir andere Sachen mehr mit einander besprochen hatten, wollte er es seinem Vater sagen, daß wir da wären, allein ich bat ihn, daß er es nicht thun möchte, da wir nicht länger hier bleiben, als bis der Paß visirt wäre und ich den Auslaßschein erhalten hätte, dann aber unverzüglich abreisen würden. Ich empfahl mich ihnen bestens, bat mich seinem Vater und Mutter mit der größten Ergebenheit zu empfehlen, dann sagten wir uns ein Lebewohl. Endlich erschienen die Herren vom Paßbureau und ich erhielt meinen Paß visirt, mußte aber zu dem Kommandanten, um den Schein zum Auslaß zu erhalten. Dann ging ich auf die Post, gab den Schein ab und erhielt im Augenblick Pferde. Ich eilte noch zu Schlossers, empfahl mich da, dann reisten wir ab. Auf dem Wege begegnete uns ein blinder Katholik, welcher auf einer Wallfahrt begriffen, von einer Frau geführt sein großes schweres Kreuz auf den Schultern trug und den hintern Theil desselben auf der Erde nach sich schleppte. Da in unserer Gegend so etwas nicht vorkommt, so will ich hier eine kleine Erklärung hinzu fügen: diejenigen Personen, welche durch irgend ein Unglück oder Krank-

heit ihrer Augen beraubt sind, werden von den Geistlichen der katholischen Religion für große Sünder erklärt, denen nicht anders zu helfen, als wenn sie sich einer Wallfahrt unterwerfen, welche sonst immer nach dem heiligen Grabe zu Jerusalem bestimmt war. In unsern Zeiten werden sie aber bloß nach demjenigen Orte bestimmt, wo sich die Gebeine desjenigen Schutzpatrons befinden, von welchem die Kirche, zu welcher sie gehören, beschützt wird, z. B. die Kirche hat den heiligen Rochus, oder Rupertus, oder Petrus Gregorius zum Schutzpatron, so muß er dahin, wo die Gebeine desselben als Reliquien bewahrt werden. Langt er daselbst an und die Anbetung des Schutzpatrons hat keine Wirkung, so wird er für einen der größten Sünder gehalten, den der Beschützer der Kirche nicht erhören will, oder ihn, wegen der Größe seines Vergehens, nicht erhören kann. Er wird dann daselbst behalten bis an sein Ende, wo er sich mit nichts als mit seinem Unglück, es durch Gebet und Gottesverehrung zu lindern, und dann dereinst noch in Gnaden aufgenommen zu werden, beschäftigt. Diese Unglücklichen, behauptet man, zögen sich ihr Uebel durch Verfluchung, Verwünschung der Sinne anderer Personen zu, welche jedoch bei ihrem Schutzpatron mehr in Gnade stehen, als Diejenigen, welche ihnen einen ihrer Sinne verfluchen, was zugleich ein Anzeichen ist, daß diese Menschen von Natur boshaft sind und daher nicht in Gnaden stehen können. Ist die Reue aufrichtig und der Unglückliche ein nicht ganz verschmitzter Sünder, so wird er oft schon beim bloßen Nähern der Kirche, durch inbrünstige Gebete erhört, und er geht mit offenen Augen in die Kirche ein, thut ein Gelübde und kehrt geheilt wieder zurück. Wendet er aber sogleich, wie ihm das Licht der Augen wieder gegeben ist, um, so

schließen sie sich auf ewig. Die Kreuze werden von Denen, welche durch aufrichtige Reue und treue Bekenntniß ihres Vergehens, ihr Uebel verlieren und dadurch und mit dem Himmel versöhnt werden, in der Kirche aufgestellt, nebst dem Namen des zu Gnaden Aufgenommenen, und als ein Heiligthum betrachtet.

Ich habe aber trotz dem, daß ich eine große Anzahl von katholischen Kirchen und Klöstern gesehen habe, selbst im Dom zu Frankfurt, Fulda und Köln, kein einziges Kreuz gesehen, wohl aber die Gebeine der Heiligen, schön mit gemachten Blumen, Gold und Silber geschmückt, in Särgen, wo der Deckel mit Glastafeln versehen war, auch in Mauerbehältern in offenen Särgen liegend und mit Glasthüren wohl verschlossen gesehen, zu welchem nur der Oberpfarrer die Schlüssel hat. Folglich mögen diese Wallfahrten gemeiniglich fruchtlos ablaufen, oder die Pilger unterliegen der Last des Kreuzes und sterben auf dem Wege, da es ohnedieß alte Männer oder Weiber sind, die den Beschwerlichkeiten eines solchen Unternehmens unterliegen müssen.

Unsere Reise ging immer auf Wiesbaden los. Wir langten in Hattersheim an; der Postmeister, ein sehr höflicher und bescheidener Mann, sprach so lange mit dem Herrn am Wagen und wehrte die Bettler ab, bis die Pferde vorgelegt waren. Er urtheilte über die Verhältnisse der Einwohner sehr verständig, gab uns Nachricht von dem besten Gasthause in Hattersheim, wo man gut logire, allein so prächtig wie in Frankfurt nun freilich nicht, setzte er hinzu, dagegen ist es auch nur ein Dorf.

Wir reisten ab und kamen auf der Chaussee an Stellen, wo die Bäume beinahe blattleer waren und besonders die Nußbäume. Wir konnten im Anfang die Ursache nicht

errathen, hernach aber zeigte es sich, daß es Maikäfer waren, welche diesen Schaden verursachten, und die Nußbaumblätter beinahe gänzlich verzehrt hatten. Auf der Höhe der herrlichsten Chaussee, welche man nur sehen kann, stieg der Herr aus und ließ halten. Die Aussicht ist hier wirklich schön, angenehm und ausgebreitet.[1]) Man sieht von hier das, in einer Weite von sechs Stunden liegende herrliche Frankfurt, von welchem sich der Domthurm besonders auszeichnet; das Uebrige ist, wenn es nicht von der Abendsonne besonders beleuchtet wird, kaum sichtbar und in einen Nebel gehüllt, welcher wohl von der Menge Schornsteine und einer sechsstündigen Entfernung herrühren mag. Gegen Südwest hingegen hat man einen herrlichen Anblick, welcher sich bis zur Bergstraße hinaufzieht. Vor sich in einer kleinen Tiefe liegt der so bekannte Weilbacher Schwefelbrunnen, dessen Wasser mit Milch getrunken wird, mit seiner majestätischen Einfassung von italienischen Pappeln, nebst dem schönen hohen Gebäude, von welchem man eine herrliche Aussicht hat, die ich das vorige Jahr mit Herrn Oberbergrath Kramer genoß. Ueber diesen Schwefelbrunnen sieht man nach Mannheim hin rheinaufwärts, alle die an den Ufern desselben gelegenen Orte; weiter gen Westen das schöne Mainz mit dem davor liegenden Castell und der Schiffbrücke, welche über den Rhein führt, nebst den Schiffmühlen und Schiffen, welche längst dem Ufer liegen. Die ganze Seite der Stadt hat hohe

[1]) Goethe an Christiane, Wiesbaden, 27. Mai 1815: „Wenn man von der Höhe vor Wiesbaden den Rhein sieht, von Oppenheim herab, bey Maynz vorbey fließen und wie er dann, gegen Elfeld, die große Aue in sich faßt und weiter hinab die Reihe von Ortschaften, der Johannisberg und bis Bingen die Landschaft erscheint; so weis man doch warum man Augen hat. Dieß zu erfahren war mir sehr nöthig."

Häuser von ziemlicher Länge. Südwestwärts liegt überall Gebirge erhaben, der Donnersberg, welcher aber wegen seiner Entfernung nur wie eine Wolke betrachtet werden könnte, wenn ihn nicht seine scharfe Form als Berg bezeichnete. Wendet man sich noch mehr westwärts, so hat man die herrlichste Aussicht rheinabwärts bis Bingen. Der Fluß mit seinen schönen Inseln, am Ufer desselben die zahlreichen Ortschaften, welche in dieser Entfernung eine perspektivische Gestalt annehmen und gleichfalls als zusammenhängend erscheinen und eine sich fünf Stunden lang ausgedehnte Stadt zu seyn scheinen. Nach Norden hat man das Taunusgebirg, in welchem Schwalbach, Schlangenbad und Wiesbaden liegen, aber wegen ihrer Tiefe und der sich davor befindlichen Berge nicht sichtbar sind. Das ganze Gebirge ist mit Waldungen bedeckt, wo man nur einige Dörfer sehen kann. Von diesem Punkte aus sieht man die Platte, den Geißberg und den Wartthurm. Wendet man sich bei Wiesbaden nach Osten, so sieht man längs dem Gebirge hin den Feldberg liegen. Die Spitze desselben ist bei nicht hellem Himmel stets mit Nebel bedeckt. Die unter ihm liegenden Berge sind sehr anmuthig. Sie sind durch Dörfer verschönert, auch liegen an einigen Kapellen, die, da sie eine weiße Bekleidung haben, sehr in die Ferne schimmern und den Bergen ein gewisses Leben geben.

Wir stiegen, nachdem wir uns genugsam an der köstlichen Aussicht geweidet hatten, ein, und setzten die Reise ruhig fort bis Wiesbaden. Der Postillion wollte uns durchaus bereden, im Adler Logis zu nehmen, allein da wir die Wirthschaft vom vorigen Jahre zu gut kannten, so befahlen wir ihm, in Bären zu fahren.

Den 27 Mai um 2 Uhr kamen wir glücklich in Wiesbaden an. Als ich in die Küche trat, schrie Alles: der

Karl, der Karl! Ich fragte hierauf, ob wir noch Platz fänden und da wohnen könnten? worauf man erwiederte: wir hätten die Wahl der Zimmer! Wir fanden das Haus gänzlich verändert. Die Säle waren zu Zimmer umgewandelt, die Gänge weiter und bequemer; alles schön angestrichen und gemalt. Wir waren die Ersten im Vordergebäude. Alles leistete hülfreiche Hand. Das Essen wurde bestellt, es erschien sogleich. Ich holte Wein im Adler, auch da war Freude über unsere Ankunft. So ging es fort bei Jedermann, der mich kannte, aber Alles fragte nach den Russen, die da kommen sollten.

Wir waren bald eingerichtet, da ich im Hause Alles gut kannte. Den andern Morgen (den 28 Mai) badete der Herr und aß auf dem Zimmer. Ich ging spazieren. Nachdem ich einen Brief an Herrn Fädler[1]) abgegeben hatte, besuchte ich zuerst den Kursaal, dann ging ich auf den Geißberg ...

Den 29sten hat der Herr gebadet. Ich besorgte was ich zur Wirthschaft brauchte an Kaffee, Zucker ɩc. Gegen Abend machten der Herr von Nauendorf, der Herr Major Luck aus Mainz und Herr Oberbergrath Kramer ihre Aufwartung.

Den 30sten früh vier Uhr auf; von halb sieben Uhr geschrieben bis neun Uhr, dann hat der Herr gebadet. Ich hatte den Preis für das Logis mit dem Wirth abgemacht, und kam mit ihm bis auf sechszehn Gulden die Woche überein, wobei wir aber noch verschiedene Vortheile extra genossen, z. B. zwei Kamine zum Verschließen, welche ganz vortrefflich als Keller zu gebrauchen sind, da das Haus keinen kühlen Keller hat, denn das heiße Wasser steht nur anderthalb Fuß tief unter der Erde, deßhalb ist der Boden

[1]) Von Goethe? Jedenfalls nicht erhalten.

immer warm. Selbst im kältesten Winter liegt in einigen Straßen kein Schnee und Eis; daher auch keine Schlittenfahrten durch die Hauptstraßen gehalten werden können. Des Mittags aßen der Herr auf dem Zimmer. Nach Tische habe ich einiges abgeschrieben, als ich damit geendet, ging ich die Rechnung durch und fand einen Fehler von zehn Gulden, worüber ich gewaltig erschrack, doch fand es sich bei der nochmaligen Revision. Des Abends kam Kramer und nahm den Herrn mit in den Adler, und ich besorgte einen Brief[1]) an den guten Major von Luck nach Mainz.

Den 31sten, fast wie gestern; des Morgens und Mittags. Diesen Tag zog der Landsturm nochmals (wie schon am 28.) aus, um ein großes Manöver zu machen, was ich aber nicht gesehen habe.

Den 1 Juni. Früh halb fünf Uhr auf. Der Herr trank Schwefelwasser mit Milch, von dem schon früher erwähnten Weilbacher Brunnen; dann habe ich geschrieben bis neun Uhr. Der Herr ging spazieren und ich ging zum Frühstück in ein Haus, wo Bier und Aepfelwein zu haben war. Ich kam mit einem Fremden in's Gespräch. Unter andern kam die Rede auf Weimar. Unter der Zeit war ein Frauenzimmer herein getreten, welche ihre Zunge auf das Schnellste in Bewegung gesetzt hatte und ein sehr großes Gequäke machte. Sie hatte sich auch an uns gewendet, und da wir von Weimar sprachen, mischte sie sich dazwischen und sagte uns, daß sie auch in Weimar gewesen wäre; daß sie eine Tochter habe, welche bei der Frau Großherzogin gesungen habe. Die Frau Großherzogin habe dieselbe sehr gelobt und reichlich beschenkt. Sie war auch mit der Frau von Heigendorf sehr zufrieden, bei welcher

[1]) Nicht erhalten. Goethes Tagebuch: „Major v. Luck. Epimenides."

ihre Tochter gleichfalls gesungen habe und ebenfalls reichlich von derselben beschenkt worden wäre. Sie kannte auch Herrn Strohmeier und mehre Schauspieler, die sie vermuthlich durch ihre unausstehliche Zudringlichkeit und die Loslassung ihrer Zungenthätigkeit hatte kennen lernen. Jetzt kam der Diener von der Bibliothek, begrüßte mich und fragte, ob der Herr Geheimerath von Goethe aus Weimar, wieder hier angekommen sei. Ich, nichts weiter ahnend, bejahte es. Sogleich brach die entsetzliche Schwatzhaftigkeit mit aller Gewalt in dem Frauenzimmer aus. Sie sagte, sie kenne den Herrn Geheimerath, sie habe mit ihm gesprochen, sie wünsche nur zu wissen, wo er wohne. Sie fragte, ob er nicht einen Bedienten bei sich habe, mit dem sie sprechen könne. Hiermit zeigte Jener auf mich und sagte, daß ich der Herr Kammerdiener sei. Jetzt fing sie gar an zu stürmen, fragte, zu welcher Stunde der Herr zu Hause sei, ob Vormittag oder Nachmittag. Der Herr dürfte nur ihren Namen hören, so würde sie sogleich vor ihn kommen. Sie müßte für ihren Mann sprechen, mit dem wäre nichts anzufangen. Nach langem Hin- und Herreden sagte ich ihr dann, wenn sie es probiren wolle und kommen, so könnte es vielleicht seyn, daß sie der Herr annähme, es könnte aber auch nicht seyn, denn 1) hätte der Herr sehr viel zu arbeiten, 2) wäre er unbestimmt zu Hause. Ich empfahl mich und ging, da ich ihr Geplapper genug hatte; doch wußte ich bis jetzt nicht, wer sie war, und da sie gut deutsch sprach und auch nicht schlecht gekleidet war, so konnte ich im Voraus nicht so ganz rein von ihr urtheilen, doch zeigte Folgendes, wer sie war.

Ich war von da weggegangen und zu dem Hutmacher, um für den Herrn einen Hut auszusuchen. Ich hatte mit diesem Mann sehr lange gesprochen, besonders über den

Landsturm und über dessen Nutzen und Schaden bei jetzigen und veränderten Umständen. Der Mann hatte einen Sohn, den er schon zweimal vom Militär losgekauft hatte, und jetzt war er wieder zur Reserve genommen worden.

Als ich diesen alten Greis verließ und an dem Hause einige Schritte gegangen war, so rief Jemand: Herr Kammerdiener! Ich sah in die Höhe, woher die Stimme kam, und sah eine Dame in einer sehr schönen Haube, oder vielmehr eine schöne Haube, welche mich bat, ein wenig zu ihr hinauf zu kommen. Ich hatte sie nicht erkannt und glaubte, es wäre eine Dame, welche mir vielleicht für den Herrn etwas zu sagen hätte. Ich sprang, ohne mich zu besinnen, in das Haus und die Treppe hinauf. Wie groß war aber mein Schrecken, als ich die Thür öffnete und Frau Schnips heraus trat und mich in ihrer Behausung willkommen hieß. Jetzt war ich gefangen und mußte mit dem größten Unwillen stille halten und dem unseligen Gewäsche, dem ich vor einer halben Stunde erst glücklich entwischt war, von Neuem meine Ohren hingeben. Sie erzählte mir viel von der Frau Großfürstin, dann rückte sie endlich mit ihrem ganzen Vorhaben heraus, da ich mich stellte, als wenn ich ihr sehr aufmerksam zuhörte und allen ihren nichtsbedeutenden Reden vollkommen Recht gäbe; und was war es? und was war sie? — Sie war die Frau Gemahlin des sich weit und breit berühmt glaubenden Herrn Stenz, Sufflör des Mainzer Nationaltheaters, welcher, als die Kaiser und die Könige in Mainz waren, ein Gedicht überreicht und auch der Frau Großfürstin ein Exemplar nach Weimar gesendet hatte, worauf keine Antwort erfolgt war. Der Dame Absicht war, durch den Geheimerath zu vermitteln, daß das Belobi-

gungsschreiben noch an sie gelangen sollte und ihr Mann dadurch als Sufflör bei dem Theater in Weimar angestellt werden möchte. Als sie damit geendet hatte, klagte sie über ihren Mann, daß er sich bei solchen Gelegenheiten gar nicht thätig bewiese und nicht sprechen könne (d. h. er müßte so sprechen, daß niemand Anderes zu Worte kommen kann). Sie sprach noch manches Andere mit wirklich funkelnden Augen, als ein Eichhörnchen zum Fenster hereingesprungen kam, worüber ich sehr froh war und nun glaubte, das Gespräch sollte sich ändern. Ich nahm das Wort und hatte mich betrogen, denn kaum hatte ich einige Worte gesprochen und die Possierlichkeit dieser Thiere gelobt, als sie mir erzählte, daß sie es schon neun Jahre habe, und nun wäre es doch ein Männchen und litte große Schmerzen, da es im Leben kein Weibchen gehabt hätte. Wenn ich urtheilen darf, so glaube ich, daß es ihr eben so wie ihrem Eichhörnchen zu Muthe war. Das Eichhörnchen war mir aber um fünfzig Prozent lieber als das schwarze Rabenaas. Ich stellte mich, als ob ich ihre bezüglichen Reden durchaus nicht verstände und antwortete immer natürlich. Ich konnte jedoch das Ende nicht herbeiführen. Ich avancirte endlich während dem Gespräche nach der Thüre zu und machte Anstalt mich zu entfernen, denn von allen ihren Einladungen hatte, durfte und konnte ich keine annehmen und verstehen. Da sie mich nun für gar zu dumm fand, glaubte sie mir die Sache etwas mehr begreiflich machen zu müssen, und lud mich zum Kaffee ein, gar freundlich und versprach mir da gar manches Artige und Drollige zu erzählen. Ich sagte zu und dachte, du willst froh seyn, wenn du nur erst dießmal aus den Klauen des Drachen glücklich heraus bist. Es machte mir Spaß, daß ein Feuerofen mich Schnee-

ballen nicht im Stande war zu schmelzen. Endlich, als ich mit Gewalt zur Entfernung mich bereitete, bat sie mich, sie doch ja recht bald wieder zu besuchen, wobei sie bemerkte, daß sie in einigen Tagen ein Paar recht schöne Mädchen bekäme, wenn ich etwa etwas brauchte. Ich verstand das Ding wieder nicht und fragte was sie verfertigten? — Ach, sagte sie, wenn die Herren mit liebeglühenden Herzen Sehnsucht empfinden, so brauchen sie sich nur an mich zu wenden, denn es sind ein Paar allerliebste Kinder.

Jetzt hatte sich die Dame reine genug ausgesprochen und ich wußte nun welches Geschöpf sie war. Ich versprach alles friedlich, denn jetzt riß mir die Geduld. Ich empfahl mich auf's Beste. Als ich nach Hause kam, erzählte ich gleich Alles in der Küche und sagte Jedem, wenn ein Frauenzimmer käme und nach dem Herrn fragte, sie nur jederzeit antworten möchten, er sei so eben ausgegangen. Ich beschrieb die Person förmlich steckbrieflich. Nachmittag drei Uhr erschien sie wirklich im vollen Glanze, das beste Kleid an, die beste Haube auf, den Sonntagsshawl um, das Gesicht à la coquete, mit weiß und rother Schminke belegt, so daß sie kaum kenntlich war. Zum Glück hatte ich einen andern Rock an und nicht die Livree und war im Ausgehen begriffen. Sie mochte mich nicht erkannt haben, da ich ein wenig im Finstern im Hause stand. Sie fragte die eine der Töchter und erhielt zur Antwort: der Herr sei ausgegangen; und so ist sie dreimal abgewiesen worden. Dann belagerte ihr Herr Gemahl das Haus, fragte mich, erhielt aber die nämliche Antwort und mußte abgehen. Er brummte zwar ein wenig, aber das thut nichts, wenn ein Sufflör brummt. Nachmittag kam er wieder und brachte ein großes Schreiben auf das herr-

lichste und feinste Papier gemalt, aber unversiegelt mit den Worten: Geben Sie es dem Herrn, dann werde ich wohl Gehör finden. — Aber es war nichts. Der Herr las es und sagte: wenn doch die Sufflörs nicht das Papier so muthwilliger Weise verdürben und überlegten, daß es theuer wäre!

Gegen Abend besuchte den Herrn der Oberbergrath Kramer. Nachdem sie mit einander ausgegangen waren, kamen die Töchter vom Haus und fragten, ob der Herr Geheimerath Freude an Blumen hätte; als ich es bejahte, so brachten sie Blumen in schönen Gefäßen, womit sie das Zimmer schmückten. Das war aber noch nicht genug, sondern es wurden noch sehr schöne Stöcke im Garten ausgehoben und in Aesche gesetzt und auf die Gallerie gebracht, sehr geschmackvoll arrangirt, so daß die Gallerie ein schöner Blumengarten war und dem Herrn viel Freude machte als er nach Hause kam, und die Veränderung sah.

Den 2ten. Der Tag verging fast wie der gestrige, mit Schreiben, Milch- und Schwefelwassertrinken und Baden. Abends kam der Herr Oberbergrath Kramer wie gewöhnlich, um den Herrn zum Spazierengehen abzuholen. Ich habe bis Abends acht Uhr geschrieben und mehre Kleinigkeiten besorgt.

Den 3ten. Diesen Tag beschäftigte ich mich mit dem Reinigen unseres Wagens und machte ihn zum Stadtwagen, wo Alles, was auf der Reise zum Packen aufgeschraubt wird, wieder davon genommen wurde. Der neue Kaufmann, welcher im Hause wohnt, hatte sich diesen Tag viele Mühe gegeben und mit seiner Magd zwei Klafter Holz gelegt, welches aber, als sie sich ihres vollendeten Werkes freuen wollten, mit einem mächtigen Geprassel zu-

sammenstürzte. Dieser Kunstgeschicklichkeit halber erhielten sie von mir den Namen der neuen Baumeister.

Den 4ten. Des Morgens gewöhnliche Verrichtungen. Gegen Mittag präsentirte sich der Herr Major von R.[1]), welcher dem Herzog durch die Vermittelung des Herrn Geheimenraths, von dem Guvernör zu Frankfurt, Herrn Fürsten Reuß, anempfohlen war, damit er in Weimarische Dienste aufgenommen werden möchte, da er Güter in dem Theile des Fulda'schen Landes besitzt, welches an den Herzog von Weimar nach dem Wiener Kongreß gefallen ist. Er wurde sogleich dem Herzog empfohlen.

Mittags fuhr der Herr nach Biebrich zur Tafel. Indessen ging ich am Rhein spazieren und suchte Steine am Ufer. Unter andern fand ich ein Stück, welches ein Gang aus dem bei Wiesbaden vorkommenden grünen Talkstein zu seyn schien; doch wurde es im Wasser violett, wie der Amethist. Ich zeigte es dem Herrn bei seiner Zurückkunft, und er meinte, es wäre Flußspath. Der Herr sprach deshalb mit dem Oberbergrath Kramer, dieser erklärte es für amethistartig. Durch weitere Proben ergab es sich, daß es weder Amethist noch Flußspath sei, sondern ein im Wasser schön violett werdender gemischter Quarz.

Da sich hier die Gelegenheit gefunden, von den Mineralien zu sprechen, so will ich kürzlich erwähnen, was mir bei Wiesbaden oft vorgekommen ist. Ohnweit von Wiesbaden, nach Biebrich zu, wird eine Art Sand und Kies gegraben, welcher zu den Gartenwegen benutzt wird. Dieser Sand besteht aus einem eisenschüssigen Sande und herrlichen weißen Kieseln, welche durch Rollen gesondert, einen sehr schönen Weg geben. Hat es geregnet und

1) von Roth (Goethes Tagebuch).

die Kiesel sind rein abgespielt, so gewährt ein solcher Weg einen sehr schönen und reinlichen Anblick. Auf solchen Wegen trifft man niemals Schmutz. Sind die Steine vom Regen noch naß, so findet man viele, welche halb durchsichtig sind und die Figuren wie Achat haben. Ich habe deren viele gesammelt und sie dem Herrn zugestellt. Dieser erklärte sie auch für weißen Achat und Amethist. Ich habe auch viele gefunden, wo man noch deutlich sehen konnte, daß sie aus Krystallen entstanden, welche gegenseitig in einander geschossen, eine feste Masse gebildet haben und durch die Gewalt des Wassers oder andere Zufälligkeiten losgerissen, nur durch das Wasser fortgeführt, zu kleine Kiesel gerollt und dann aufgeschwemmt worden sind. Ich habe sogar mehre sehr weiße, mit halbdurchsichtigen Streifen, dem sogenannten Festungsachat gleichkommende gefunden; auch eine Spitze von einer Krystallsäule, ungefähr ein Zoll im Durchmesser, welche aber an einem eisenhaltigen Ort gelegen, wovon die obern Theile gelb gefärbt worden waren. Der Bruch war schön hell und glasig. Sehr merkwürdig ist der Steinbruch hinter dem Klapperfeld, wo die obere Lage ebenfalls die schönsten Kiesel enthält, die aber so fest in eine Sandmasse verwachsen sind, daß weit leichter der Stein zerbricht, als daß man ihn, wie er eingekittet ist, herausschlagen kann. Die zweite Lage ist schon sehr fest verschmolzen und hat auf dem Bruche etwas Schimmerndes, was durchaus eine quarzähnliche Substanz seyn muß. Die dritte Lage ist eine Art Sandstein, an der man aber das körnige Wesen vermißt. Unter dieser Lage folgt der grüne Talkstein in unregelmäßiger Lage. — —

(Hier endet das Tagebuch.)

Nicht erst am 1. Februar 1817, wie ich in meiner Einleitung zu den Briefen Stadelmanns an Kräuter annahm[1]), sondern bereits im Jahre 1814 (wenn nicht früher noch) war Stadelmann in Goethes Dienste getreten. Seine Handschrift findet sich zuerst in einem Diktat Goethes vom 8. Mai 1814. In diesem Jahre begleitete Stadelmann seinen Herrn zum ersten Mal nach Wiesbaden, wie aus seinem vorstehenden Tagebuch hervorgeht. Goethe erwähnt ihn nur einmal, in einem Brief aus Frankfurt a. M. an Christiane vom 29. Juli 1814: er ging „auf Carlen gestützt, durch die erhellte Stadt". Während dieser Reise diktierte Goethe seinem Diener noch nicht, auch in Weimar wurde Stadelmann zunächst von ihm nur selten zum Diktieren verwendet.

Die Reise in die Rhein- und Maingegenden, über deren ersten Abschnitt Stadelmanns Tagebuch berichtet, war eine der bedeutungsvollsten und fruchtbarsten in Goethes Leben. In ihrem Verlauf nahm gleichsam die Jugend von ihm Abschied. Sie führte ihn, vor allem in Wiesbaden, Frankfurt, Cöln, Bonn, Heidelberg, mit einer Fülle geistvoller und kenntnisreicher Persönlichkeiten zu lebendigem Gedankenaustausch, zu gemeinsamem Natur- und Kunstgenuß zusammen; sie bescherte ihm in der Gerbermühle „allerschönste Zeit", aber auch das Scheiden, den schmerzlichen Abschied von Mariannen für immer. Wie der brave Kaspar im Puppenspiel dem Doktor Faust, so war

[1]) und wie man nach dem Register zu den Tagebüchern in der Weimarer Ausgabe annehmen mußte. Hier wurde aber irrtümlich der „Carl" der Tagebücher von 1814 und 1815 für identisch mit Ferdinand Schreiber gehalten, der 1815 oder 1816 Stadelmanns Nachfolger und von diesem am 1. Februar 1817 wieder ersetzt wurde. Schreiber wurde, wohl aus Bequemlichkeit, im Goethischen Hause gleichfalls Carl genannt.

während dieser Monate Stadelmann mit seinem Berlicke Berlocke seinem Herrn zur Seite; während er auf dem Bock sitzend mit dem Schwager politisiert und naiv die Dinge der Welt in sich aufnimmt und nach seiner Art deutet, dichtet hinter ihm im Reisewagen sitzend Goethe die Lieder des Diwan. —

Aus Wiesbaden schrieb Goethe an Christiane und an August, Carl mache seine Sachen sehr gut; seine Schreibung helfe ihm doch über das Notdürftige. Goethe diktierte ihm denn auch viel, namentlich Briefe und Teile der „Italienischen Reise". Am 25. Juni aber vermerkte er in seinem Tagebuch: „Carls Krankheit verschlimmert." Goethe war sehr unglücklich über dieses Mißgeschick. An August schrieb er am 5. Juli: „Dagegen hab ich zu klagen daß mir die Götter eine harte Systole zugedacht. Denn als ich eben eingerichtet und Cur und Thätigkeit recht im Zug war, wurde Carl sehr kranck, weshalb ich, mit großen Unstatten, von vorne anfangen mußte mich zu rücken und zu schicken. Das ist nun ziemlich vorbey, den Rest werden wir auch überstehen." Wie ernst aber Stadelmanns Krankheit war, geht aus einem Brief an Johann Heinrich Meyer vom gleichen Tage hervor: „Ihr Brief ... kommt in einem Augenblick, da Carl sich bessert. Durch sein Uebel gingen mir vierzehn Tage aufs schmählichste verlohren und noch bin ich in einer Lage die nicht erfreulich ist; doch bessert es sich, das muß mir genug seyn, da ich zu fürchten hatte ihn in Wolzogens Nachbarschaft beyzusetzen." Und am nächsten Tage schreibt er an Antonia Brentano von der drückenden Lage, in die er durch Stadelmanns Krankheit versetzt worden sei. „Dieser gute Mensch erholt sich nun wieder und ich will die vierzehn böse Tage gern verschmerzen, wenn ich ihn

wieder herumkrabeln sehe." Wie nahe Stadelmanns Krankheit Goethen ging, zeigt ein Brief an den Minister C. G. von Voigt vom 11. Juli: „. . . nur ward mir mein treuer, sorgfältiger Diener kranck und ich dadurch in Sorge und Unbequemlichkeit versetzt. Nun geht es wieder besser mit ihm und ich finde mir einigen Muth werthen Freunden Kunde zu geben wie es mit mir beschaffen sey." Auch an Anton Genast meldet Goethe, am 15. Juli, die fortschreitende Besserung seines „treuen, hart angegriffenen Carl". Am 18. Juli war Stadelmann wieder „auf den Beinen", und am 20. hatte er bereits Touren nach Mainz und Biebrich wieder mitgemacht.

Eine süßsaure Reflexion Goethes aus einem Brief an die Gräfin Constanze von Fritsch vom 18. Juli sei hier eingeschaltet: „Auch die Übel sind nicht ohne Vortheil geblieben; denn ich habe gelernt daß man bey meiner Taille, mit Rheumatismus in der Schulter doch noch, wenn's Noth thut, enge seidne Strümpfe selbst anziehen kann."

Goethes Reise den Rhein hinab nach Cöln hat Stadelmann anscheinend nicht mitgemacht, nach seiner Rückkehr aber konnte Goethe ihm in Wiesbaden, wenn auch sichtlich mit Schonung, wieder diktieren. Endlich fuhr Stadelmann, wie aus einem aus Meiningen vom 10. Oktober datierten Briefe Goethes hervorgeht, mit seinem Herrn nach Weimar zurück. Dann aber erfahren wir nichts mehr über ihn und begegnen ihm auch nicht mehr als Schreiber, und so wird er bald nach der Rückkehr aus Goethes Diensten — zeitweilig — geschieden sein. Den Grund deutet der an zweiter Stelle abzudruckende Bericht über den Tod Stadelmanns an. Vielleicht aber gab auch seine Verheiratung mit den Anlaß dazu, daß er das Haus am Frauenplan verließ, denn als er am 1. Februar 1817,

nachdem sein Nachfolger Ferdinand Schreiber Ende 1816 hatte ins Siechhaus gebracht werden müssen, erneut in Goethes Haus trat, war er ein Ehemann. Sieben Jahre lang hat Stadelmann so, in guten und bösen Tagen, seinen Herrn betreut, bis, ja bis gegen die Wirkung des Dämons, dessen Name in seinem Tagebuch von 1815 schon einmal genannt wird, all die guten Eigenschaften, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten nicht mehr aufgewogen wurden, um derentwillen Goethe seinen Diener, den „getreuen Weggenossen“ der Marienbader Elegie, liebte und schätzte.

Am 1. Juli 1824 schied Stadelmann aus Goethes Diensten, nachdem er seinen Herrn während der schweren Krankheit im Jahre 1823 noch voll Hingebung gepflegt hatte, und ging nach Jena. Von seinen weiteren Schicksalen wüßten wir nichts, hätte nicht Amalie Schoppe, die Freundin Hebbels, über seine letzten Lebensjahre und die wahrhaft ergreifenden Umstände seines Todes berichtet.

2. STADELMANNS AUSGANG[1]

Im Arbeitshause zu Jena lebte noch vor Kurzem ein ziemlich betagter Mann, der, wäre er auch nicht eine geschichtlich merkwürdige Person gewesen, allein schon durch sein gewinnendes Äußere, durch seine feinen Manieren und seine gebildete Sprache, mehr aber noch durch die mannigfachen Kenntnisse und Fertigkeiten, die er sich erworben hatte, das Interesse für sich in Anspruch genommen haben würde. Man brauchte ihn nur anzusehen,

[1]) Abgedruckt unter dem Titel „Der alte Diener Goethes“ in den „Neuen Pariser Modeblättern. Redigirt von Amalie Schoppe, geb. Weise.“ 19. Jahrgang, Hamburg 1845. S. 107 f., 117 f., 125 f., 133 f. Unterzeichnet A. S.

sich nur fünf Minuten mit ihm zu unterhalten, um zu wissen, daß man einen nicht ganz gewöhnlichen Menschen, einen, der Viel erlebt und erfahren, vor sich habe.

Dem war in der That so: Stadelmann, dies war sein Name, war eine Reliquie aus der großen Zeit Weimars; er hatte Viel gesehen und gehört, Viel erlebt, er hatte sich viele Jahre hindurch des Umgangs und Vertrauens des größten Geistes des Jahrhunderts, Goethes, zu erfreuen gehabt und war von diesem, seiner großen Anstelligkeit wegen, besonders geschätzt worden; er hatte ihn auf seinen Reisen begleitet; er war sein steter Begleiter auf seinen geognostischen Excursionen gewesen und wußte, wie kaum ein Anderer hier, die Fundorte anzugeben, wo die reichste Ausbeute an Merkwürdigkeiten erwartet werden durfte; er selbst hatte manchen guten Fund, sowohl in unsern als in fremden Berggegenden gemacht und die Sammlungen seines Herrn damit bereichert.

Carl August, der große Fürst, hatte es nicht verschmäht, gelegentlich ein freundliches Wort mit dem treuen und anstelligen Stadelmann zu reden, und nach seinem Beispiele andere Fürsten und Herren.

Jetzt war dieser Mann so weit herabgekommen, daß er ein Insasse des Jenaischen Armen- oder Arbeitshauses war, freilich nicht ohne sein Verschulden, denn er liebte den Trunk, und Goethe selbst hatte sich aus dieser Ursache schon einmal von ihm getrennt, ihn aber wieder zu sich genommen, weil er ihn nicht entbehren konnte. Aber trotz dem war Stadelmann kein bis zum Thier hinabgesunkener Säufer; nur dann und wann konnte er der Begierde nicht widerstehen, sich einen Rausch zu trinken, und wenn er sich so weit vergessen hatte, waren Reue und Beschämung gleich groß in ihm, so daß man sich versucht hätte fühlen

mögen, ihn zu trösten, statt ihm Vorwürfe zu machen; denn er hatte das lebhafteste Ehrgefühl bewahrt, den ganzen Stolz, dem größten aller Dichter so viele Jahre nahe gestanden zu haben.

Ich sah Stadelmann, als ich mich vor drei Jahren in Jena ansiedelte, zuerst im Garten des berühmten Optikers und Hof-Mechanikus, Dr. Friedrich Körner, dessen Factotum er zu jener Zeit war und der ihn sich zu solchen Arbeiten, die ein ungebildeter Mensch nicht zu verrichten im Stande ist, oft von dem Vorsteher des Arbeitshauses erbat. Die Einrichtung in diesem nützlichen Institute ist so, daß das Haus seinen Insassen das zum Leben Nothwendige verabreicht, dagegen aber diese an Leute vermiethet, die der Hülfe in ihren Geschäften bedürftig sind, das Miethgeld aber nimmt das Haus zur Bestreitung der Kosten an sich.

In dieses Institut war Goethes ehemaliger Diener gekommen, nachdem sein geliebter und gegen ihn so nachsichtiger Herr für immer die Augen geschlossen! Man sah es dem Greise an, wie schmerzlich ihm seine gegenwärtige Lage war, wie er sich seines Herunterkommens schämte; aber er klagte nur selten, nur dann, wenn ihm das Herz aufging und man ihm seine Theilnahme bezeugte; er sprach sich auch selbst nicht von Schuld frei, sondern bereuete seine bereits zur Gewohnheit gewordene lasterhafte Angewöhnung mit dem aufrichtigsten Schmerze.

Im Hause des Herrn Dr. Körner, wo er bald im Garten, bald in der Werkstatt, bald bei der Bereitung des köstlichen Flint- und Chromglases beschäftigt wurde, schien er sich am glücklichsten zu fühlen, eben weil man hier nicht ganz gewöhnliche Hülfsleistungen von ihm verlangte, bei denen er sich als ein denkender und geschickter Mensch zeigen konnte, und wenn man sich mit ihm bei diesen Ar-

beiten unterhielt, zeigte er einen gewissen Stolz, zu so Etwas noch brauchbar zu sein. Indeß nöthigte seine zunehmende Liebe zum Trunke den Herrn Dr. Körner endlich doch, ihn nicht weiter rufen zu lassen, und so hörte und sah ich längere Zeit nichts von dem alten Stadelmann, der mir so manche hübsche und interessante Geschichte von seinem ehemaligen Herrn, von dem Herzog Carl August von Weimar und anderen merkwürdigen Männern jener außerordentlichen Zeit zu erzählen wußte.

Plötzlich aber hieß es: Stadelmann ist nach Frankfurt, zum Goethe-Feste, berufen worden. Die Nachricht war wahr, und es hing so damit zusammen:

Bei Gelegenheit der Enthüllung des Goethe-Denkmals hatte man an einen unserer Professoren[1]) geschrieben und die Frage an ihn gestellt: ob man in Jena nicht einige Reliquien von Goethe habe und geneigt sei, sie zum Behufe des Festes abzulassen? und der Gefragte hatte darauf geantwortet: „es befände sich noch eine große, lebendige Reliquie des Dichter-Heros, in der Person seines alten, langjährigen Dieners in Jena, den wolle man senden, wenn es verlangt werde.“ Dieser Vorschlag fand den allgemeinsten Anklang in Frankfurt; man sandte Geld herüber, um dem Alten einen neuen, hübschen Anzug anschaffen und die Reisekosten bestreiten zu können, und so sah man den alten Stadelmann mehre Tage hindurch im saubern

[1]) Nach einem Eintrag in Riemers noch unveröffentlichten Tagebüchern vom 18. Oktober 1844 war es Voigt und sollte Stadelmann sich in Frankfurt bei der Varentrappschen Buchhandlung melden. Riemer berichtet auch über einen Besuch, den Stadelmann ihm auf der Durchreise in Weimar abstattete. „Er erzählte von alter Zeit und seiner jetzigen Arbeit aller Art in dem Arbeitshause zu Jena, alles mit gutem Humor und Schwatzhaftigkeit.“

schwarzen Anzuge, mit einem neuen Hute auf dem Kopfe, mit vor Freude glühendem Antlitze durch die Gassen der Stadt paradiren; denn plötzlich war ja der arme Insasse des Arbeitshauses zum Helden des Tages, zu einer höchst wichtigen Person geworden. Mir selbst begegnete er in seinem saubern Anzuge auf der nach Camsdorf führenden schönen Saalbrücke und kam, so wie er mich erkannt hatte, auf mich zu, mir sein Glück, die ihm widerfahrene große Ehre, zu erzählen. Einen oder zwei Tage darauf reiste er, die Taschen mit Gold angefüllt, ab; zu bemerken habe ich noch, daß man ihn während der letzten Zeit vor seiner Abreise nicht betrunken sah, und daß er Denen, die es wohl mit ihm meinten, das feierliche Versprechen gab: „sich wie ein ordentlicher Mensch aufführen, d. h. nicht in Frankfurt betrinken zu wollen“, ein Versprechen, das er, so weit meine Nachrichten reichen, gewissenhaft gehalten hat, denn durch die ihm zu Theil gewordene große Ehre war ein ganz anderer Mensch in ihn gefahren. In Frankfurt ging es ihm selbst über seine Erwartungen gut; er gefiel, man drängte sich zu ihm; man ließ sich von schönen und großen vergangenen Tagen von ihm erzählen; man quartierte ihn in einem guten Wirthshause ein; man beschenkte, man ehrte ihn; er stand mit im geschlossenen Kreise, als man das Denkmal seines Herrn enthüllte, und ein Strahl von der Ehre, die das Haupt des Ruhmgekrönten umleuchtete, fiel auf den glücklichen alten Diener zurück ...

Ach! armer Stadelmann, es war das Hexengold, das Dir das trügerische Geschick in's Netz geworfen; es war der Todesstreich, der Dir von der Hand des Glückes selbst versetzt wurde!

Das schöne Frankfurter Fest war vorüber; Goethes

Statue prangte auf dem großen Platze in seiner gebieterischen Schönheit, und Dir, armem Stadelmann wurde der zur Rückreise visirte Paß in die Hand gedrückt, aber mit dem Versprechen, daß man ferner Deiner gedenken und Dir eine kleine jährliche Pension bis an Dein Lebensende in Dein Armenhaus senden wolle, in das Du, nach den Tagen solchen Glanzes und solcher Herrlichkeit, zurückkriechen solltest, um wieder für sechs Groschen den Tag, Holz zu spalten, Wasser zu tragen, im Garten und Weinberge zu graben, Sand zu schlemmen, Mist zu führen, Steine zu klopfen, und das für sechs Groschen, von denen nicht ein einziger in Deine Tasche fiel! Du solltest, heimgekommen, Deinen schönen schwarzen Frack mit der geflickten Arbeitsjacke, die neue saubere Hose mit der abgebleichten Zwillchhose, den glänzend gebürsteten Hut mit der schmierigen Mütze vertauschen; solltest Dich, statt wie in Frankfurt: Herr Stadelmann, jetzt vielleicht wieder „Er“ tituliren lassen. „Die schönen Tage von Aranjuez“, sie waren für Dich vorbei, und auf immer; Du hattest aus dem schäumenden Becher der Ehre und des Glücks noch einmal getrunken und solltest jetzt nochmals den der Schmach und Erniedrigung bis auf den Grund leeren, und das ertrugst Du nicht! Warum behielten sie Dich nicht in dem schönen, sonnenhellen Frankfurt? Weshalb gaben sie die Dir bestimmte kleine Pension nicht in die Hände irgend einer rechtlichen Familie, mit der Verpflichtung, Dich dafür bis ans Ende Deines Lebens zu ernähren und zu kleiden? Weshalb sandten sie Dich, nachdem sie Dich mit Ehrenbezeugungen trunken gemacht hatten, als sie und Du wieder nüchtern geworden, in das Armenhaus, in Deine enge kleine Zelle, in Deine schmutzige Arbeitsjacke zurück? Weshalb sagte sich nicht Einer von allen den

Guten und Edlen, die sich für den liebenswürdigen und interessanten Greis interessirt hatten: „Das wird er nicht ertragen, und statt ihn glücklich zu machen, wie unsere Absicht war, werden wir ihn tödten, wenn wir ihn in die früheren Verhältnisse zurückschicken!"

Stadelmann wurde trotzdem zurückgeschickt, und das Arbeitshaus in Jena öffnete ihm nochmals gastlich seine Pforten. Wenige Tage nach seiner Rückkehr hatte ich eine Portion Holz zu sägen und zu spalten und schickte, wie das hier Gebrauch ist, in das Arbeitshaus, mir Leute zu diesem Zwecke ausbitten zu lassen. Am andern Tage — es war ein grimmig kalter — schaute ich aus dem Fenster auf den Hof hinab, wo ich sägen hörte, und erblickte, zu meinem Erschrecken, den gefeierten Stadelmann nebst einem noch älteren Greise bei meinem Holze beschäftigt. Das innigste Mitleid ergriff mich, nicht nur mit dem alten Stadelmann, sondern mit beiden Greisen, die bei solcher Kälte auf dem Hofe stehen und Holz sägen und hauen mußten. Ich rief Stadelmann herauf, ließ ihn sich an meinem Ofen erwärmen, theilte mein Frühstück mit ihm, gab ihm für sich und seinem alten Genossen einiges Geld — aber nur wenig, weil mir seine Liebe zum Trunke bekannt war — und sandte durch ihn auch seinem Genossen einige Erquickungen. Da ging dem Alten das Herz auf, und mit Freudenthränen erzählte er mir von Frankfurt, von den schönen, großen Tagen, die er dort verlebt hatte, von der Ehre vor allen Dingen, die man ihm erwiesen, von den alten Bekanntschaften, die er, der früher mit Goethe auch in Frankfurt gewesen war, erneuert hatte, und wenn er Andere als zu ihm redend anführte, nannte er sich immer: „Herr oder Mosje Stadelmann"; kurz, man merkte es jedem seiner Worte an, wie

wohl es ihm gethan hatte, daß man ihn wie einen ordentlichen Menschen behandelte.

„Ich wußte, Frau Doctorin," sagte er zu mir, „daß Sie mich heraufrufen lassen würden, um von Frankfurt zu hören, und deshalb habe ich auch Alles zu mir gesteckt." Er fuhr mit seiner Hand in die Tasche und holte seine Einlaßkarte, die er sauber in Glas und Rahmen hatte fassen lassen, so wie zwei Guldenstücke daraus hervor, die er mir triumphirend zeigte. „Das sind meine schönsten Angedenken," fuhr er fort, „und sie sollen mich, solange ich lebe, nicht verlassen!" — „Wie steht es denn aber mit Ihrer Pension, Stadelmann?" fragte ich. — „Die bekomme ich: Herr von Rothschild hat sie mir versprochen und der ist ein edler Herr, der sein Wort hält." — „Nicht wahr, Stadelmann," sagte ich in Bezug auf die mir gezeigten beiden Guldenstücke, „die bewahren Sie auch auf oder wenden sie doch nur zu guten Zwecken an?" — „Das versteht sich! Sie können sich fest darauf verlassen, Frau Doctorin!" betheuerte er, denn er hatte mich recht gut verstanden.

Der Arme hielt mir indeß nicht Wort. Bald ruhte die Säge unten auf dem Hofe, und Stadelmann schlüpfte von Zeit zu Zeit aus der Hofthür, um Schnaps zu holen. Die beiden Alten wurden immer lauter, immer lustiger; die Arbeit ruhte, und endlich schlichen Beide davon.

Am nächsten Morgen kehrten sie zurück; ich rief Stadelmann wieder, um ihm und seinem Genossen ein warmes Frühstück — diesmal aber kein Geld — zu reichen, und er trat sehr schüchtern und beschämt zu mir in das Zimmer, vermuthlich, weil er Vorwürfe von mir fürchtete. Ich stellte mich aber, als habe ich von den Vorfällen des vorhergehenden Tages nichts bemerkt, denn ich wollte

den Greis weder demüthigen noch beschämen, und dies erleichterte ihn sichtbar. Indeß schien einer der schönen blanken Frankfurter Gulden angebrochen zu sein; die Scenen des vorhergehenden Tages erneuerten sich, und gegen Mittag schlichen die beiden Greise nach Haus, um nicht wieder zu kehren, ich aber hatte den alten Stadelmann zum Letztenmale gesehen.

Am folgenden Tage sandte mir das Arbeitshaus ein paar rüstige Bursche, die tüchtig zugriffen und die Arbeit bald beschafft hatten. Der Eine davon erzählte mir: die beiden Alten wären am vorhergehenden Tage gegen Mittag so betrunken nach Haus gekommen, daß man sie gleich habe zu Bett bringen müssen, und jetzt schämten sie sich und hätten nicht wieder kommen wollen.

Ich hörte jetzt einige Tage nichts weiter von Stadelmann; da trat an einem Mittage mein Hauswirth, Herr Dr. Körner, zu mir ins Zimmer und sagte: „Stadelmann hat sich vor einer Stunde aufgehängt!"

Dem war wirklich so, und am Nachmittage erfuhr ich von einer alten Insassin des Arbeitshauses die nähern Umstände des Selbstmordes des Unglücklichen.

Er sei, erzählte sie mir, nachdem er sich neulich bei meinem Holzhauen an zwei Tagen nebst seinem alten Kumpan betrunken gehabt, still und ordentlich gewesen, auch wiederholte sie mir mehre Male auf mein Befragen, ob man ihn — wie die Rede gegangen — wegen dieser Excesse arg gezüchtigt und ihn dadurch vielleicht zur Verzweiflung getrieben habe, „ihm habe Niemand etwas gethan". Am andern Morgen des Tages habe er Sand gewaschen, wodurch er sich, da er es als Streusand verkaufte, oft einige Pfennige gemacht, und sei mit der Bitte, das Haus auf ein Stündchen verlassen zu dürfen, wieder-

holt bei der Aufseherin eingekommen, dies aber habe man ihm abgeschlagen, weil man gefürchtet, er möge sich wieder betrinken wollen. Darauf sei er bis 11 Uhr Morgens verschiedenen Beschäftigungen im Hause nachgegangen, ruhig, freundlich und höflich wie immer, und man habe ihm nicht das Mindeste angemerkt. Gegen 11 Uhr sei er zu ihr und einer alten Frau, die Wäsche im Zimmer gelegt, eingetreten und habe den Schlüssel zum Boden verlangt, den man verschlossen hielt, weil er noch voll Wäsche hing. Sie habe ihm den Schlüssel gegeben und einige Scherzworte an ihn gerichtet, worauf er freundlich geantwortet und sich dann entfernt habe. Nach etwa 5 Minuten sei er mit dem Bodenschlüssel zurückgekehrt und habe diesen an den gehörigen Platz, in eine Tischschieblade gelegt, worauf er sich entfernt. Nach 20 Minuten sei ein Knabe auf den Boden gegangen, und sein Angstgeschrei habe das ganze Haus herbeigerufen. Als man hinauf stürzte, in der Meinung, dem Knaben sei irgend ein Unfall begegnet, erblickte man zu seinem Entsetzen den alten Stadelmann, der sich an einer dünnen Schnur, die er durch eine zweite, um den Balken geschlungene Schlinge gezogen, aufgeknüpft hatte. Man schnitt ihn gleich ab; man fühlte trotz der Kälte, die auf dem Boden herrschte, noch Wärme in ihm; man sandte zu Aerzten und Chirurgen, die sich sogleich einfanden: man stellte alle nur erdenklichen Wiederbelebungsversuche mit ihm an; allein der alte Stadelmann war und blieb todt. An seinem Gesichte zeigte sich nicht die geringste Entstellung und er war noch ganz der hübsche Greis, der er während seines Lebens gewesen war. „Seine Mienen schienen zu lächeln“, drückte sich die Erzählerin aus.

Eines höchst seltsamen Umstandes muß ich bei diesem

Selbstmorde noch erwähnen. Wie der letzte Condé, der Herzog von Bourbon, der gleich nach der Juli-Revolution seinem Leben ein Ende gemacht haben soll, berührte auch Stadelmann mit seinen Füßen so den Boden, daß er völlig darauf stand, so daß man bei ihm eben so wenig, wie bei jenem Fürsten hat begreifen können, wie er sich den Tod durch Erhängen geben konnte, da er nicht hing, sondern stand. Man wird sich erinnern, zu welchen lieblosen Conjecturen der in der That unerklärliche Tod des Herzogs von Bourbon Veranlassung gab; wenn aber dieser Tod für manche Personen erwünscht sein möchte; wenn man Veranlassung zu haben glaubte, diesen oder jenen des Mordes des reichen Fürsten zu bezüchtigen, so fällt so Etwas bei dem armen Stadelmann weg, der Niemanden im Wege war, den Keiner beerben konnte, weil er nichts besaß, als die Aussicht auf eine kleine Pension, die mit seinem Leben erlosch. — Das Gerücht von erlittenen Mißhandlungen verbreitete sich indeß, so daß das Criminalgericht von Weimar zur Ermittelung des Thatbestandes herüberkam; allein man hat, außer den gewöhnlichen Todtenflecken, nichts an der Leiche gefunden, und damit ist jenen lieblosen Gerüchten ein Ziel gesetzt worden.

Den todten alten Stadelmann ehrte man auch hier. Nach den Gesetzen fallen die Leichen der Selbstmörder der Anatomie anheim; diesen Ansprüchen entsagte man aber aus Pietät gegen den ehemaligen Diener des großen Goethe, und so wurden seine irdischen Überreste unverstümmelt der Erde übergeben, auf der es dem guten Alten, namentlich nach den glanzvollen Frankfurter Tagen, so weh gewesen sein mochte.

Einen Tag nach seiner Selbstentleibung traf die erste Sendung seiner Pension aus Frankfurt ein:

„Und als das Brot gebacken war,
„Da lag das Kind auf der Todtenbahr!“

Man erzählt sich — doch kann ich es nicht verbürgen — daß der Umstand, daß man ihm gesagt habe: „er werde das Geld doch nicht in die Hände bekommen, sondern man ihm nur dann und wann einen Dreier davon geben, weil er es doch nur vertrinken würde“, ihn besonders tief geschmerzt haben solle, so daß, im Verein mit den schon zu Eingang angedeuteten Umständen, wohl ein Lebensüberdruß in ihm entstehen und ihn zu der verzweiflungsvollen That treiben konnte.

Mich hat sein trauriges Ende innigst betrübt, ja erschüttert, denn ich war dem guten Greise von Herzen gewogen und blickte gern in sein freundliches blaues Auge, in sein stets reinliches, sanft colorirtes Gesicht, das durchaus nicht den Stempel des Lasters an sich trug, dem er sich leider ergeben, aber doch nicht so ergeben hatte, daß man ihn zu den wirklichen Säufern rechnen durfte. Er konnte sich nicht nur Tage, sondern Wochen, ja vielleicht gar Monate lang beherrschen; nur dann und wann wurde der böse Dämon sein Meister, und wer war trauriger darüber, als eben er?

Ruhe sanft, guter Stadelmann, sanft im mütterlichen Schooße der Erde!

FRITZ BERGEMANN

NEUES VON UND ÜBER BETTINA

Wer, wie Bettina, ein Vierteljahrhundert, wenn auch nicht ohne Unterbrechungen, mit Goethe in persönlichem und brieflichem Verkehr stand, der wird, als zum Goethekreis gehörig, auch in der Sammlung Kippenberg vertreten sein. Um das Nächstliegende vorwegzunehmen, so ist „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" selbstverständlich im Erstdruck vorhanden. Aber auch die seltene englische Ausgabe dieses Werkes fehlt nicht und lädt zur Vergleichung der von Bettina selbst herrührenden Übertragung mit dem deutschen Original ein. Solche philologische Untersuchung wird durch eine Äußerung Bettinas nahegelegt, wonach sie den englischen Text nicht unbeträchtlich erweitert hätte. Auch neues biographisches Material könnte dabei verwertet sein, und solche Aussicht läßt auch die Kleinarbeit der Textvergleichung verlockend erscheinen. Diesmal jedoch verlorne Liebesmüh! Die zahlreichen Erweiterungen und Zusätze, die tatsächlich vorhanden sind, weisen, wie eine flüchtige Betrachtung schon zeigt, wohl auf ein Fortspinnen der Phantasie hin, bedeuten aber keine Bereicherung in biographischer Hinsicht. Solche wird man von den bereits gedruckten Bettina-Zeugnissen überhaupt nicht erwarten dürfen. Es sei denn ein so versteckter Beitrag, wie ihn die „Iris" enthält, jenes „Frankfurter Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen" von 1817/29, das so viel auf Goethe bezügliche Dokumente bringt und in seltener Vollständigkeit auch in der Sammlung Kippen-

berg vorhanden ist. Der im Jahrgang 1825 gebrachte Steindruck von Bettinas Goethedenkmal mit dem zugehörigen Artikel „Modell zu einer Bildsäule Goethes" gibt neuen Anlaß, auf die jüngst in Steigs Ausgabe von „Bettinas Briefwechsel mit Goethe" (fortan nur „Briefwechsel" zitiert) aufgeworfene Frage über die verschiedenen Skizzen der bettinischen Denkmalszeichnung zurückzukommen. Vor allem aber sind es die handschriftlichen Schätze der Sammlung Kippenberg, die auch der Bettina-Forschung wertvolles neues Material darbieten. Aus Riemers Nachlaß stammt das Wichtigste; aus Eckermanns Besitz hingegen hat sich ein sehr interessantes Billett von Bettinas eigener Hand erhalten, und noch merkwürdiger, zwar nicht seinem Inhalt nach, wohl aber seiner Überlieferung wegen, ist der eigenhändige Aufsatz Bettinas über Schleiermacher, der, von der Verfasserin abgesehen, dem von der Sammlung Kippenberg umschriebenen Goethekreis auch insofern nahesteht, als Schleiermacher einer der geistigen Freunde Bettinas war, die ihr den Verlust des Umgangs mit Goethe allmählich verschmerzen halfen. Alle diese Dokumente seien nunmehr einer näheren Betrachtung gewürdigt.

RIEMER ÜBER BETTINA

Friedrich Wilhelm Riemer, Goethes langjähriger Sekretär und Verfasser der „Mitteilungen über Goethe", ist über die Beziehungen Bettinas zu dem Dichter gewissermaßen als Augen- und Ohrenzeuge besonders gut unterrichtet. Schrieb er doch, zu Bettinas großem Ärger freilich, die anfangs meist diktierten Briefe Goethes an sie ins reine und übersah wohl auch später noch, solange er Sekretär des Dichters war, dessen Korrespondenz mit

Bettinen. Und selbst bei ihren persönlichen Besuchen war er oft zugegen, als Tisch- und Hausgenosse Goethes, in welcher Vertrauensstellung er sowohl die großen Empfänge am Frauenplan wie auch Geselligkeiten in trauterem Kreise mitzumachen pflegte. Dieser Kenntnis aus eigenster Anschauung verdanken wir bereits die in Riemers Goethebuch gebrachten Mitteilungen über Bettina, die allerdings in etwas einseitiger Abwehr jener literarischen „Anmaßung" gehalten sind, die sich Bettina nach Riemers Meinung durch ihr Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" hatte zuschulden kommen lassen. Aber noch viele andere Aufzeichnungen über Bettina finden sich in dem umfangreichen literarischen Nachlaß Riemers, und von diesen Bettina-Zeugnissen verdienen zum mindesten diejenigen hier ans Licht gezogen zu werden, die uns über noch heute ungelöste Fragen Aufklärung geben können.

Da sind zunächst Riemers Tagebücher, die unmittelbar das Erlebnis wiedergeben und die in der Abschrift Robert Keils aufbewahrt sind. Nur zum Teil sind diese Tagebucheintragungen schon bekannt gewesen und dementsprechend von Steig in Bettinas „Briefwechsel" benutzt worden. So ist denn gerade hier viel nachzutragen.

Den ersten Besuch Bettinas vom 23. April 1807 verzeichnet auch Riemer nur lakonisch wie Goethe „Kam die Demoiselle Brentano"; der Sekretär hatte sie wahrscheinlich gar nicht zu Gesicht bekommen. Anders im November 1807 beim zweiten Besuch. In der Hauptsache hat bereits Steig im „Briefwechsel" die betreffenden Notizen Riemers gebracht; aber es fehlt doch z. B. die reizvolle Eintragung vom 3. November: „Mittags die beiden Brentanos und die Savigny mit ihrem Mann. Über Tisch mit der Bettina gespaßt." Bettina suchte sich, wie

es scheint, anfangs freundschaftlich zu stellen mit Riemer, den sie als Vertrauensperson im Hause am Frauenplan gut gebrauchen konnte, und in Stunden, wo Riemer aus sich herauskam, mochte es gehen.

Wir übergehen die weiteren Eintragungen zu Bettinas Novemberbesuch 1807 und kommen zu dem Teplitzer Wiedersehen im August 1810. Als Ergänzung zu den von Steig allein gebrachten Aufzeichnungen Goethes („Briefwechsel" S. 178) mögen die Notizen Riemers hier ihren Platz finden:

9. August. Zogen wir ins goldene Schiff. Gegen Abend mit G. spazieren, nach Schönau, beim Schlangenbad und Soldaten-Hospital vorbei nach Dorne und so zurück durch die Stadt. Kam hernach Zelter. Goethe bekam Besuch von Savignys.

10. August. Gegen Abend zu Zelter und mit ihm nach Dorne; dort im Weinkeller Ruster und Menischer getrunken; schöner Abend, bei Mondschein nach Hause.

11. August. Zu Bettinen und Savignys. Abends bei G. mit Zelter, war Bettine auch da und erzählte drollig von ihrer Aufzieherei der Vögel, auf dem Gute in Böhmen, die ihr schlecht gelungen.

Tieck habe die Wahlverwandtschaften Qualverwandtschaften genannt.

Das Tiecksche Bonmot hat natürlich kein anderer als Bettina erzählt. Daß ebenfalls sie die „Geschichte von Auferziehung der Vögel" zum besten gibt, war zwar anzunehmen, wird uns aber erst jetzt bestätigt. Bemerkenswert ist endlich noch, daß Riemer am 10. August Goethes Gegenbesuch „bei Savignys, mit im Park spazieren" nicht mitgemacht hat, auch nicht gleich seinem Meister „nach Tisch mit Savignys" zusammengewesen ist, wohl aber am 11. „zu Bettinen und Savignys" geht, wo wiederum Goethe, von seiner Abendgesellschaft abgesehen, nur „mit Bettinen im Park spazieren ..." verzeichnet.

Das nächste Jahr bringt den langen Besuch des Ehepaares Arnim in Weimar, der mit dem bekannten Abbruch der Beziehungen zum Goethehause endigt. So viel auch Steig aus zeitgenössischen Berichten zur Aufklärung dieses Ereignisses im „Briefwechsel" herangezogen hat, über Einzelheiten der Vorgeschichte und selbst über den Tag des Vorfalls ist er selbst im unklaren geblieben. Aus Riemers Nachlaß werden wir nun auch darüber aufgeklärt. Wenn auch Riemers Tagebuch selbst, den Goetheschen Aufzeichnungen merkwürdigerweise auch darin entsprechend, vom 9. September an Bettinas nicht mehr Erwähnung tut, so daß Steig annehmen mußte, daß der Streit auf der Ausstellung an diesem Tage erfolgt war, so hat uns doch glücklicherweise Keils Abschrift als Ergänzung zu Riemer noch die Notizen aus dem Tagebuch der Karoline Ulrich, der Gesellschafterin der Frau Rat und späteren Gattin Riemers, erhalten, und diese unterrichten uns auch über den Tag des Geschehnisses: es war danach nicht der 9., sondern erst der 13. September. Da auch sonst die Mitteilungen der Ulrich nicht minder wichtig als die ihres späteren Gatten sind, so seien sie hier ausführlich mitgeteilt, und zwar zur besseren Vergleichung der einzelnen Tagesnotizen in Gegenüberstellung mit Riemers Aufzeichnungen:

a) Aufzeichnungen Riemers	b) Aufzeichnungen der Karoline Ulrich
26. August 1811.	
Portefeuille mit landschaftlichen Zeichnungen. Kamen Arnims, Goethes Unterhaltung mit diesen. Mittag Arnims. Gegen Abend im Schießhause. Zum Abendessen Arnims.	Früh französische Stunde. Herr und Frau v. Arnim aus Berlin frühstückten bei uns[1]), aßen dann Mittags da und fuhren mit uns nach Tiefurth, von da nach dem Schießhause,

[1]) D. h. bei Christiane Goethe.

wo wir Kaffee tranken. Den Abend waren sie wieder bei uns.

27. August.

G. speiste Mittags bei Hofe. Arnim auch. Abends im Schießhaus.

Kam der Assessor[1]) von Kapellendorf. Wir gingen zusammen zum Frühstück bei Arnims und spazieren. Den Mittag aß Frau v. Arnim bei uns. Nachmittag im Schießhaus und den Abend bei uns zu Tische.

28. August.

Geburtstagbesuch und Angebinde. Mittags Arnims und Hofr. Meyer. Kunstgeschichte. Abends kam man wieder zusammen.

War der Geburtstag vom Hr. Geh. Rath. Eduard[2]) brachte ihm eine Morgenmusik. Die Frau Geh. R. und ich banden ihn im Bette an. Hr. und Fr. v. Arnim, die Diaconus, der Hofmarschall Egloffstein kamen des Morgens, um zu gratulieren. Den Mittag Arnims und Hofr. Meyer. Nachmittags der Regierungsrath Müller und Ottilie Pogwisch. Den Abend Arnims.

29. August.

G. in der Theatersession. Kapellmeister Müller trug ihm einige der Radziwillschen Compositionen vor. Mittags bei Hofe. Gegen Abend die Damen v. Stein, Schiller, Wolzogen, Egloffstein und Arnims.

Früh die Doctorin[3]) besucht. Lewandowsky begegnete mir in der Ackerwand und begleitete mich dahin. Den Mittag unter uns. Zum Thee war Fr. v. Wolzogen, Fr. v. Schiller, Fr. v. Stein, die Hofmarschallin Egloffstein, Arnims u. Hr. von Einsiedel bei uns.

---

[1]) August von Goethe.

[2]) Der vierzehnjährige Eduard Genast offenbar.

[3]) Vermutlich die Mutter Lewandowskys.

30. August.

Mittag Arnims. Abends Schießhaus.

Französische Stunde des Morgens und Frau v. Arnim. Den Mittag Arnims. Den Abend mit Arnims ins Schießhaus, im blauen Zimmer gegessen, und spät nach Hause.

31. August.

Ging G. einiges mit mir durch; Manon Lescot. Mittags er bei Hofe. Graf Beust. Concilium. Preußische Verwaltung. Abends Hofr. Meyer Kunstgesch. bis zu den Carracci.

Französische Stunde. Gegen Abend im Schießhause. Der Kurier und Lewandowsky begleiteten uns nach Hause.

1. September.

Abends G. mit Arnims im römischen Hause.

Früh in der russischen Kirche mit Arnims. Den Mittag Fr. v. Arnim. Nachmittag im Schießhaus, Lewandowsky und die [seine] Mutter mit uns Whist gespielt. Den Abend da gegessen. Lewandowsky und der Kurier brachten uns nach Hause.

2. September.

Schlegels Vorlesungen. Abends die Frauenzimmer auf dem Ball. Bettine blieb bei Goethe und erzählte nach ihrer Weise.

Den ganzen Morgen bei Frau v. Arnim. Den Nachmittag bei Frau v. Arnim. Den Abend auf dem Resourceball, zu welchem uns der Hauptmann v. Beulwitz eingeladen hatte.

3. September.

Nach Tafel wurde der Thurmknopf und die Fahne aufgesteckt. Geh. Rath Voigt hatte die Rede gemacht.

Nachmittag bei Müllers, um den Thurmknopf zu sehen, welcher aufgemacht wurde. Den Abend im Schießhause, Feuerwerk und Illumination zu des Herzogs Geburtstage.

4. September.

Mittags Hr. v. Arnim, Hauptm. Beulwitz, der kleine Spanier.[1] Nach Tische handelte G. mit Herrn v. Arnim Verschiedenes ab. Kam Frau v. Arnim. Abends mit Meyer Kunstgeschichte. Nachfolger der Carracci und der Niederländer.

Die Frau v. Arnim bei uns. Den Mittag der Hauptmann von Beulwitz, der kleine Spanier und Arnims bei uns. Den Abend der Hofrath Meyer.

5. September.

Etwas am letzten Buche; Krönungsgeschichte. G. zu Hofrath Meyer, die Ausstellung zu sehen. Nach Tische zu Arnims. Abends kamen die Pfeifergerichts-Handschuhe und ein Stück vom Kölner Dom, von Staatsrath Uden gebracht.

6. September.

Bei G. Schlegels Vorlesungen und andere Historica. Besonders Betrachtungen über das verschiedene Verhältnis der europäischen Mächte auf den allgemeinen Welthandel. Abends Bettina Arnim, erzählte von Goethes Mutter.

Frau v. Arnim besucht. Den Abend die Frau v. Arnim.

7. September.

In der Ausstellung, wo die Prinzessin hinkam. Mittags Hr. v. Arnim. Nach Tische in das Gartenhaus der Herzogin Mutter, in das Theater, Balletprobe zugesehen. Abends Fr. v. Arnim, ihre Geschichten mit Tieck. Der

Frau v. Arnim, die Tante[2] und Rinaldo[3]) besucht. Der Diaconus bei uns gekommen. Mittag Herr v. Arnim. Nach Tische gingen wir zusammen spazieren; auch waren wir im Theater, um der Balletprobe zuzusehen. Den

[1]) In einer Klammer wohl von Keil hinzugefügt: Gauby.

[2]) Die Frau von Goethes Schwager Vulpius.

[3]) Vulpius' Sohn.

klarste Sternhimmel und große Deutlichkeit des Kometen.

Abend Frau v. Arnim und der Hofrath Meyer.

8. September.

Ordnung im Bücherzimmer. Mittags Dr.-Schmauß. Nach Tische Frau von Arnim, Hofr. Meyer, Geh. R. R. v. Müller. Griechische Münzen 2 Schubladen. Verschiedenes über Berolinismus und Modernität.

Mittag Dr.-Schmauß u. Frau v. Arnim. Nachmittag im Belvedere. Den Abend Hofr. Meyer und Frau v. Arnim.

9. September.

Nachmittag in Tiefurth, der Diaconus mit. Den Abend Hr. u. Frau v. Arnim.

10. September.

Fischers Geschichte der Physik. Electricität. Gegen Abend ins Schießhaus. Sehr schöne Nacht. Der Komet vollkommen sichtbar.

Den Abend mit dem Hrn. Geh. Rath im Schießhaus soupiert, wo die ganze Klubgesellschaft war.

11. September.

Prof. Thiersch von München. Genast, Nachrichten von Halle. Wolff, Bericht von Berlin, Lauchstädt und Halle.

Die Engels besuchte uns. Ich ging mit der Tante in die Ausstellung.

12. September.

G. früh zu Durchl. d. Herzog. von Müffling und von Lützow. Goethe mit August in die Gelmerodner Schlucht. Abends Hofr. Meyer. Longus' zweiter Gesang.

Frau v. Arnim. Hr. Deny und Hr. Lorzing besuchten uns. Nachmittag nach Belvedere gefahren. Der Diaconus mit, der Stallmeister Müller machte den vierten Mann beim Whist. Den Abend der Hofr. Meyer.

13. September.

Mittags G. bei Hof. Abends Hofrath Meyer.

Besuchte ich Rinaldo. Zu uns kamen Hr. u. Madame Lorzing, Hr. Haide, Hr. Strobe, Hr. Moltke, Hr. Oels, Mamsell

Silive[1]), Mamsell Müller, Hr. Genast, Mamsell Genast, Frau von Arnim, Hr. und Madam Deny. Den Mittag unter uns. Nachmittag Hr. und Fr. v. Arnim und Mamsell Engels. Wir gingen zusammen in die Ausstellung und besuchten Rinaldo. Gegen Abend spazierengefahren. Den Abend unter uns.

Auch das erste Wiedersehen nach zehn Jahren hat Riemer miterlebt, nicht mehr als Sekretär des Dichters, aber als sein Gast, der mit Frau geladen war. Wir wissen von dieser ersten Begegnung Bettinas mit Goethe nach dem Bruch Näheres sonst nur durch den Schriftsteller Rellstab, der damals längere Zeit in Weimar weilte und auch an jenem Abend von Goethe geladen war. Aber Rellstab, dessen Bericht Steig im „Briefwechsel" S. 239 wiedergibt, läßt uns im Zweifel sowohl über den Tag des Besuches als auch über die Dame, die Bettinen begleitete; erst Riemers Tagebuch bestätigt uns, was in dem „Briefwechsel" nur vermutet werden konnte:

8. November. Abends bei G. mit Frau. Spielte der junge Mendelssohn. Zelter und seine Tochter. Frau v. Arnim und Savigny. [Besonderes Blatt:] Bettine oder vielmehr Frau v. Arnim war in Weimar bei Goethe den 8. November 1821 abends mit uns, Zelter, Felix Mendelssohn, Zelters Tochter und Frau v. Savigny.

So weit aus Riemers Tagebüchern. Der einstige Hausgenosse Goethes hat sich aber später noch einmal sehr ausführlich mit Bettina beschäftigt, als ihm ihr Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" zu Gesichte

[1]) Muß heißen Silie, d. i. der Künstlername für die Schauspielerin Petersilie.

kam. Er las es wohl von vornherein nicht mit innerer Sympathie für die Verfasserin, sondern mit dem nüchternkritischen Blick des Besserwissenden, und in dieser Abwehrstellung mußte er durch die gegen ihn gerichteten Spitzen, die Bettina in ihrer grandiosen Unbekümmertheit aus den echten Briefen an Goethe in ihr Buch herübergenommen hatte, noch bestärkt werden. Mit einem Eifer, der an philologischer Gründlichkeit nichts vermissen ließ, bereitete der Weimarer Gymnasialprofessor den Gegenschlag vor. Was er davon in seinen „Mitteilungen über Goethe" in die Öffentlichkeit brachte, ließ zwar an Deutlichkeit seiner Meinung nichts zu wünschen übrig, war aber nur die Quintessenz seiner ausführlichen Vorarbeiten.

In Zettelkatalogform, wie Riemer auch andere Themen zu bearbeiten pflegte, sind diese Vorstudien niedergelegt. Sie nehmen äußerlich in dem Nachlaß Riemers, so wie er sich in der Sammlung Kippenberg erhalten hat, einen beträchtlichen Raum ein, sind aber dem Inhalt nach, als kritische Beiträge zu Bettinas Goethebuch, durch die heutige Forschung zumeist überholt. Zuweilen hat auch der Übereifer den Kritiker blind gemacht. Denn „Bettina lügt wie gedruckt" ist das Motto, von dem sich Riemer bei seinen Untersuchungen leiten läßt. Und so passiert es ihm, daß er Bettinas Schwester, die schon 1799 mit ihrer Großmutter Laroche in Weimar war, mit Bettinen verwechselt und diese nun Lügen straft, weil sie in ihrem Buche behauptet, Goethe vor 1807 noch nicht gesehen zu haben: „Sie war allerdings mit ihrer Großmama Laroche in Oßmannstädt und Weimar, laut Schillers Brief, wo er unter der Kleinen s i e versteht. Es ist also überall Lug und Trug in der Correspondenz."

Auch witzig kann zuweilen Riemers Grimm werden; so wenn er zu Bettinas Tagebuch-Erzählung von dem dritten Kuß in ihrem Leben, den sie dem blinden Herzog von Aremberg gegeben hätte, bemerkt: „Der Herzog von Aremberg ward erst später durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd beider Augen beraubt, nach 1806 . . . Wie kann sie ihn, wenn sie ihn [früher] geküßt hat oder er sie, als blind geküßt haben. Freilich! wenn er es gethan hat, so hat er es nur in der Blindheit thun können, sonst wäre es ihm nicht eingefallen."

Andere Notizen Riemers, bei denen er sich auf Tagebuchaufzeichnungen oder sein eigenes Gedächtnis stützt, sind ernster zu nehmen. So bestätigt uns Riemer z. B. in einer Glosse zu Bettinas Dezemberbrief 1810, der ihm eine Weste bescherte, die in den Anmerkungen zu Bettinas „Briefwechsel" S. 358 ausgesprochene Vermutung, daß als Dankantwort darauf sein Sonett „Ordenskleid" zu gelten hätte: „Ich erhielt sie [die Weste] den 3. [Dez.] und machte das Sonett den 4. und gab es gleich auf die Post."

An der Hand seines Tagebuchs vergleicht Riemer auch die von Bettinen veröffentlichten Goethe-Briefe. Was er auf diese Weise als echt oder unecht feststellen kann, natürlich nur bis zur Aufgabe seiner Sekretärstellung bei Goethe, sollte uns eigentlich nichts Neues bringen, da wir über diese Frage vollkommen orientiert zu sein glauben. Um so überraschender ist es, daß Riemer auch zu dem als unecht geltenden Goethe-Briefe aus Jena, 7. Okt. [1809], bemerkt: „Jena, d. 7. October 1809 ist richtig, obschon wir diesen Tag herüber nach W[eimar] fuhren." Aber abgesehen davon, daß die als unecht verdächtigen Stellen dieses Briefes es nach wie vor bleiben,

ist auch in Bettinas echten Briefen keiner erhalten, der den Empfang jenes Goethe-Briefes bestätigte. Entweder muß sich also Riemer geirrt haben, oder er meint mit jener Bestätigung nur, daß das Datum stimme, d. h. daß Goethe damals in Jena war.

Eine andere Äußerung Riemers muß nur richtig ausgelegt werden. Um Bettinas Aneignung des Sonetts „Als kleines art'ges Kind", das ihr Goethe in dem Briefroman mit dem größtenteils unechten Brief vom 4. Mai 1808 als durch seine Mutter zukommend ankündigt, zu widerlegen, weist Riemer auf ihren eignen Brief vom 15. März hin, der schon auf dieses Sonett Bezug nimmt, und folgert: „Wie kann sie früher sich auf etwas beziehen, was sie erst später kennen lernt; denn Goethe hatte es ihr erst unter dem 4. May geschickt und zwar an seine Mutter." Riemer schlägt hier Bettina mit der eigenen Waffe, indem er den Goethebrief vom 4. Mai mit jener Sonettankündigung und die Vornotiz des in dem Briefroman darauf folgenden Sonetts selbst: „Sonett im Brief an Goethes Mutter eingelegt" als echt und wahr unterstellt, ohne etwa seinerseits für diese Echtheit eintreten zu wollen.

Mit dieser negativen Seite der Kritik an Bettinas Goethebuch erschöpft sich fast der Inhalt der Zettelstudien; wie sich Riemer Bettinas wahres Verhältnis zu Goethe dachte, das hat er erst in seinen „Mitteilungen über Goethe", auf die hier verwiesen sei, zum Ausdruck gebracht.

BETTINAS GOETHEDENKMAL

Als man in Frankfurt plante, Goethe zu seinem 70. Geburtstag in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu setzen, griff bekanntlich Bettina diesen Gedanken mit solcher Begeiste-

rung auf, daß sie sich selbst neben Rauch, dem man die Arbeit übertragen hatte und dessen realistische Auffassung ihr wenig zusagte, an die künstlerische Ausführung machte und es auch wirklich zu eigenhändig geformten Modellen brachte, die zur Begutachtung nach Frankfurt und Weimar gingen. Das dem Frankfurter Denkmalskomitee zugeführte Exemplar wurde längere Zeit im Städelschen Kunstinstitut öffentlich ausgestellt, und anläßlich dieser Ausstellung brachte die „Iris" am 16. Januar 1825 einen längeren Artikel über den Entwurf Bettinas mit einer Abbildung in Steindruck, die in diesem Jahrbuch als Titelbild wiedergegeben ist. Der Artikel selbst hat folgenden Wortlaut:

Modell zu einer Bildsäule Goethe's
(Hierbei ein Steindruck)

Der von mehreren Verehrern Goethes ausgesprochene Wunsch, daß demselben in seiner Vaterstadt ein seiner würdiges Monument errichtet werden möge, hat verschiedene Vorschläge, Zeichnungen und Modelle veranlaßt, unter denen sich besonders ein Modell in Gips auszeichnet, von dem wir hier unsern Lesern einige Nachricht geben wollen.

Dieses beinahe 2 Fuß hohe Modell stellt den Dichter auf einem reichverzierten thronartigen Stuhle sitzend dar. In der herabgesenkten Rechten hält er den Kranz, mit der Linken die auf sein Knie gestützte Lyra. Aber weder auf Lyra noch auf Kranz scheint er zu achten, sondern einer begeisterten Idee gleichsam folgend, bewegt sich das unbedeckte Haupt und der Oberleib nach vornen, wodurch das über der Brust zusammengeknüpfte Gewand zurück fällt, Brust und Arme bloß läßt, niedersinkt und den übrigen Körper in reichliche Falten einhüllt. Vor dem Dichter steht, von ihm nicht bemerkt, eine Psyche, in den Saiten der Lyra hin und her spielend. In dem obern Theile der Sessellehne sind Bogenstellungen angebracht, worin mit verschiedenen Attributen versehene Genien Göthe'scher Dichtungen in halberhabener Arbeit stehen. Am ausgeführtesten sind darunter

das aus den venetianischen Epigrammen bekannte Tänzermädchen und Mignon. Letztere ist vorgestellt, wie sie mit Lilie und Leyer im weißen Kleide dasitzt und das rührendste von Göthes Liedern singt.

Dieses Modell hat, seit der Zeit es im Städel'schen Institute der öffentlichen Beschauung ausgestellt worden, eine allgemeine Theilnahme erregt, und wir glauben weniger ein individuelles, sondern vielmehr das allgemeine Urtheil auszusprechen, wenn wir behaupten, daß, wenn man einmal unserm berühmten Landsmanne eine Statue als Denkmal errichten und nicht etwa bloß sein Geburtshaus mit einer Büste und Inschrift bezeichnen will, dieses Modell vor andern der Ausführung würdig erscheine.

Wenn uns der begeisterte Blick und die lebhafte Bewegung nach vornen einen die Welt durch seine Gaben erfreuenden Dichter zu erkennen geben, so bezeichnet der thronartige Sessel den deutschen Dichterkönig und läßt weiter keinen Zweifel über die Person. Die Schöpfungen der früheren Zeit sind in ihren Genien um den Thron versammelt, worauf nun sein Dichterruhm ruht, dem die würdigende Gegenwart den Kranz reichte. Dieser Kranz aber ist kein freiwilliges Geschenk, sondern ein erworbener Lohn, den er empfangen in der Hand hält und mit welchem sich zu krönen ihm allein zustehen würde. Aber weniger achtet er seinen Ruhm, und seinen Sinn beschäftigen vielmehr zukünftige Lieder, welche um seine Stirne zu schweben scheinen und deren Accorde Psyche prophetisch in der Lyra anschlägt.

Wie so die Composition durch ihren innern Werth, und durch einen sehr fein und richtig gegriffenen Mittelweg zwischen der Natur und der Antike, dem Gegenstande vollkommen genügt, so ist das vorhandene Modell, auch schon in seiner jetzigen Ausführung, ein höchst schätzenswerthes Kunstwerk. Nichts ist kleinlich daran, vielmehr zeigt der erste Blick seine Bestimmung zur Ausführung in colossalen Dimensionen. So wenig bei einem so kleinen und ersten Modelle Vollendung der einzelnen Theile gefordert oder beabsichtigt werden kann, so ist doch nicht zu verkennen, daß der Kopf auch so zu den allergelungensten und geistreichsten Abbildungen Göthes gehört. Auch scheint uns unter den Zierrathen, obgleich sie nur angedeutet sind, die Figur der Mignon gelungen.

Bei der Ausführung im Großen sollten, wie wir vernommen haben, die Verzierungen des Thrones noch reicher werden. Die Figuren der Mignon und des Tänzermädchens sollten als Hauptrelief ganz hervortreten. Auf dem Fußgestelle sollte vorn der Adler mit ausgebreiteten Flügeln sitzen, zu seinen Füßen sollten Lorbeeräste hervorwachsen, deren Zweige sich an den beiden Nebenseiten fortschlingen und Kränze bilden sollten, in deren Mitte die Namen der vorzüglichsten Göthe'schen Werke ihre Plätze finden würden. Mehr nach hinten sollte der Sitz unterhölt und Schwanen fütternd Amor darin angebracht werden. Die Rücklehne sollte ganz von einer blühenden Aloestaude eingenommen werden, deren Blätter und Blüthen an dem äußern Rande der Lehne hervorragend kleinere sehr glücklich motivirte Ornamente bilden würden. So würde der Beschauer nach dem großartigen Eindruck aus der Ferne auch noch in der Nähe durch sinnreiche Allegorien einen Genuß finden und sein Geist zur vielseitigsten Betrachtung der Verdienste des gefeierten Dichterköniges hingeleitet werden.

Bei so unverkennbaren Vorzügen scheinen nur noch äußere Hindernisse der wirklichen Ausführung dieses trefflichen Modells im Wege stehen zu können. Sollte aber auch die Ausführung im Großen diesem Modelle nicht vorbehalten seyn: so ist es schon für sich ein Denkmal, großartiger und edler gedacht als das Meiste, was in unsern Tagen entstand; ein Werk, wie es nur die Liebe schaffen konnte, doppelt interessant und ehrenvoll für unsere Vaterstadt durch die Hände, welche es bildeten. Und so glauben wir schließlich eine unsern Mitbürgern angenehme Nachricht auszusprechen, wenn wir ihnen sagen, daß es dazu bestimmt ist, auch künftig an einem passenden Orte ausgestellt zu bleiben.

Dieser vollständige Abdruck des für Bettina so außerordentlich warm gehaltenen Berichtes ist als Ergänzung zu der Abbildung auch wohl dann willkommen, wenn wir es uns versagen müssen, auf seinen Inhalt hier näher einzugehen und die schon in den Anmerkungen zu Bettinas „Briefwechsel" gestellte Frage nach seinem Verfasser zu wiederholen. Nur dies eine sei zur Berichtigung

jener Anmerkung noch hervorgehoben, daß nach dem Iris-Artikel das Frankfurter Modell aus Gips war, nicht aus Ton, wie man nach der Darstellung in Bettinas „Tagebuch" hätte glauben sollen. Diese Feststellung ist nicht ganz unwichtig, wie wir noch sehen werden.

Wenden wir uns nunmehr der Abbildung des Modells zu, so erkennen wir auf den ersten Blick die fast vollständige Übereinstimmung mit dem bekannten Modell, das sich im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar erhalten hat und von dem leider die Psyche, die Leier und der linke Arm der Hauptfigur, der die Leier hält, abgebrochen sind. Ob die beiden Modelle in Weimar und Frankfurt überhaupt identisch sind? Die Frage müßte auf Grund der Abbildung wohl verneint werden. Bei dem Steindruck der Iris scheint in der inneren Sesselrundung für fünf Reliefs Raum zu sein, von denen freilich das mittlere Feld durch den Kopf der Hauptfigur verdeckt ist, während das Weimarer Modell nur vier Reliefs kennt. Oder sind die Reliefbilder in der Zeichnung nur nach rechts und links verschoben, damit keine Figur durch den Kopf der Hauptgestalt verdeckt werde? Die sichtbaren vier Figuren scheinen mit denen des Weimarer Modells übereinzustimmen. Aber nicht ganz die beiden äußeren Gestalten, die venezianische Tänzerin Bettine und Mignon: diese hat die Füße in dem Weimarer Modell übereinandergeschlagen, die kleine Bettine den Kopf dort rückwärts zu Boden gewandt und eine entsprechend lebhaftere Beinstellung. Und doch scheint die Frage nach der Identität der beiden Modelle von der Wirklichkeit selbst bejaht zu werden. Es gibt nämlich, wovon man bisher nur wenig Notiz genommen hat und was auch die Jahresgabe der Vereinigung der Freunde des Goethe-Hauses „Bettinas Goethedenkmal in

Weimar" (1918) gar nicht erwähnt, in Frankfurt noch ein unversehrtes Gipsmodell, das dem Weimarer, abgesehen von dessen Beschädigungen, vollkommen gleicht und ganz offenbar aus derselben Gußform stammt: es befindet sich im Städtischen Historischen Museum zu Frankfurt — eine Photographie davon, die auch uns erst auf die Existenz des Frankfurter Besitzes aufmerksam gemacht hat, besitzt das Goethe-Nationalmuseum.[1]) Nach einer Auskunft der Direktion des Historischen Museums zu Frankfurt stammt dieser Abguß aus dem Nachlaß des Frankfurter Historikers Johann Friedrich Böhmer, dem es von Bettina geschenkt worden war; Böhmer war aber seit 1822 Mitadministrator des Städelschen Kunstinstituts, und so ist anzunehmen, daß er das dort ausgestellte Modell, das ja, wie wir sahen, auch ein Gips-, kein Tonmodell war, später als Dank für seine Bemühungen erhalten haben wird. Dieses vollständige Modell zeigt übrigens noch eine weitere Abweichung von dem Iris-Steindruck, die an dem beschädigten Weimarer Exemplar nicht zu erkennen war: die Psyche greift mit der vorderen rechten Hand höher in die Saiten der Leier als mit der hinteren linken, die durch die rechte fast ganz verdeckt wird, ein Fehler, der vielleicht in der Steinzeichnung verbessert wurde.

Überhaupt können die Unstimmigkeiten zwischen dem Iris-Bild und dem Frankfurter Modell wohl damit erklärt werden, daß Bettinas Entwurf in seinen Einzelheiten noch nicht endgültig feststand und also Änderungen auch nach

[1]) Übrigens besitzt, wie wir nachträglich erfahren, auch das Frankfurter Goethe-Museum noch zwei Exemplare von Bettinas Modell, mit und ohne Genius; ob diese nur Kopien der beiden andern Abgüsse oder etwa selbständige Formungen sind, bedarf noch der Nachprüfung.

der Fertigstellung der ersten Modelle noch zuließ. Im großen und ganzen aber stehen die beiden Modelle der Abbildung in der Iris so nahe, daß sie als ein und derselbe Ausführungsversuch dem ursprünglich geplanten und merkwürdigerweise später wieder aufgenommenen Entwurf gegenüberzustellen sind. Die ursprüngliche Skizze ist zwar nicht selbst erhalten, aber aus der Erläuterung jenes Briefes vom Januar 1824 ersichtlich, mit dem sie Bettina an Goethe gesandt hat. Damit sich auch der Leser von dem ursprünglichen Entwurf Bettinas ein Bild machen und ihn mit der Iris-Zeichnung vergleichen kann, sei diese briefliche Schilderung auszugsweise hier wiedergegeben:

Der Göthe, wie ich ihn hier mit zitternder Hand, aber mit feuriger muthiger Anschauung gezeichnet habe, weicht schon vom graden Weg der Bildhauer ab, denn er senkt sich unmerklich nach jener Seite, wo die im Augenblick der Begeisterung vernachlässigte Lorbeerkrone in der losen Hand ruht. Die Seele von höherer Macht beherrscht, die Muse in Liebesergüssen beschwörend, während die kindliche Psyche das Geheimniß seiner Seele durch die Leyer ausspricht; ihr Füsschen findet keinen andern Platz, sie muß sich auf dem Deinen den höheren Standpunkt erklettern; der mächtige Leib bietet den Strahlen der Sonne [sich dar]; den Arm, dem der Kranz anvertraut ist, haben wir mit der Unterlage des Mantels weich gebettet. Der Geist steigt im Flammenhaar über dem Haupt empor, umringt von einer Inschrift, die Du verstehen wirst, wenn Du mich nicht mißverstehst; ich habe eines Theils damit ausdrücken wollen: „alles was Ihr mit euern leiblichen Augen nicht mehr erkennt, ist über das Irdische hinaus dem Himmlischen zu Theil geworden." — Die kleinen Genien in den Nischen am Rande des Sessels, die aber mehr wie kleine ungeschickte Bengel gerathen sind, haben ein jeder ein Geschäft für Dich und sind gleichsam zu Deiner Bedienung; sie keltern Dir den Wein, sie zünden Dir Feuer an und bereiten das Opfer, sie gießen Oel auf die Lampe bei Deinen

Nachtwachen, und der hinter Deinem Haupt lehrt auf der Schalmey die jungen Nachtigallen im Neste besser singen. Mignon an Deiner rechten Seite im Augenblick, wo sie entsagt (ach und ich mit ihr für diese Welt, mit so tausend Thränen so tausendmal dieß Lied aussprechend und die immer wieder aufs neu erregte Seele wehmüthig beschwichtigend). Dieß erlaube daß ich dieser, meiner Liebe zur Apotheose den Plaz gegeben. jenseits die meinen Namen trägt, im Augenblick wo sie sich überwerfen will, nicht gut gerathen, ich hab sie noch einmal gezeichnet, wo sie auf dem Köpfchen steht, da ist sie gut gelungen. konntest Du diesseits so fromm seyn, so durftest Du jenseits wohl so naif seyn; es gehört zusammen. — Unten am Sockel hab ich, ein Frankfurter Kind wie Du, meiner guten Stadt Frankfurth Ehre erzeugt; an beiden Seiten des Sockels, den Du nicht siehest, sollen Deine Werke eingegraben werden, von leichtem erhabnem Lorbeergesträuch überwachsen, der sich hinter den Pilastern hervordrängt und den Frankfurther Adler an der Vorderseite reichlich umgiebt, und krönt; hinten können die Nahmen und Wappen derjenigen eingegraben werden, die dieses Monument verfertigen lassen.

Eine ausführliche Kritik dieser teils barocken, teils für ein allgemeingültiges Denkmal allzu persönlichen Empfindungsweise erwarte der Leser nicht von uns. Aber nebenbei doch die Frage: kann man es Rauch wirklich ernsthaft verdenken, daß er auf Bettinas Plan nicht eingehen wollte, sondern lieber bei seinen eignen Entwürfen blieb? Selbst der Hauptgedanke, dem Dichtergott die Psyche zuzugesellen, war in der Bettina-Auffassung von vornherein verdorben: diese Psyche sollte nicht etwa ein Symbol des Genius sein, der durch die Saiten der Leier zu uns spricht, sondern ein kindliches Wesen, das sich selbst erst auf dem Fuß des Dichters „den höheren Standpunkt erklettern" sollte! Wenigstens diese barocke Idee hatten die Modelle und mit ihnen der Steindruck der Iris fallen lassen, und wenn sie auch das Flammenhaar nicht ganz aufgaben und

an den willkürlich ausgewählten, zur Symbolik (bis auf die Mignon) wenig geeigneten Relieffiguren festhielten, so ließen sie doch an ein gewisses Aufkommen künstlerischer Einsicht bei Bettina glauben. Aber die Fortlassung jenes leidigen Fußtritts der Psyche muß wohl auf die äußere Einwirkung des künstlerischen Beistandes, den Bettina beim Modellieren hatte, zurückgeführt werden; denn ein Jahrzehnt später zeigt der Stich, den Bettina von ihrer Skizze für ihr Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ durch Funke machen ließ, doch noch diese groteske Fußstellung der Psyche! Übrigens entspricht auch sonst dieser Funkesche Stich vollkommen dem ersten Entwurf Bettinas, wie wir ihn aus ihrem Brief an Goethe kennen: fünf Relieffelder mit den geschilderten symbolischen „Geschäften“, die Tänzerin Bettine zum Überwerfen rückwärts gewandt und Mignon mit übergeschlagenen Beinen, beides wie in den Modellen; Goethe selbst mit flammigem Haupthaar, dahinter am Sesselrand die griechische Inschrift, unten am Sockel auch der Frankfurter Adler im Lorbeerfelde. Deutlicher und vollständiger als in den früheren Entwürfen gibt so Funkes Stich Bettinas Denkmalsplan wieder. Und was ist, von dem Barocken und allzu Bettinischen ganz abgesehen, der Gesamteindruck? Weg mit der ganzen Sessellehne, daß das imposante Dichterhaupt für sich allein wirken kann! Man kommt wieder auf Rauch zurück, der „die charakteristische Persönlichkeit des Darzustellenden ohne fremde Beimischung verewigen“ wollte.

Doch Bettina bekam wenigstens noch die eine Genugtuung, zu erleben, daß ihr Hauptgedanke, dem Dichter die Psyche beizugeben, durch Steinhäuser Form und Gestalt gewann. Sie selbst war indessen wenig zufrieden mit Stein-

häusers Arbeit, und vielleicht hat sie recht damit: das rein persönliche Verhältnis zum Dichter, das sie in ihrer Psyche verkörpern wollte, verschwand glücklicherweise mit dem Fußtritt wieder, und Psyche wurde so unpersönlich, so rein symbolisch, daß sie vom Beschauer gar häufig verkannt und mit dem ernsteren Genius verwechselt wird.

EIN BILLETT BETTINAS AN ECKERMANN

Was habe ich Ihnen gethan daß ich Sie nicht mehr sehe. Machen Sie es auch wie mein Geschick und da ich Ihnen doch das Geheimniß erklärt habe, daß ich von jenem aus den Anglen meiner Tendenz gehoben bin wollen Sie mich diese Geistesschwäche auch entgelten machen, und mir fühlen lassen daß Ihr Interesse abgespannt ist? Da ich doch einmal Ihre optische Natur empfunden und das Bedürfniß fühlbar wird in einer solchen mich zu conzentriren. So versichern Sie sich ihrer Menschlichkeit, und dulten mich aus Schonung gegen meine wunde Empfindlichkeit

Bettine

Diese in Fraktur mit Tinte niedergeschriebenen Zeilen Bettinas stehen auf einem 21 cm breiten und 13 cm hohen Blatt, das, wie sein ungleich abgerissener Rand verrät, von einem größeren Blatt eilig mit der Hand abgetrennt sein muß. Auf der Rückseite links unten steht die Adresse „Herrn Dr. Eckermann"; auch weist noch das Blatt die Falten auf, in die es offenbar zusammengelegt war, um geschlossen dem Adressaten überreicht zu werden.

Was mag Bettinen zu diesem etwas wirren Billett an Eckermann veranlaßt haben? Leider fehlt jegliche Zeitangabe, die uns einen äußern Anhalt geben könnte. Da es sich jedoch um einen Zeitpunkt handeln muß, an dem sowohl Bettina wie Eckermann in Weimar waren, können zu Goethes Lebzeiten nur drei Daten in

Betracht kommen: Bettinas Durchreise im Oktober 1824, ihr längerer Aufenthalt im Spätsommer 1826 und endlich ihr Durchgangsbesuch vom Jahre 1830; denn Eckermann war erst seit 1823 in Weimar, und im Juli 1824, wo Bettina auch noch durch Weimar kam, war er selber abwesend. Könnte nicht aber noch ein Aufenthalt Bettinas in Weimar nach Goethes Tode in Frage kommen? Der Inhalt des Billettes scheint uns dies auszuschließen. Bettina vergleicht Eckermanns ablehnendes Verhalten mit einer bereits erlittenen Abweisung, und von wem anders könnte diese ihr empfindliche Wunde zugefügt worden sein als von Goethe selbst? Unausgesprochen wie der Name eines zürnenden Gottes ist das Wort „Goethe" zwischen den Zeilen zu lesen. Er ist offenbar ihr Geschick, das sie erst aus den Angeln ihrer Tendenz gehoben hat und sie dann den Verlust ihres Gleichgewichts, was sie mit „Geistesschwäche" bezeichnet, entgelten läßt; und von ihm abgewiesen, suchte sie wahrscheinlich Eckermann auf, um durch seine Vermittlung womöglich wieder Zutritt bei dem Dichter selbst zu finden.

Ist aber ohne diese Voraussetzung, daß Goethe noch lebt, das Billett nicht zu denken, so ist damit schon rein äußerlich seine Entstehungsmöglichkeit beschränkt auf die angegebenen drei Zeitpunkte. Und von diesen Daten fällt der Oktober 1824 schon deshalb weg, weil sich Bettina damals nur knapp zwei Tage in Weimar aufhielt und an beiden Tagen von Goethe empfangen wurde. Auch im Spätsommer 1826 konnte sie sich über ihre Aufnahme am Frauenplan nicht beklagen, da sie nach Goethes Tagebuch in der Zeit vom 27. August bis 11. September zehnmal bei dem Dichter und davon siebenmal sein Tischgast war — denn es hieße wohl nicht aus-, sondern fremden Sinn unterlegen, wenn man in den zwei sich unmittelbar an solchen Besuch Bettinas anschließenden Tagebucheintragungen Goethes „Blieb für mich" (6. Sept.) und „Abends für mich" (9. Sept.) einen besonderen Ton und mehr als eine zufällige Folge auf Bettinas Besuch erblicken wollte. Zweimal wird übrigens im Zusammenhang mit Bettina auch Eckermann von dem Dichter erwähnt, am 3. September nur als Tischgast neben „Frau von Arnim, Fräulein Adele [Schopenhauer], Hofrat Meyer", während es vom Abend des 30. August heißt: „Sodann Dr. Eckermann. Über Frau von Arnim sprechend."

Man denkt zunächst unwillkürlich daran, dies Gespräch mit Bettinas Billett in Zusammenhang zu bringen, aber die wesentliche Voraussetzung, daß der Dichter sich damals abweisend gegen Bettina verhalten, fehlt gänzlich. Das Gespräch ist also wohl nur ein Zeugnis für Eckermanns zunehmendes Interesse an Frau von Arnim, die er persönlich erst 1826 in Weimar kennen gelernt haben wird; denn als er im Juli 1824 unter Goethes Freunden in Frankfurt und Umgegend Bekanntschaft machte, war Bettina von Weimar aus noch nicht eingetroffen, und in den zwei Oktobertagen desselben Jahres scheint sie ihm auf der Rückreise in Weimar auch nicht begegnet zu sein. Dieses persönliche Interesse Eckermanns wird nun aber von Bettinas Billett als früher vorhanden vorausgesetzt, so daß auch in dieser Beziehung eine spätere Datierung des Schriftstücks geboten erscheint.

So weist denn alles auf den letzten Weimarer Besuch Bettinas zu Goethes Lebzeiten hin, auf das Jahr 1830, wo der Dichter sie zürnend abwies, weil sie über seine Schwiegertochter Ottilie Klatsch verbreitet hatte. Die näheren Umstände sind in Bettinas „Briefwechsel" dargelegt worden. Wie an Ottilie selbst, die großmütig genug war, Bettinen zu verzeihen und ihr vom Gartenhäuschen des Stadtgartens aus wenigstens ein Sehen ihres zürnenden Abgottes zu ermöglichen, mag sich die leidenschaftlich Erregte auch an Eckermann gewandt haben, der es offenbar jedoch wie sein Meister hielt und nichts mehr von ihr wissen wollte. Ob übrigens Bettina auf der Hinreise nach Frankfurt, d. h. im August 1830, die Zeilen geschrieben hat oder erst auf der Rückreise im Herbst, muß dahingestellt bleiben — wenn man sich nicht für den zweiten Zeitpunkt auf Grund einer Parallele in Wort und Empfindung entscheiden will, die sich in Bettinas Billett an Goethe selbst vom Spätherbst 1830 findet: auch dort schreibt sie „Mein Geschick ist tragisch" und denkt bei den Launen, die es göttlich lenken, natürlich an Goethe.

SCHLEIERMACHERS TOD

Von Bettina von Arnim. M. Carriere

Am Mittwoch früh war er gestorben, am Sonnabend Nachmittag um 2 Uhr ward er begraben, bis dahin hab ich ausgeharrt bei der Leiche, in demselben Zimmer, wo so oft mein ausgelaßner Übermuth mit freundlichem Witz von ihm belohnt worden war, sorgte ich jezt in der Nacht bei den Kerzen einsam, daß sie hell brennen sollten bis zum Morgengrauen, dann legte ich mich zum Schlafen hinter die Blumenwand, die um die Bahre aufgebaut war; ich fühlte kein Grauen, sein Haupt hatt ich aus Ehrfurcht verdeckt, nicht aus Furcht, auf seiner Brust lag die zerlesene Biebel, die er seit 25 Jahren in Gebrauch hatte, zwischen ihr und der Brust lag ein Myrtenzweig von dem ich ein Reis abgebrochen habe für Sie zum Andenken, ich legs zugleich mit dem Gelübde in Ihre Hände, den reinen Willen, der nur das Gute im Menschengeist aufruft und annimmt, das Böse aber in ihm läugnet, Ihnen zu bewahren.

Während der 3 Tage strömte das Volk um seine Leiche, viel Thränen viel Gebethe Seegen und Klagen aller Stände und Alter wurden ihm da noch geweiht, die Studenten wollten sich gefaßt halten, es übernahm sie, die Jugendthräne träufelte zwischen das blühende Gezweig, hinter dem sie sich verbargen, um sich zu fassen. — Ich weiß nicht, mir schwindelte während der ganzen Zeit. — Die Jugend gegenüber dem Tod als Zeuge ihrer Liebe zu Jenem, dessen Lehre den unsterblichen Keim in ihr gepflegt hatte; dieser letzte sehnsüchtige Blick auf ihn, dessen Weisheit ihnen Freiheit gebahnt hatte im Geist, während alle Weltanordnung nur Verkerkerung aller

Jugendkräfte bezweckt. O Wahrlich, könnt ich Ihnen sagen, wie es da war, Sie würden über den Berg sehen in ein ander Reich. — aber wie sollt ich das aussprechen? — Der Tod ist freilich ein lebendiger; — denn es entspringt augenblicklich ein geistig Leben aus ihm, das wirft seine blühenden Gezweige hinaus in die Lüfte, daß der Athem von ihrem Duft genährt wird, so waren diese Jünglinge umduftet von dem Frühling, der aus dem Geist ihres Lehrers aufstieg, und sie fühlten sich mit getränkt von dem Thau, der solchem Weisheitsblühen die Kelche füllt, oder sollten die Gelübde letzter Liebe nicht der Thau sein, der vom Himmel herab fällt, die Herzen zu tränken wie die Blumen auf dem Feld? — genug! — eine magnetische Wolke zog um diese Jugendschaar, und ich schloß still mein Auge, das die Gebete dieser Lippen, diese thränentrunkenen Blicke begierig in sich gesogen hatte, da fühlte ich mich innerlich tief verwebt mit jenen Heilig berührten von dem Geiste ihres Meisters.

Jugend ist göttlich, weil himmlische Kräfte ihre Blüthe nähren, sonst würde sie welken. Blühen ist Einsaugen der Unsterblichkeit, da senkt sich Gott herab in himmlischem Frühlingswetter; das fühlt ich in jenem Augenblick, und legte auch meinen Geist heimlich diesen noch unberührten und reinen Sprossen der Zukunft zu Füßen, sehnsüchtig daß er ihre Wurzel decken möge und Nahrung ihnen spende ein weniges. Was kann ich aber Thun als blos meinen Willen heiligen durch solche Gelübde; aber auch dieses ist fruchtbringende Kraft, will ich glauben.

Am Begräbnißtag gaben ihm die Studenten eine Ehrenwache von 60 Marschällen, vom frühen Morgen an strömte das Volk zu dem Sarg und wurde trefflich von jenen

regiert durch das Kreuzen ihrer Marschallstäbe, es gab nicht die geringste Unordnung. — vor 2 Uhr schloß man den Sarg, ich war dabei, darauf zu achten, daß sein Gewand nicht sich zwischen klemme, wie oft hat man seine Lehre einzuklemmen versucht mit falscher Auslegung und seinen Weisheitsvollen Willen zur Menschheit mit dem Nagel der Verläumdung durchbohrt, die Biebel im folio in Samet und Gold eingebunden, ihm von den Studenten geschenkt, ward auf dem Sarg mit zur Grabstätte getragen, auf diese befestigte ich einen Lorbeerkranz, ich emfahl den Studenten, daß, wenn die Biebel zurückgenommen werde, acht zu haben, daß der Kranz mit in die Grube gesenkt werde, sie haben es besorgt diese ihrem Lehrer Treuen, liebevoll den heiligen Ruhm zusprechend und schützend, den nicht alle ihm gönnten und zuerkennen wollten. Es war dies nur ein äußeres Zeichen, aber doch freut michs, daß meine Hände diesen Kranz so voll gewunden, und ich bin des Danks dafür gewiß, den ich segenvoll emfinde, im Herzen und im Geist.

Die Studenten hatten sich, wohl 2000 an der Zahl, im Garten am Hause versammelt, die Geistlichkeit, auch die katholische, war in den Zimmern, wo Strauß als Rektor der Universität eine Rede hielt, die es fühlbar machte, daß Versöhnung und überzeugende Liebe aus dem Tod entspringe.

Der Sarg war in den Hof gebracht, unter feyerlichem Aufruf aller Studenten „Hoch" erhoben sie ihn und trugen ihn, begleitet von allen Behörden und dem ganzen Volk, hinter den Kreuzberg zur Stätte. Das Hochrufen der Studenten war, als ob die Flammen seines Genius zum lezten mal durch diesen elektrischen Ruf aufzuckten und über seinem Sarg spielten, es berührte mich freudig. —

sein ältester Schüler, der Prediger Piperer, den er den Tag vor seinem Sterben dazu auffordern ließ, hielt die Rede an seinem Grabe, er liegt neben seinem Sohn Nathanael, an dessen Geburtstag er gestorben ist.

Genug von diesen Äußerlichkeiten, ich will versuchen Ihren Brief zu beantworten. Sie meinen, Socrates sei schöner gestorben! — Dem Socrates war kein Freund noch geboren, von dem er wußte, Er und Er allein sei das Leben und die Wahrheit. Wie denn Schleiermacher im innigsten geistigen Verkehr mit diesem Christus war, warum sollte er nicht in dem lezten Augenblick, wo alle Kräfte sanken und der ganze Mensch der Hülfe sich bedürftig fühlte, begierig sein das Blut zu trinken und den Leib zu essen, des einzig vertrauten Freundes und Bruders, der sein ganzes Wirken und seine Erkenntniß entwickelte. — Warum glauben Sie, Socrates sey schöner gestorben? — Denken Sie sich, daß ein idealischer Geist, dessen Natur, Geschichte, und Wirkungen durchaus übereinstimmend wären mit dem, wonach Ihr Geist strebte, denken Sie sich in allen Bedürfnissen Ihrer Seele und Ihres Geistes von diesem befriedigt, in allen Forschungen auf Ihn zurück geführt, in allen Zweiflen immer durch ihn erleuchtet, in Ihren Ahnungen von ihm überzeugt, und jezt im Augenblick des Sterbens, da sich Ihr geistiger Blick schärft, während Ihr irdischer erlöschend ist, und Sie erinnerten sich, daß dieser Freund (der alles an Ihnen selbst Wahr gemacht, was er Ihnen verheißen) Ihnen auch gesagt hat Esse mein Fleisch und Trinke mein Blut, würden Sie nicht es genießen, dies höchste Geheimniß der Liebe zwischen Ihnen und Ihrem Freund, der mehr in Ihnen ist, als Sie selbst, weil er Ihr geistiges Leben geworden? — Wissen Sie

nicht, daß die Sinne auch und Geist einander genießen? — und daß die Sinne die fruchtbare Erde sind, in der der Same des Geistes aufgeht? — glauben Sie sicher, das ganze Christenthum wäre nicht, wenn es nicht diese sinnliche Begründung hätte. Und so Wenige auch davon wissen, wenn sie das Abendmal genießen, so gewiß ist es doch eine sinnliche Wurzel, aus der wir hinüber wachsen ins jenseitige Leben, und das Christenthum ist allein nur deswegen mehr Religion als alle andre Religionen, weil es sich der sinnlichen Natur gemäß entwickelt, und den Geist pflegt, wie die Natur das sinnliche Leben pflegt. und Christus konnte das Schema der Erzeugungen seines himmlischen Vaters nicht verläugnen, er mußte die Religion, die geistige Natur, die Pflegerin des Geistes, erschaffen, gleich wie Gott die Sinnliche Natur, die Pflegerin der sinnlichen Creatur, erschaffen. — und wahrlich, wenn beides, Naturleben und Geistes-Leben, nicht ganz im Einklang, nicht durch und durch dasselbe wären, dann wär alles nichts. und wahre Religion ist nackter Geist, wir haben aber aus der Religion ein Gewand gemacht, was wir dem Geist umhängen, denn auch im Geist sind wir unkeusch, und können die Nacktheit des Geistes nicht vertragen, das heißt, wir können die Reinheit nicht anschauen, wir schämen uns, weil wir selber nicht rein sind. Aber Gott liebt die Nacktheit, er zieht der Seele das Kleid, den Leib, aus, um sie ganz rein und nackt zu haben, was sollte auch noch der Leib zwischen der Seele und der göttlichen Liebe. Nein wer zu Gott will, der werfe sein Gewand ab, drum muß Religion reiner nackter Geist sein, und Christus hat auch allein diesen in der Welt eingeführt, und alles andre ist Menschensatzung und nicht Christi

Lehre, diese ist nackter Geist, der der Mannbarkeit entgegenschreitet, aber weil solche Mannbarkeit gewaltig ist, so fürchtet sich der Teufel nehmlich der Unsinn, denn dem würde der mannbare Geist, der von Gott ausströmende natürlich, gleich den Hals umdrehen, und so ist denn die Furcht der Teufel, der die Welt regiert, und sucht vergeblich einen Ausweg, ums mit Gott nicht zu verderben, und pap[p]t eine Religionsmaske zusammen, hinter der er seine Furcht versteckt, und wills behindern, daß der Geist wachse, der doch aus Gottes Händen geschaffen und von seinem Odem angehaucht ist. und das ist Staatswissen und Regierungskunst. Drumm sagt Christus, viele sind berufen aber wenige auserwählt, denn was ist denn mit dem, in dessen Brust der Odem Gottes, der Geist nicht wogt, der könnte ja nicht einmal die Liebe fassen und fühlen, mit der Gott ihn anhauchen wollte, so wie das unnatürliche auch nicht Leben emfinden kann durch die Natur. Aber wahrlich von Menschenbedünken kann der Geist nicht belebt und regiert werden, er muß frei gelassen werden, und wenn er nicht frei gelassen ist und sich selbst anheim gegeben, so wird nimmer Religion sein, sondern nur die Maske, und wie dumm die Menschen doch sind, lieber ihren verstandlosen Mechanismus über den Geist bauen zu wollen, als ihn aufsteigen zu lassen in die freien Lüfte, um zu fühlen zu bahnen zu prüfen, und wie verrückt wie verrucht das ist, Gott und sein eingebornes Kind, den Geist, auseinander [zu] sperren durch die Religionsmaske. und dann wie dumm, keine Ahnung zu haben, daß die Sünde allein dies Gräßliche ist, weil es Mord ist am unschuldigen unmittelbar aus Gottes liebender Erzeugung hervorgegangnen. Alles was ich Ihnen hier sage, kann

freilich nur mißverstanden werden von dem, dessen Geist nicht frei ist und die Religionsmaske nicht abwirft. Es kann möglich sein, Sie sagen wieder, daß Sie mich nicht verstehen. O ich möchte bei Ihnen sein, und mit Ihnen leise ohne Nebengründe alles besprechen, und Ihnen aus der einfachsten kindlichsten Anschauung alles sagen, was ich emfinde, und wie aus dieser Emfindung mein Denken entsprungen ist und wie solches Denken alle mal himmlische Belehrung ist. — Aber es ist nicht möglich in Briefen, und bei so wenigem dialektischem Verstand, wie ich solche Gefühle und Gedanken conzentrirt und doch begreiflich wiedergeben soll.

Nehmen Sie vorlieb mit dem, was ich Ihnen hier sage: Schleiermacher ist mit feurigen Liebkosungen, in denen Sinne und Geist nicht mehr getrennt waren, seinem göttlichen Freund zu geeilt, der seine Wesenheit für ein höheres Element durch seine göttliche Weisheit wiedergeboren hat.

Für den Himmel werden Wir neu erschaffen, Wir sind Geschöpfe, die Geister werden. Unsere geistige Vorbildung hier auf Erden begründet unsre Individualität jenseits. — Dies Streben in der Wissenschaft, in der Erkenntniß, ist der sinnliche Trieb des Geistes, sich einen höheren Instinkt zu bilden für ein höheres Leben; in wem dieser Trieb nicht lebendig ist, der wird eben so gut absterben, wie der Baum abstirbt, dessen Triebe stocken.

O Wie Schade, daß mein Geist zu schwach ist, um Ihnen alles faßlich zu machen. Wie schön wär es, wenn Sie dies alles begreifen könnten, da wär Ihnen gleich der Weg zu eigner Entwicklung gebahnt, und mehr ist ja nicht nötig. Sie sagen, Sie würden schwerlich den Theologen in Schleiermacher haben vergessen können?

— hier antworte ich: — Schleiermacher war Theologe, Gottesgelehrter; so unbedingt, daß man ihm unbedingt Glauben schenken konnte über alles und jedes. Nicht umsonst hatte er den hohen Sinn, der Scharfsinn war; nicht umsonst hatte er die Selbstverläugnung, die blos denken lehrte, ohne eine eigne Lehre stiften zu wollen; er wußte wohl, daß alles Denken nur Ein Ziel haben könne. Nehmlich: echtes Denken ist frei von Vorurtheilen und führt zu demselben Ziel, zur Wahrheit. Alle Weisheit löst sich in Liebe auf, alle Liebe führt zur Weisheit. alles Denken, was nicht jede Selbstheit aufgiebt und sich in dem Meer der Weisheit aufzulösen strebt, ist Irrweg. ja: denken ist ein sinnliches Streben der Liebe zur Weisheit. Was Sie emfinden für Schönheit, die Ihr Auge prüft und Ihr Sinn als Höheres anerkennt, das emfindet der Geist für das Göttliche, so bald er es gewahr wird, und sein Denken ist dann Sehnen, was ewig die Göttliche Schönheit umschwärmt, bis es in sie übergeht. — So, grad so, lieber Freund, wie die heftigste dringendste Leidenschaft überströmt in das Reich des Entzückens, wenn sie sich aufgenommen fühlt von dem Wesen, was diese Leidenschaft entzündete, ja grad so ist der Triumph des Geistes, dessen ganze Fähigkeiten conzentrirt waren in dem einen leidenschaftlichen Streben zur Weisheit; zur göttlichen Liebe. aber mächtig, gewaltig, unaussprechlich, wie es dieser höheren Natur (in der sich der Geist durch die Gewalt der Liebe verwandelt) zukommt, und wie Wir es annoch nicht begreifen.

Ja Sie sind mit mir eins, Sie glauben, wie ich glaübe. Daß alles was die Sinnliche Natur des irrdischen Lebens in uns gestaltet, eine heilige Vorbereitung geistiger Organisation ist; hier erkennen Sie, warum das Böse ver-

derbend ist, weil es diese geistige Organisation stört. und nichts ist böse, als nur weil es diese stört. Darauf können Sie fest bauen. Es mag nah oder fern dem sein, was Wir als Christenthum bekennen, so bald es der innern Liebe zum Ideal entspricht, sobald es dieser Nahrung giebt, das Ideal in uns zur Herrscherwürde bestimmt, sobald ist es auch der Weg zur göttlichen Liebe, die Weisheit ist, die Christus ist.

Ja Schleiermacher hatte den großen Scharfsinn, der der Schlüssel ist zur Wahrheit, und nicht in jedem liegt diese Fähigkeit, also nicht jeder ist berufen, aus dem Denken den Glauben zu entwickeln, sondern er allein; und die andern mußten aus dem Glauben das Denken entwickeln. Der Glaube ist Saame der Erkenntniß, wer glaubt, der wird bald erkennen und denken; und Denken ist ja Liebkosen der göttlichen Weisheit.

Und es wäre Wahnsinn, indem wir zugeben, wieviel höher ein solcher ist als Wir, daß Wir an der Echtheit und an der Treue seines Strebens zweiflen wollten, und es wäre Frevel, wollten wir glauben, solchem Streben könne die Wahrheit nicht zu Theil werden. — Nein ich und Sie, Wir wollen uns den Lehren, die aus der Liebe dieses großen Geistes hervorgingen, unterwerfen, wir wollen sie als Saame in uns aufnehmen ohne Vorurtheil oder Wahn, als können Wir besser die Dinge entscheiden; Wir die Wir zerstreut sind in tausend verschiednen Richtungen gegen Ihn, der begabt mit geheimnißreichen Kräften (und wahrlich nicht umsonst, sondern damit er ein Licht sei, das uns leuchte) auf ein und denselben heiligen Gegenstand seiner hohen Leidenschaft, auf die Gottheit gerichtet war. Wir wollen also seine Weisheit in uns aufnehmen als Saamen, aus dem bald neue Blüthen der

Gedanken sprießen, die dann uns zu selbstständiger Freiheit erheben.

Nein I. P. Der Mann mit den großen Geistesgaben, größer als unser aller; Der hat nicht geirrt, der hat nicht falsch gesagt, der hat die Quelle der Wahrheit in sich gehabt, der War ein Fürst unter den Geistern, dem alle unterthan sein mußten. So ist meine Gesinnung, und ich glaube hierdurch das beste Erbtheil zu erwerben, weil dann sein Geist lebendig in mir wird und fort wirkt. — — — —

Schleiermacher war mein Freund, was in meiner Seele vorging, war ihm wichtig, ja ich glaube, daß in ihm die Neigung war zu mir als zu einem Wesen, was ihm im Gefühl geistiger Steigerungen verwandt war; er würdigte meine Gedanken, sie entsprachen meistens seinen speculativen Forschungen, und waren ihm in dieser Beziehung oft unvermuthet und doch erwartet. Was ich Ihnen in meinen letzten Briefen mittheilte, über Geist, Gebet, innern idealen Menschen der Gott ist, entsprach seiner Philosophie, und eins hat er mir gesagt, was gewaltig groß ist, übermenschlich für das menschliche Faslen der andern Theologen: — ich sagte ihm: Der Himmel ist Geist. — Geist ist der Raum, den Wir als Himmel bewohnen werden, und in was willst Du übergehn als nur in Geist, und Du hast keinen Raum als den Du Dir im Geist erwirbst. — Er bejahte dies, sagte aber: „Die Sinnlichkeit ist eben so ewig, eben so unsterblich, eben so gut Himmelsraum als der Geist.“ ich fragte: aber in was soll die Sinnlichkeit übergehn beim Übergang ins jenseitige Leben als nur in Geist? — er antwortete: „wenn Geist nicht aus der Sinnlichkeit hervorginge, wo käme er dann her? fühlst Du es nicht, daß

alle elektrischen magnetischen Regungen den Funken des Geistes entzünden und vegetabilisch ausstatten, daß er leben kann? — Nein ohne Sinnlichkeit keinen Geist.“ — Dies sagte er 8 Tage vor seinem Tod in einem scherzhaften Gespräch mit mir, denn wir waren immer im Scherzen begriffen aber doch dabei vom Geist ergriffen. — und wie wahr wie unendlich übermächtig wie einfach war dieser scherzende Geist am Himmelsrand. — so daß wir sinnlich fühlen: er hat recht. — und gewiß, dies ist das größte, was er gesagt hat.

Am letzten Ostertag nach der Predigt über die Auferstehung, an Schleiermacher

Ob ich dich liebe weiß ich nicht,
Seh ich einmal nur dir ins Gesicht,
Kann ich nicht sagen wie mir geschicht
Ob ich dich liebe weiß ich nicht.

Ob ich dir traue weiß ich nicht
Entgeht mir deine Lehre nicht
Thu ich auf eignen Geist verzicht.
Ob ich dir traue weiß ich nicht.

Ob ich dich kenne weiß ich nicht.
Ich glaub was deine Lippe spricht
Dein Geist ist mir das höchste Licht,
Ob ich dich kenne weiß ich nicht.

Ob treu dein Kind bleibt weiß es nicht,
Daß nie ihm deine Lieb gebricht
Ist was sein Flehn zum Himmel spricht
Ob es dir treu bleibt weiß es nicht.

Schleiermachers Antwort am selben Ostermorgen.

Ob du mich liebest weißt du nicht?
Ich weiß es wohl,
Wenn so dein Flehn zum Himmel spricht.

Schaust du mir offen ins Gesicht:
So weißt du wohl
Ob du mir trauest oder nicht.

Glaubst du was meine Lippe spricht
So weißt du wohl
Wie meine Liebe dir nicht gebricht.

Ob du mir treu bleibst, weiß ich nicht
Doch weißt du wohl
Gleich bleib ich mir und ändre nicht.

Entgeht dir meine Lehre nicht
So weißt du wohl
Mein Geist sei nicht dein höchstes Licht.

Er rief mich an sein Bett und sagte: „Mütterchen, ich bin doch eigentlich in einem Zustand, der zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwankt; ich kann meine Gedanken nur mit Anstrengung sammeln, aber in meinem Innersten hab' ich die schönsten Augenblicke; ich hab' immerwährend die tiefsten speculativsten Gedanken, die aber mit den seligsten religiösen Empfindungen ganz eins sind."
Schleiermacher am Abend ehe er starb zu seiner Frau.

Bettinas Umgang mit dem berühmten Berliner Theologen ist wohl bekannt, und wer den Briefwechsel der Frau von Arnim mit dem Fürsten Pückler-Muskau gelesen hat, der wird sich erinnern, daß sie auch an ihn über Schleiermachers Tod aus-

führlich geschrieben hat: in dem Brief vom 20. Februar 1834. Wenn man diesen Brief wieder liest, erkennt man sofort, daß die oben mitgeteilten Erinnerungen, abgesehen von den Gedichten, auf ihn zurückgehen. Nicht nur der Anfang ist fast gleichlautend: auch sonst wird der Inhalt jenes Briefes oft mit denselben Worten wiedergegeben und die Form einer Antwort an den Adressaten festgehalten, nur daß dessen Person jetzt mehr in den Hintergrund geschoben wird, die Persönlichkeit der Schriftstellerin hingegen mit ihrer Vorliebe für allgemeine Betrachtungen (über Religion, Christentum usw.) stärker hervortritt. Es ist derselbe schriftstellerische Vorgang, den man aus dem literarischen Schaffen Bettinas bereits zur Genüge kennt. Nein, mehr noch: wir finden diesen Vorgang sogar bei demselben Brief belegt in den Schriften Bettinas. Denn auch in ihrem Briefroman „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" kehrt „die Abschrift eines Briefes" wieder, den Ambrosia „bei Schleiermachers Tod: also vor xx Jahren geschrieben" hat. Nicht um eine Abschrift, wohl aber um eine freie Wiedergabe des Briefes an Pückler handelt es sich auch hier, und wenn wir genauer zusehen und diese Wiedergabe der Ambrosia mit unseren Erinnerungen Bettinas vergleichen, werden wir zwischen ihnen noch ein engeres Verhältnis erkennen: hier handelt es sich in der Tat um eine „Abschrift", so groß ist die textliche Übereinstimmung, und die Frage, welche Fassung die ältere ist, wird schon dadurch entschieden, daß unsere Erinnerungen noch die Anredeform „Sie" des Briefes an Pückler beibehalten, während in dem Briefroman, wo die intimere Anrede vorherrscht, das „Du" an die Stelle des „Sie" auch bei diesem Brief getreten ist. — So viel ist also gewiß, daß unsere Erinnerungen zeitlich wie inhaltlich zwischen dem Brief an Pückler und der Abschrift an Pamphilius liegen, und dazu stimmt auch, daß die beiden Gedichte an und von Schleiermacher, die Bettina ursprünglich ebenfalls in einem Brief an Pückler (vom 3. März 1834) mitgeteilt hat, zwar noch den obigen Erinnerungen angehängt sind, in dem Briefroman aber fehlen. Nach dieser Feststellung des Abhängigkeitsverhältnisses entsteht nunmehr die Frage, wie dieses Nebeneinander verschiedener Fassungen desselben Textes zu erklären sein mag.

Sehen wir uns das Schriftstück der Sammlung Kippenberg

einmal genauer an! Es besteht aus drei Foliobogen dünnen Papiers (Wasserzeichen FWE) von je vier Seiten, die wohl erst später aneinandergeklebt und so stark beschnitten sind, daß weder oben noch unten noch an der Seite ein freier Rand geblieben ist. Beschrieben sind die ersten neun Seiten von dem Prosatext, die zehnte Seite ist leer geblieben, auf den beiden letzten Seiten stehen die beiden Gedichte mit dem Prosa-Anhang: da auf die neunte Seite der Brieftext noch hinübergeht, gehörte also der dritte Bogen von vornherein zu dem Schriftstück und ist nicht etwa mit den beiden Gedichten erst später hinzugefügt worden. Die verhältnismäßig saubere, im Original gebrochene Schrift verrät an Eigenheiten einzelner Buchstaben deutlich Bettinas Hand, auch beim Gedicht an Schleiermacher, das sich durch die lateinische Schrift wohl nur von dem Antwortgedicht abheben soll; der Prosa-Anhang hinter den Gedichten jedoch zeigt eine andere Handschrift, und desgleichen rührt die zweite Zeile der Überschrift nicht von Bettinen her. Diese enthält außer der Verfasserangabe, etwas abseits stehend und doch unvermittelt wirkend, den Namen *M. Carriere*, und gerade diese mysteriöse Namensnennung soll uns des Rätsels Lösung geben.

Man wird sich vielleicht erinnern, daß auch der angehende Philosoph Moriz Carriere zu jenen auserwählten Jünglingen gehörte, die sich einer wohlwollenden Aufnahme im Hause der Frau von Arnim erfreuen durften. Er erzählt selbst davon in seiner Erinnerungsstudie „Bettina von Arnim", die nach dem Tode Bettinas in der Zeitschrift „Nord und Süd" (Heft 118) erschien und später in die Sammlung seiner „Lebensbilder" (1890) überging. Danach ist Carriere zum erstenmal im Frühling 1839, vor seiner Reise nach Italien, der Verfasserin von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" gegenübergetreten, und er wußte gleich ihr Interesse für seine philosophischen Studien wachzurufen. Auch könnte schon damals nach dem, was Carriere berichtet, zwischen ihnen von Schleiermacher die Rede gewesen sein; aber Gelegenheit dazu bot sich auch später noch, da sich Carriere nach seiner Rückkehr aus Italien häufig im Arnimschen Hause sehen ließ. Ein besonderes Interesse für Schleiermacher muß jedenfalls Bettina bei ihrem jungen Verehrer vorausgesetzt haben, denn er war es, dem sie die Erinnerungen an Schleiermachers Tod ver-

macht hat. Carriere bezeugt dies selbst ausdrücklich in seinem Lebensbilde, und zwar wo er zum erstenmal Schleiermachers Verkehr mit Bettinen erwähnt und hinzufügt: „Erinnerungen an ihn teilte sie mir handschriftlich mit, sie sind auch gedruckt im ‚Ilius Pamphilius‘ erschienen.“[1]) Aber Carriere erhielt nicht nur den in dem Briefroman erschienenen Prosateil der Erinnerungen, sondern auch die Gedichte, denn an späterer Stelle des Lebensbildes, wo von Bettinas vertrauterem Umgang mit Schleiermacher nach dem Tode ihres Gatten und Goethes die Rede ist, heißt es wörtlich von ihr und Schleiermacher: „So sah sie einen leitenden Genius in ihm; sie sandte ihm ein Gedicht, das ich von ihrer Hand besitze; es schließt:

Ich glaub was Deine Lippe spricht,
Dein Geist ist mir das höchste Licht.

In seiner Antwort weist er sie auf einen Höheren hin, von dem auch er nur Zeugnis gibt:

Glaubst Du was meine Lippe spricht,
So weißt Du wohl
Wie meine Liebe Dir nicht gebricht.
Entgeht Dir meine Lehre nicht,
So weißt Du wohl
Mein Geist sei nicht Dein höchstes Licht!“

Die Abweichungen dieser beiden Gedichtzitate von unserer Fassung erklären sich ohne weiteres durch einen Akt bewußter Kürzung Carrieres, und so kann denn kaum noch ein Zweifel bestehen, daß Carriere tatsächlich von Bettinen das Schriftstück erhalten hat, das uns jetzt die Sammlung Kippenberg aufbewahrt.

Eins ist dann allerdings an dem Schriftstück merkwürdig. Der Anfang des letzten Absatzes vor den Gedichten enthält als Anrede inmitten der Frakturschrift zwei rätselhafte lateinische Buchstaben, die nur als I P gedeutet werden können. Und was sollten diese offenbaren Anfangsbuchstaben eines Namens anders bedeuten als „Ilius Pamphilius“? Sollte Carriere mit dem Schrift-

[1]) Eine Zwischenfrage mag nebenbei aufgeworfen werden: Wie kommt es, daß Bettina den Brief an Pückler viele Jahre später mit oft demselben Wortlaut wiedergeben kann? Sie muß sich wohl eine Kladde von jenem Brief aufbewahrt haben.

stück doch nichts zu tun haben und es für den Briefroman bestimmt gewesen sein? Aber im „Pamphilius" fehlt gerade dieser Anredesatz — wie ja auch die Gedichte fehlen und überhaupt keine völlige Übereinstimmung zwischen der Romanfassung und unserem Schriftstück besteht. Die Wahrheit mag in der Mitte liegen: daß die Carriere-Fassung in der Tat das Konzept für den Roman war, daß dann aber vielleicht der Entschluß, die gesamten Anredeformen auf den Du-Ton zu bringen, zur Herstellung einer neuen, veränderten Druckvorlage führte und nun das ursprüngliche Konzept gelegentlich Carriere geschenkt wurde.

Auf diese Weise würde sich auch die überraschende Ähnlichkeit beider Fassungen am leichtesten erklären. Hätte Carriere nicht erst nach der Konzeption des Briefromans seine Niederschrift erhalten, müßte man annehmen, daß Bettina sich von dieser eine Kladde aufgehoben hätte, was denn doch wohl die Bedeutung dieser freien Wiedergabe eines früheren Briefes (an Pückler) überschätzen hieße.

Und Philipp Nathusius, auf den doch alle an Pamphilius gerichteten Briefe und Sendungen als sein Urbild zurückgehen sollen? Er hat in Wirklichkeit jene „Abschrift" offenbar niemals erhalten. Gerade der Umstand, daß für das „Sie" der ersten Niederschrift überall „Du" in dem Druck erscheint, um auch diesen ursprünglich an Pückler gerichteten Brief dem intimeren Ton der Ambrosiabriefe an Pamphilius anzugleichen, darf als Beweis dafür gelten; denn hätte eine wirkliche Abschrift für Nathusius bereits vorgelegen, wäre Bettina auf jene Korrektur, die unnütz war, da es sich ja nur um die Abschrift eines Briefes für, nicht aber um ein Schreiben an Pamphilius handelte, gewiß nicht verfallen.

Dennoch wird Nathusius mittelbar die Anregung zu der Niederschrift über Schleiermachers Tod gegeben haben: dadurch nämlich, daß er in einem Briefe, der auch im „Ilius Pamphilius" verwertet ist, Bettinen bat, was sie mit Schleiermacher erlebt und empfunden, im Zusammenhang aufzuschreiben und womöglich auch ihren Briefwechsel mit ihm der Nachwelt zugängig zu machen. Wer jedoch gegen Görres' katholische Schrift „Athanasius" soeben mit einer Gegenschrift „Ulrich von Hutten"

frömmlerisch polemisiert hatte, schien Bettinen der Erfüllung jener Bitte nicht wert zu sein; nach einem ebenfalls im „Pamphilius“ erhaltenen Briefe antwortete sie damals ziemlich abweisend: „Du frugst nach Schleiermachers Briefwechsel und Umgang mit mir ... fändest Du doch eine Spur noch in dem, den Du für Schleiermacher hältst, von dem, was ich mit ihm besprach ... — Vierzehn Briefe sind's an Schleiermacher. Was wolltest Du mit denen? Wenn Du sie läsest, was würde sein? Du würdest vielleicht mit jener einem Hand in Hand gehen, d. h. von denen, die mich schmähen.“ Als nun aber die Schriftstellerin Bettina an die Konzeption des Briefromans ging und jene Briefstellen aufnahm, mag sie die Nichterfüllung von Nathusius' Bitte als eine Lücke in der Dichtung empfunden haben, und da sie offenbar jene Briefe an Schleiermacher, die sie nach dessen Tode freilich zurückerhalten, nicht mehr zur Hand hatte, behalf sie sich mit der freien Wiedergabe jenes Briefes an Pückler, der ihr ganzes Erlebnis mit Schleiermacher, konzentriert in den feierlichen Eindrücken nach seinem Tode, gewissermaßen auch zum Ausdruck brachte.

Mit dieser Feststellung noch nicht zufrieden, möchte vielleicht mancher noch weitergehen und aus der Erkenntnis, daß die „Abschrift“ des Briefes über Schleiermacher im „Pamphilius“ auf keine wirkliche Abschrift für Nathusius zurückgeht, folgern, daß dann auch die Schleiermacher-Stellen in Pamphilius' Briefen nicht von Nathusius herrühren werden. Steht Carrieres Interesse für Schleiermacher einmal fest und hat er sich mit Bettina über ihn besprochen, könnte e r dann nicht Bettinen jene brieflichen Anregungen gegeben und so auch die Niederschrift ihrer Erinnerungen an Schleiermacher selbst veranlaßt haben? Diese Annahme ist angesichts der schriftstellerischen Manier Bettinas, für ihre Briefromane auch Briefe und Äußerungen anderen Personen heranzuziehen, durchaus nicht von der Hand zu weisen; ja sie findet sogar eine gewisse Stütze in mancher äußerlichen Übereinstimmung, die Carrieres und Nathusius' Beziehungen zu Bettinen aufweisen, so daß die Versuchung naheliegen konnte, Lücken im Briefwechsel mit Nathusius gelegentlich durch Briefe Carrieres im „Pamphilius“ auszufüllen. Carriere trat wenige Jahre später in ein ähnliches Verhältnis jugendlich aufschauender Ver-

ehrung zu der Schriftstellerin Bettina wie vorher Nathusius; auch er reiste dann nach Italien, auf dem Wege dorthin von ihr ebenfalls ihrem Bruder Clemens in München warm empfohlen, und wie Nathusius ließ er aus der Ferne in Briefen und Versen die verehrte Frau von sich hören; sobald er aber zurückgekehrt, nahm er die persönlichen Beziehungen zu ihr noch lebhafter wieder auf und blieb bis zu ihrem Tode in anregendem Verkehr mit ihr, während Nathusius' Verhältnis zu ihr bereits mit seiner Verlobung erkaltet war. Wie also, wenn mancher der Pamphilius-Briefe gar nicht von Nathusius, sondern von Carriere stammte? Aber Carriere selbst verneint diese Frage in seiner Bettina-Studie. Nachdem er von den Clemens-Briefen im „Frühlingskranz" dargelegt, daß sie „stark überarbeitet, wenn nicht überhaupt nachträglich verfaßt" seien, fährt er fort: „Dagegen trägt das Buch ‚Ilius Pamphilius und die Ambrosia' durchweg das Gepräge des Ursprünglichen. Aber es sind auch Briefe, welche sie von dem jungen Philipp Nathusius nach dem Erscheinen ihres Goethebuches empfing und an ihn schrieb, manchen oder manchmal wohl in Gedanken an spätere Verwertung." Es wäre nicht einzusehen, warum Carriere nichts von einer Verarbeitung seiner eigenen Briefe in dem Briefroman hätte sagen sollen, wenn er solche darin gefunden hätte, und damit erledigt sich wohl jene Vermutung.[1])

---

[1]) Dagegen steht Carrieres Einfluß auf die ‚Günderode' fest: „Ich hatte ihr, die mit mir für Hölderlin schwärmte, seine Übersetzung aus Sophokles mit den wundersamen, bald wahnsinnig träumerischen und doch so schmerzvoll tiefsinnigen Erläuterungen mitgebracht; ich glaube, daraus sind die herrlichen Stellen über den Dichter und die Offenbarungen aus seinem verschleierten Gemüt hervorgewachsen, die sie in Briefen an die Günderode nach Sinclair's Berichten schrieb." Und wenn zur Zeit der Konzeption der ‚Günderode' eine anregende religionsphilosophische Unterhaltung mit Carriere Bettinen zu dem Ausruf hinreißt: „Wollen wir beide nicht eine Religion stiften, bei welcher der Menschheit wieder wohl wird?", und Bettina dann nach ein paar Tagen den Freund mit der Feststellung empfängt: „Denken Sie, ich habe ja auch schon als junges Mädchen mit der Günderode eine Religion stiften wollen; hören Sie." — ‚Und nun las sie mir einige Stellen vor, und wollte meine Zustimmung hören', berichtet Carriere —, so glauben wir ihr diese Feststellung nicht, sondern meinen, daß Carrieres Zustimmung ihr nur

Auch textkritisch, das sei hier doch wenigstens noch gestreift, ist die Veröffentlichung der im Verhältnis zum Pamphilius-Text ursprünglicheren Fassung des Schleiermacher-Aufsatzes nicht ganz belanglos. Einige, wie es scheint, in allen Ausgaben wiederkehrende Entstellungen des ursprünglichen Wortlauts können auf Grund dieser Fassung richtiggestellt werden.[1]) Hingegen muß davor gewarnt werden, die Überschrift der in dem Pamphilius-Roman nicht verwerteten Gedichte für bare Münze zu nehmen. Schleiermacher ist bekanntlich am 12. Februar 1834 gestorben, hat also das Osterfest nicht mehr erlebt. Und wenn wir auf die erste Wiedergabe der Gedichte in dem Brief an Pückler vom 3. März 1834 zurückgehen, finden wir eine andere Zeitbestimmung; es heißt dort: „Hier schreib ich Ihnen zum Schluß zwei Gedichte ab, das eine, als ich an e i n e m Sonntag aus seiner Predigt kam, das andere seine Antwort, die er mir eine halbe Stunde darauf schickte." Statt eines gewöhnlichen Sonntags den Ostermorgen zu wählen, an dem Schleiermacher über Auferstehung gepredigt, war eine angesichts der vorausgehenden Darstellung über den Tod des verehrten Predigers naheliegende Versuchung für die Schriftstellerin Bettina, aber doch wohl nur für diese, und so werden wir auch auf Grund dieser dichterischen Freiheit anzunehmen haben, daß unser Schriftstück ursprünglich nicht für Carriere, sondern für den Pamphilius-Roman bestimmt war, die beiden Gedichte aber dann schließlich aus irgendeinem Grunde nicht mit aufgenommen wurden.

Zum Schluß noch ein Wort über den Prosa-Anhang. Daß er nicht von Bettinen herrührt, ist schon früher erwähnt worden. Er scheint von Mannes Hand, also wohl von Carriere, geschrieben zu sein, geht aber inhaltlich, in seiner direkten Redeform, auf Schleiermachers Witwe selbst zurück. Und in der Tat gibt es einen Bericht über „Die letzten Tage und Stunden Schleier-

---

der Prüfstein dafür sein sollte, ob ihr die stilistische Verarbeitung der durch Carriere angeregten Gedanken in das Günderode-Buch auch gelungen sei.

[1]) Statt „in himmlischem Frühlingswetter" liest man überall „in himmlischem Frühlingsnektar"! ferner „Sonne und Geist" statt „Sinne und Geist", „paßt eine Religionsmaske zusammen" statt „pappt eine Religionsmaske zusammen" und „aus gottliebender Erzeugung" statt „aus Gottes liebender Erzeugung".

machers", den seine Gattin wenige Tage nach seinem Hinscheiden niedergeschrieben. Dieser Bericht findet sich abgedruckt in dem Jahrgang 1851 der „Zeitschrift für die historische Theologie", und dort finden wir auf S. 147 folgende fast gleichlautenden Sätze: „Einmal rief er mich an sein Bette und sagte: ‚Mutter, ich bin doch eigentlich in einem Zustande, der zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwankt' (er hatte nämlich Opium bekommen, das ihn viel schlummern machte); ‚aber in meinem Innern erlebe ich die schönsten Augenblicke; ich muß immer in den tiefsten Speculationen sein, die aber mit den innigsten religiösen Empfindungen ganz eins sind'." Die Übereinstimmung beider Fassungen schließt jeden Zweifel darüber aus, daß Carrieres Niederschrift auf dieselbe Quelle wie jener Abdruck zurückgeht, ja er scheint, nach der Art seiner Abweichungen zu urteilen, sogar den ursprünglicheren Wortlaut dieser Quelle bewahrt zu haben.

ANTON KIPPENBERG
KLEINERE MITTEILUNGEN

1. Änderungen Goethes in einem Eckermannschen Gedicht

Von der in Eckermanns Gedichten 1838 (S. 172—196) abgedruckten Trilogie „Goethe's Portrait, auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Bayern gemalt von Stieler. 1829" besitze ich in Eckermanns Nachlaß die sauber auf Folioblättern geschriebene Handschrift. Sie erhält dadurch besonderen Wert, daß Goethe darin eine Anzahl von Stellen mit Bleistift oder Tinte geändert und allzu Weitschweifendes gestrichen hat. Schon bei einer ersten Durchsicht scheint Goethe die Änderung einzelner Teile, die er durch Striche am Rand kenntlich machte, mit Eckermann besprochen zu haben. Beim Abdruck der Gedichte machte der Adept indessen von den meisten Ratschlägen des Meisters keinen Gebrauch; so ließ er auch Goethes Vorschlag, den Titel des ersten Gedichtes, „Der König", zu ändern in „Im Sinne des Königs poetischer Versuch", unberücksichtigt. Eine bezeichnende Verbesserung Goethes aber, die Eckermann sich zu eigen machte, sei hier mitgeteilt. Nach einer bedingten Verherrlichung Voltaires fährt Eckermann fort:

Und Goethe nun, mit dem sich jener Mann,
Trotz gleichem Ruhm, sich nicht vergleichen kann, . . .

Goethe aber änderte diese Verse so:

Und Goethe nun, der sich mit jenem Mann,
Bey gleichem Ruhm, gar wohl vergleichen kann.

Vorher wollte er — diese Fassung strich er wieder, vielleicht auf Eckermanns Protest hin — noch bescheidener sagen:

Bey gleichem Ruhm, sich kaum vergleichen kann.

2. Baumgartens Stich des Schmollschen Goethe-Bildnisses von 1790

Hermann Rollett beschreibt in seinen „Goethe-Bildnissen" (1883, S. 38) einen Kupferstich in gr.-4° von Baumgarten nach dem Stich, der auf Grund wiederum eines Stiches nach der Schmollschen Zeichnung in Lavaters Physiognomik, als erstes selbständiges Kunstblatt, das Goethe darstellte, 1777/8 in Winterthur erschien. (S. auch Zarncke im Goethe-Jahrbuch IV, 1883, S. 145 ff.) Obgleich Rollett den Künstlernamen am Stichrand unten rechts richtig liest: „i. Baumgarten sc. 1790", verzeichnet er im Register: „J. Baumgarten, Kupferstecher gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts." Denn die Bedeutung des kleinen i vor dem Namen war ihm damals nicht klar, und konnte es nicht sein. Im Katalog meiner Sammlung, wo das Blatt unter Nr. 163 aufgeführt wird, blieb dann der Vorname überhaupt fort. Nun kann ich diese Aufnahme dahin ergänzen, daß niemand anders als der schweizerische Findling und Schützling Goethes Peter im Baumgarten der Verfertiger des Blattes war. Baumgartens Leben und Goethes Beziehungen zu ihm haben Julius Voigt (Goethe und Ilmenau, 1912, S. 71 ff.) und Hans Gerhard Gräf (Goethe in Berka an der Ilm, 1911, S. 27 ff.) auf Grund der im Goethe- und Schiller-Archiv befindlichen Akten und Briefe und der Kirchenbücher ausführlich geschildert (vgl. dazu neuerdings den Aufsatz „Goethes Briefwechsel mit Oberjägermeister Joh. Christ. v. Düring" im

„von Düringschen Familienblatt“ III, 1921, S. 69ff.). Schon in Ilmenau hatte Peter den Wunsch, Maler oder Kupferstecher zu werden, ein Plan indessen, dem Goethe sich auf das entschiedenste widersetzte. „Der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre.“ Und dies Handwerk war die Jägerei. So mußte Peter den grünen Rock tragen und heiratete im Jahre 1786 in Berka, wie es scheint wider Willen, als Jägerbursche die Tochter des dortigen Pfarrers Hoffmann. Bald aber muß er sich seiner alten Liebe wieder zugewandt haben, denn bei dem Kirchenbuch-Eintrag über die Geburt seines Sohnes 1790 wird er als „Kupferstecher in Berka“, bei dem über die Geburt einer Tochter im Jahre 1793 als „Kupferstecher, zur Zeit in Leipzig“ bezeichnet. Da das Kirchenbuch im Jahre 1800 die Wiedervermählung der Witwe Peters und diesen 1817 bei dem Vermerk über die Eheschließung seines Sohnes als „gewesenen Kupferstecher in Weimar“ aufführt, so ist anzunehmen, daß Peter Ende der neunziger Jahre in Weimar gestorben ist. Goethe hat sich, wie es scheint, nach schlimmen Erfahrungen im letzten Lebensjahrzehnt Peters nicht mehr um seinen einstigen Schützling gekümmert; mit diesem sehr schön ausgeführten Blatte aber, dem einzigen Zeugnis seiner Kunst, das sich bisher hat nachweisen lassen, hat Peter im Baumgarten seinem langjährigen väterlichen Gönner ein Denkmal gesetzt.

Unter den Paten des Sohnes wird im Berkaer Kirchenbuch von 1790 Johann Heinrich Lips, der Landsmann Peters und wohl sein Lehrer in der Kupferstecherkunst, genannt. Lips lebte von 1789 bis 1794 in Weimar und wirkte dort an der Zeichenschule. Zarnckes Annahme, das genannte Kunstblatt von 1777/8 rühre von Lips her, erhält dadurch eine wesentliche Stütze; die Vermutung liegt

nahe, daß Lips Peter zum Nachstich seines Kupferstiches nach Schmoll veranlaßt hat.

3. Zur Erklärung einer Faust-Stelle

In der Dom-Szene sagt Gretchen nach dem ersten Anruf des bösen Geistes:

Weh! Weh!
Wär ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Die anscheinend zunächst liegende und bisher allgemein angenommene Deutung der beiden letzten Verse hält bei genauerer Betrachtung nicht Stich: das Bild der Gedanken, die Gretchen hin und her („rüber und nüber", wie es im Urfaust heißt) gehn und zugleich gegen sie — also gleichsam nach zwei verschiedenen Richtungen —, wäre schief. Ihren Sinn bekommt die Stelle erst, wenn wir das „wider mich" als einen jener Gallizismen erkennen, an denen die Sprache des jungen Goethe reich ist: wider mich ist malgré moi (mijn ondanks, sagt der Holländer) = ohne mein Zutun, ohne daß ich es hindern könnte. Und diese Auffassung bestätigt der Urfaust: hier steht nach „gehen" ein Komma, das im Fragment und dann in allen späteren Ausgaben irrtümlich fortgeblieben ist. Bei künftigen Abdrucken des Faust sollte man es wieder einfügen, um den Sinn der Worte klarer hervortreten zu lassen.

4. Ein Erlaß des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar

Der Großvater Carl Augusts, Herzog Ernst August, der die Weimarischen Lande von 1728 bis 1748 regierte, war ein tüchtiger und pflichttreuer Regent, aber er sorgte zu-

gleich für sein und seines Volkes Vergnügen. Er liebte das Waffenhandwerk, die Jagd und den Gartenbau und beförderte Kunst und Wissenschaft; seinen Bürgern gab er gern Feste, gewährte ihnen einen dritten Jahrmarkt und führte das jährliche Vogelschießen in Weimar ein. Er hat u. a. das Schloß Belvedere mit den damals üblichen Schnurrpfeifereien im Park und das Wilhelmsthaler Schloß erbaut, aber ein wenig absonderlich wie er war, ließ er auch zwischen Weimar und Belvedere nach allen Regeln der Festungsbaukunst ein für die Stadt völlig zweckloses Fort, die Falkenburg, errichten, das denn auch nicht lange gestanden hat. Im Jahre 1732 stiftete er den Falkenorden.

Unter meinen Vimariensien der vorgoethischen Zeit nun befindet sich ein mit großen Lettern rot bedrucktes, zweifellos zum Aushang bestimmt gewesenes Blatt, das folgendes Edikt des Herzogs den Oberen und Untertanen des Landes bekanntgibt:

Von GOttes Gnaden Wir Ernst August, Hertzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Westphalen, Landgraf in Thüringen, Marggraf zu Meißen, gefürsteter Graf zu Henneberg, Graf zu der Marck und Ravensberg, Herr zum Ravenstein, Der Römisch-Kayserl. Majestät würcklicher commandirender General von der Cavallerie, und Obrister über zwey Regimenter zu Roß und Fuß. Fügen denen von der Ritterschafft und Adel, ingleichen Unseren Beamten, Räthen in Städten, und anderen Gerichts-Herren, wie auch Richtern und Schultheissen in Flecken und Dörfern, sowohl insgemein allen Unsern Unterthanen hiermit zu wissen, wasmassen Wir nicht ohne Befrembden vernehmen müssen, wie sich sowohl in Unsern Landen, als auch auswärts, Leute finden sollen, welche

auf eine betrügerische Art und Weise, und durch besondere Handgriffe, da sie Gold zu machen versprechen, und sich für Adeptos auszugeben, sich nicht entblöden, und dennoch nichts anders wissen, als allerhand gedruckte Scartequen aufzuweisen, und solche vor wahr auszugeben, um dadurch ihr Leben hinzubringen, Unsere Bürger und Unterthanen dermassen hinter das Licht führen und aussaugen, daß selbige an den Bettelstab gerathen, und dadurch ausser Stand gesetzt werden, die Herrschafftliche Gefälle schuldiger massen abzutragen, wie man denn dergleichen Exempel, leider! allschon erlebet hat. Gleichwie nun nöthig seyn will, daß diesem verderblichen Übel baldmöglichst Einhalt geschehe, und dergleichen offenbahre Betrüger, wie billig, mit Nachdruck bestraffet werden; Also befehlen Wir hierdurch respective gnädigst und ernstlich, es wollen vorietzo und in zukünftigen Zeiten Eingangs ermeldte von der Ritterschafft und Adel, Beamte, Räthe in Städten, und andere Gerichts-Herren, auch Richtere und Schultheissen in Flecken und Dörffern, sowohl alle Unsere Unterthanen fleißige Acht haben, daß dergleichen Landstreicher und verderbliche Leute, die sich in Unsern Landen befinden, und wohnhafft sind, oder von andern Orten sich noch einschleichen solten, entdecket und aufgesuchet, auch nach beschehener Untersuchung und befundenen Betrug ins Zuchthaus allhier gebracht, diejenigen aber, welche die Realität ihrer Wissenschafft mit Gründen der Wahrheit vor Gott und Menschen zu behaupten vorgeben, an Uns immediate mit einer guten und verschwiegenen Art gebracht und gewiesen werden sollen, massen ein erfahrner Mann sich nicht unter Schuster und Schneider auf die Bier-Bäncke setzen wird. Uhrkundlich ist gegenwärtiges Mandat von Uns vollzogen,

auch im Druck durch öffentliche Affigirung publiciret worden. Geben Weimar, den 16. Mart. 1739.

Ernst August, H. z. S. (L. S.)

Nun muß man, um die Komik dieses Erlasses ganz auszukosten, wissen, daß der Herzog selbst die Alchimie mit größtem Eifer betrieb. Er hatte in seinem Schlosse zu Allstedt ein Laboratorium eingerichtet und stand mit den namhaftesten Alchimisten seiner Zeit in reger Verbindung. Seine Korrespondenz mit ihnen verwahren das Weimarer Staatsarchiv und das Goethe- und Schiller-Archiv. Eine Fülle handschriftlicher Rezepte und Traktate und alchimistischer Bücher aus dem Besitze des Herzogs besitzt die Weimarer Landesbibliothek.

Die Versuche des Herzogs, mit Hilfe der Alchimie zu Golde zu gelangen, waren wohl den guten Weimaranern nicht verborgen geblieben, und so mag auch sie das herzogliche Gelüste ergriffen und der Schwindel, wie immer auf solchem Boden, üppig geblüht haben. Davor wollte der Herzog seine Untertanen schützen, aber dem etwaigen Verlust der herrschaftlichen Gefälle galt vor allem seine Sorge, und dann — man kann nie wissen —, nun, das köstliche Mandat spricht für sich selber.

5. Die Specksche Goethe-Sammlung in New Haven

Es ist in Deutschland nur wenig bekannt, daß sich in New Haven, im Besitze der Yale University, eine Goethe-Sammlung von ungewöhnlicher Bedeutung befindet. Ihre Entstehung und Geschichte ist merkwürdig genug, um hier erzählt zu werden. Der Inhaber einer Drogerie in Haverstraw, einem kleinen Städtchen am Hudson, Herr

William A. Speck, dessen Vater aus Deutschland eingewandert war, wurde vor etwa dreißig Jahren durch die Lektüre des Götz von Berlichingen in der Schule zu leidenschaftlichem Interesse für Goethe angeregt und begann, zunächst mit seinem Taschengelde, die Werke Goethes in den Erstausgaben, aber immer mehr auch alles, was sich auf Goethe und seine Welt nur irgend bezog, zu sammeln. Besonderes Augenmerk wurde von Anfang an dem Faust zugewendet. So entstand im Laufe der Jahre eine umfangreiche Sammlung. Wenn auch die Gelegenheit zur Erwerbung heute kaum noch auffindbarer oder erschwinglicher Stücke damals noch verhältnismäßig leicht war, so ist es doch im höchsten Grade erstaunlich, wie eine solche Sammlung aus so weit entfernten Quellen hat gespeist werden können. Die Haverstrawer betrachteten diese Leidenschaft ihres Mitbürgers wohl als eine Art Narrheit. In weiteren Kreisen wurde die Sammlung erst bekannt, als Professor Dr. Julius Petersen im Jahre 1913 seine Vorlesungen über Goethes Faust an der Yale University durch eine daraus gebildete Faust-Ausstellung illustrierte. Das lebhafte Interesse, das diese Ausstellung fand, bewog Herrn Speck, seine Sammlung der Yale University zu dauerndem Besitz zu überlassen. Er siedelte nach New Haven über und verwaltet nun dort seine Sammlung als Kurator; auch gehört er dem Lehrkörper der Universität an und veranstaltet jedes Jahr einen Kursus zur Einführung in das Studium Goethes und seiner Zeit. Für eine würdige Aufstellung der von Herrn Speck gesammelten Schätze, die in Haverstraw in Kisten verpackt gestanden hatten, in den Räumen der Universitätsbibliothek wurde Sorge getragen. Das bisher Erreichte aber genügte Herrn Speck nicht. Er war und ist

vielmehr darauf bedacht, mit lebhafter Unterstützung der Universität seine Sammlung, insbesondere die Faust-Abteilung, weiter auszubauen. Über ihren Bestand an Büchern, Handschriften, Bildern und Medaillen unterrichtet das reich illustrierte dritte Heft der „Collections of Yale University". Vor einigen Jahren nun hat die Universität damit begonnen, besonders kostbare Stücke der Speckschen Sammlung in je hundert Exemplaren als Privatdrucke reproduzieren zu lassen. Bisher sind in kostbarster Ausstattung vier solcher Publikationen ausgegeben worden; ich verzeichne sie nach den Exemplaren, die ich der Güte des Herrn Speck verdanke.

I

Goethe in 1786. Photographic reproduction after the original silhouette in the William A. Speck collection of Goethiana, deposited in Yale University Library. [1915.] Mit 3 S. Text. 8⁰.

Die zuerst im Goethe-Jahrbuch xx abgebildete Silhouette.

II

Den funfzehn Englischen Freunden. Facsimile of An Autograph Poem Signed and Dated by Goethe after the Original in the William A. Speck Collection of Goethiana in Yale University Library. [1916.] Mit 12 S. Text. Gr.-4⁰.

Facsimiles and Reproductions of Unique or Rare Items from The William A. Speck Collection of Goethiana in Yale University Library. Number 2. Edition limited to one hundred copies printed under the direction of Yale University Press.

III

An Original Drawing by Goethe. From the William A. Speck Collection of Goethiana in Yale University Library.

With a short Paper on Goethe and the Graphic Arts. [1917.] Mit 11 S. Text. Größtes 4°.

Facsimiles and Reproductions ... Number 3. Edition limited to one hundred copies.

IV

Goethe August 28 th 1875 by Bayard Taylor. A reproduction in facsimile of the original manuscript in the William A. Speck Collection of Goethiana in Yale University Library. New Haven Yale University Library MDCCCCXVIII. Mit 6 S. Text. Größtes 4°.

Facsimiles and reproductions ... Number 4. Edition limited to one hundred copies.

Den kenntnisreichen Text zu den Publikationen hat Herr Speck selbst geschrieben. In welch hohem Sinne er seine Arbeit auffaßt, mögen die folgenden Worte aus dem Begleittext zum Faksimiledruck des Goetheschen Gedichtes „Den funfzehn Englischen Freunden" zeigen: „The manuscript ... has been chosen, ... because in these times of distorted international perspective, it is a pleasure to call renewed attention to Goethe's dream of a ‚World Literature', an idea, or ideal rather, the pursuit and elaboration of which formed one of the chief objects and joys of the poet's last years."

Wir Deutsche haben allen Anlaß, uns dieses schönsten Goethedenkmals in den Vereinigten Staaten herzlich zu freuen.

6. Eine groteske Mystifikation

Im Jahre 1804 erschien eine neue französische Werther-Übertragung unter dem Titel: „Werther, Traduit de l'Allemand sur une nouvelle édition, Augmentée, par l'Auteur,

de douze Lettres, et d'une Partie historique entièrement neuve. Par C. L. Sevelinges. A Paris, Chez Demonville ... An XII — 1804." Schon früher, im Juli 1802, hatte derselbe Sevelinges eine sehr freie Übertragung, man kann fast sagen Bearbeitung des „Wilhelm Meister" unter dem Titel: „Alfred, ou les années d'apprentissage de Wilhelm Meister" in drei Bänden herausgegeben. Seine Werther-Übertragung zeichnete sich vor ihren Vorgängerinnen dadurch aus, daß ihr zum erstenmal die Goethische Bearbeitung des Romans vom Jahre 1787 zugrunde gelegt wurde.

Im Oktober 1922 nun verzeichnete der Antiquariats-Katalog Nr. 11 der Librairie Jean Vitis in Paris ein Exemplar dieser Ausgabe aus dem Besitz des Herrn von Sevelinges, der sein ihm von der Revolution genommenes Adelsprädikat auf dem Titelblatt handschriftlich wieder eingefügt hatte. Aber noch eine Besonderheit zeigt dies Exemplar: es liegt ihm nach Angabe des genannten Kataloges folgender, im Auftrage Goethes französisch geschriebener Brief an den Übersetzer bei:

Weimar, 27 de novembre 1804.

Monsieur le Chevalier,

M. de Goethe étant encore extrêmement souffrant de sa fatale chute, il me donne la très agréable commission de vous exprimer sa vive satisfaction du précieux cadeau que vous venez de lui faire. Il devrait cependant vous en vouloir, car il dit que votre Werther fera oublier le sien. Partout on voudra désormais le lire en français; en lui conservant tout le feu de l'original vous lui avez prêté des grâces et un charme de style où respire toute la douceur de votre langue. Ce sont les propres expressions de mon

illustre ami. Agréez, Monsieur le Chevalier, avec l'hommage de sa reconnaissance, l'assurance et la haute estime de votre toute dévouée

Julie Volpius.

Dieses Schreiben ist eine Fälschung. Schon innere Gründe schließen es aus, daß Goethe einen derartigen Brief sollte veranlaßt haben, aber eine Julie Vulpius hat nie gelebt, und Goethe hat im Jahre 1804 keinen Unfall erlitten und war im November nicht leidend; am 22. und 29. November empfing er die Damen der Hofgesellschaft bei sich.

Aus welcher Zeit die Fälschung stammt, läßt sich natürlich nicht sagen. Vermutlich hat Sevelinges, der ein etwas eitler und schnurriger Mann war, sie vornehmen lassen, um sich als den berufensten Werther-Übersetzer dokumentarisch auszuweisen. Da seine Übertragung umstritten und andere als besser bezeichnet wurden, wird er das erfundene Lob Goethes zu seinen Gunsten benutzt haben. Goethe selbst ließ er, da seine Schrift den Lesern bekannt sein konnte, nicht schreiben. Daß ein Franzose damals über Goethes Verhältnis zu Christiane — sie meinte er wohl als angebliche Schreiberin des Briefes — Bescheid wußte, mag wundernehmen, aber Sevelinges zeigt sich in den Vorworten seiner Übertragungen als über Goethe ungewöhnlich gut unterrichtet.

INHALT

TAFELN



GEDRUCKT BEI
POESCHEL & TREPTE
IN LEIPZIG